<36604272310016

<36604272310016

Bayer. Staatsbibliothek

Voltair's

sämtliche

Schriften.

Neunter Band.

Berlin,
bei Arnold Wever, 1787.

Wb 44 | 2509

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Versuch
einer
Schilderung der Sitten
und des
Geistes der Nationen
wobei die
Hauptthatsachen in der Geschichte von Karl dem Grossen an bis zu Ludwig XIII. aufgestellt werden.

Sechster Theil.

Inhalt.

Erstes Kapitel. Von Heinrich dem IV. , , Seite 1 - 88.

Zweites Kapitel. Von Frankreich unter Ludwig dem XIII. bis zur Staatsverwaltung des Kardinals de Richelieu. Versammlung der Landstände in Frankreich. Das Reich wird übel regiert. Ermordung des Marechals d'Ancre. Seine Gemalin wird zum Scheiterhaufen verurtheilt. Herzog de Luines wird erster Staatsminister. Bürgerliche Kriege. Wie der Kardinal de Richelieu in's Konseil kam , , 88 - 136.

Drittes Kapitel. Von dem Ministerium des Kardinals de Richelieu , , , 136 - 222.

Viertes Kapitel. Von der Regierungsverfassung und den Sitten in Spanien, von Philipp dem II. an, bis auf Karl'n den II. , 222 - 242.

Fünftes Kapitel. Von den Teutschen unter Rudolph dem II.,

Matthias, und Ferdinand dem II. Von den Unglüksfällen des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. Von Gustav Adolph's Eroberungen. Westphälischer Friede, u. s. w. . . S. 242-274.

Sechstes Kapitel. Von England bis zu dem Jahre 1641 274-298.

Siebentes Kapitel. Von dem Unglük, und dem Tode Karl's des I. 298-334.

Achtes Kapitel. Von Cromwell 334-353.

Neuntes Kapitel. Von England unter Karl'n dem II. . 353-382.

Zehntes Kapitel. Von Italien, und vornemlich von Rom, am Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Von der Kirchenversammlung zu Trient. Von der Verbesserung des Kalenders, u. s. w. . 382-401.

Elftes Kapitel. Von Sixt dem V. 402-416.

Zwölftes Kapitel. Von Sixt's des V. Nachfolgern . 416-433.

Dreizehntes Kapitel. Verfolg von Italien im siebzehnten Jahrhunderte . . 433-443.

Vierzehntes Kaptel. Von Holland im siebzehnten Jahrhunderte 443-457.

Erstes

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Von Heinrich dem IV.

Wenn man Heinrich's des IV. Geschichte im Daniel liest, so erstaunt man darüber, daß man keinen grossen Mann an ihm findet. Kaum erblikt man daselbst seinen Karakter; wenige von seinen schönen Antworten, die eine Abbildung seiner Seele sind; nichts von der, der Unsterblichkeit würdigen, Rede, die er in der Versammlung der Notablen zu Rouen hielt; gar nichts Umständliches von allem Guten, das er dem Vaterlande that. Trokken erzälte Kriegsoperationen, lange Parlamentsreden zu Gunsten der Jesuiten, und endlich die Lebensbeschreibung des Paters Coton, machen im Daniel Heinrich's des IV. Regierungsgeschichte aus.

Bayle, der oft eben so tadelnswehrt und klein erscheinet, wenn er über Geschichte und

Welthändel urtheilt, als er scharfsinnig und tiefdenkend ist, wenn er die Dialektik behandelt, fängt seinen Artikel Heinrich der IV. mit dem Urtheile an: Wenn man ihn zum Eunuchen gemacht hätte, so hätte er den Ruhm der Alexander und Cäsare verdunkeln können. Das gehört zu den Dingen, die er aus seinem Diktionnär hätte wegstreichen sollen. Seine Dialektik verlässt ihn sogar bei dieser lächerlichen Voraussezung; denn Cäsar war weit ausschweifender, als Heinrich der IV. verliebt war, und man sieht nicht ab, warum Heinrich der IV. es hätte weiter bringen sollen, als Alexander. Konnte Bayle behaupten, daß man ein Halbmensch sein musste, um ein grosser Mann zu sein? Wusst' er nicht überdies, welche Menge grosser Feldherren die Liebe mit den Waffen vereinigte? Von allen Kriegern, die sich einen Namen erworben, ist Karl der XII. vielleicht der Einzige, der dem schönen Geschlecht gänzlich entsagt hat; und auch dieser hatte mehr Widerwärtigkeiten, als glükliche Erfolge.

Es ist nicht meine Absicht, in diesem ernsthaften Werke, der eitlen Galanterie zu schmeicheln, die man der Französischen Nation vor-

wirft; sondern ich will nur auf eine sehr grosse Wahrheit aufmerksam machen, daß die Natur, die alles giebt, denenjenigen fast allemal Kraft und Mut benimmt, denen man die Zeichen der Mannheit geraubt hat, oder bei denen diese Zeichen unvollkommen sind. Bei allen Thierarten wirkt die Natur; nicht der Ochse kämpft, sondern der Stier. Leib und Seele ziehn ihre Stärke aus dieser Quelle des Lebens. Unter den Eunuchen war nur Ein Narses Feldherr; und Origenes und Photius sind die einzigen Gelehrten.

Heinrich der IV. war oft verliebt, und zuweilen auf eine lächerliche Weise; aber nie ward er weichlich. Die schöne Gabriele nennt ihn in ihren Briefen mein Soldat. Dies einzige Wort widerlegt Bayle'n. Zum Beispiel für die Könige, und zum Trost für die Völker, ist es zu wünschen, daß man in andern Werken, in Mezerai's grosser Geschichte, im Perefixe, und in Sülli's Denkwürdigkeiten, das lese, was die Zeiten dieses guten Fürsten angeht. *)

*) Jene Stelle in Bayle's Diktionnär kann, so wie eine grosse Menge andrer, für weiter nichts als für Plaisanterie angesehn werden.

Wir wollen zu unserm Privatgebrauch eine kleine zusammengedrängte Schilderung seines zu kurzen Lebens entwerfen. Von seiner Kindheit

Es ist ausgemacht, ein Fürst, der die Sicherheit vor Strafen, die ihm sein Rang giebt, nüzt, um einem seiner Unterthanen seine Frau zu rauben, handlet als Tyrann; Ehebruch ist für den Souverän so gut ein Verbrechen wie für den Privatmann; aber die Umstände, die ein Verbrechen vergrössern oder verringern, ohne jedoch dessen Wesen zu verändern, machen dies Verbrechen bei einem Könige strafbarer als bei einem Privatmanne.

Noch mus man gestehen, daß ein Fürst, der seine Liebeshändel bekannt werden lässt, sich sowohl durch den Einflus, den er aus Schwachheit seinen Mätressen einräumt, als auch durch Handlungen, wozu ihn die Liebe hinreissen kann, und die seiner unwürdig sind, ja sogar durch die Ridikuls herabwürdigen kann, womit die Treulosigkeiten oder der Uebermut seiner Mätressen ihn zu bedekken vermögend sind.

Inzwischen ist von allen Leidenschaften der Könige Liebe noch immer diejenige, welche für ihre Völker die am wenigsten nachtheiligen Folgen hat. Nicht Marie Touchet riet zur St. Bartholomäusnacht; nicht die Frau de Montespan trug zum Widerruf des Edikts von Nantes bei. Nicht die Mätressen Ludwig's XV. oder sein erster Minister veranlassten das Edikt von 1724. Die Beichtväter der Könige haben Europa weit mehr Schaden zugefügt als ihre Mätressen.

an lebt er unter Unruhen und Unglüksfällen. In seinem vierzehnten Jahre wohnt er der Schlacht bei Moncontour bei. Er wird nach Paris zurükberufen, und mit Karl's des IX. Schwester vermält, blos um seine Freunde um sich herum ermorden zu sehn, selbst Lebensgefahr auszustehn, und beinahe drei Jahr lang Staatsgefangner zu bleiben.

Aus seinem Gefängnis entkommt er, blos um alle Mühseligkeiten und allen Glükswechsel des Krieges auszustehn, wo es ihm oft am Notwendigsten fehlt, wo er niemals Ruhe hat, sein Leben wagt, wie der verwegenste gemeine Soldat, Thaten thut, die unglaublich scheinen, und nur dadurch glaublich werden, daß er selbst sie wiederholentlich erzält; zum Beispiel, daß er, bei der Eroberung von Cahors, im Jahre 1599 fünf Tage in den Waffen zubrachte, von Strasse zu Strasse focht, ohne beinahe auszuruhen. Den Sieg bei Coutras hatte man vornemlich seiner

Endlich müssen wir noch bemerken, daß die Liebe zu Vergnügungen und die Keuschheit sich, eine so gut wie die andre, mit allen Tugenden und allen Lastern, allen grossen Handlungen und allen Verbrechen vertrage.

A. der Kehlschen Herausgeber.

Tapferkeit zu danken. Seine Leutseligkeit nach dem Siege musste ihm alle Herzen gewinnen.

Heinrich's des III. Ermordung macht ihn zum Könige von Frankreich; aber die Hälfte der Häupter der Armee nimmt die Religion zum Vorwande, ihn zu verlassen; so wie die Ligue, ihn nicht anzuerkennen. Sie wählt ein Schattenbild zum Könige, einen Kardinal von Bourbon-Vendome; und der König Philipp der II. von Spanien, der durch sein Geld die Ligue beherrschte, rechnet Frankreich schon unter seine Provinzen. Der Herzog von Savoyen, Philipp's Eidam, fällt in die Provence und das Delphinat ein. Das Parlament von Languedok verbietet, bei Todesstrafe, ihn anzuerkennen, und erklärt ihn für unfähig, jemals die Französische Krone zu besitzen, in Gemäsheit der Bulle unsers heiligen Vaters, des Pabstes. Das Parlament von Rouen erklärt alle seine Anhänger des Verbrechens der beleidigten göttlichen und menschlichen Majestät schuldig. *)

Im September 1589.

*) Die Apologisten der Jesuiten haben diese Arrets den Parlamentern vorgeworfen, als sie die Jesuiten, denen sie eben diese Exzesse Schuld gaben, aufhoben. Die Billigkeit

Heinrich der IV. hatte nichts auf seiner Seite, als seine gerechte Sache, seinen Mut, und etliche Freunde. Nie war er im Stande, eine Armee lange auf den Beinen zu halten; und was für eine Armee? Sie belief sich fast niemals auf volle zwölftausend Mann; das war noch nicht so viel, als unsre heutige Detaschements. Seine Diener kamen wechselsweise, und stellten sich unter seine Fahnen, um einige Monate zu dienen, und dann wieder zurük zu gehn.

zwingt uns die Bemerkung ab, daß man einem Corps nur die Verbrechen vorwerfen mus, die aus dem Interesse oder aus dem Geiste dieses Corps entsprungen sind. Man kann alsdann zu dessen Mitgliedern sagen: Das haben Eure Vorgänger gethan; das kann man unter den nemlichen Umständen von Euch erwarten; der Geist, der sie beseelte, ist noch nicht erloschen; Euer Interesse ist noch immer eben dasselbe. Aber es ist eben so unbillig, wenn man den weltlichen Corps die Verbrechen aus Fanatismus und Aberglauben vorwirft, mit denen ihre Vorfahren sich beflekt haben, als wenn man den Nachkommen der Tavanen und Guisen über die Exzesse der Bartholomäusnacht Vorwürfe sagte.

Anm. der Kehlschen Herausgeber.

Die Schweizer, die er kaum zu bezalen vermochte, und einige Kompagnieen Lanzenierer, machten die beständige Grundlage seiner Truppen aus. Er musste von einer Stadt zur andern fliegen, und unaufhörlich kämpfen und unterhandeln. Fast giebt es keine Provinz in Frankreich, wo er nicht, an der Spize einer Handvoll Leute, grosse Thaten verrichtet hätte.

Im Oktober 1589. Gleich Anfangs schlägt er, in der Schlacht bei Arques und Dieppe, mit ungefähr fünftausend Mann, die zwanzigtausend Mann starke Armee des Herzogs von Mayenne. Damals schrieb er dem Marquis de Crillon diesen Brief: Hänge Dich auf, braver Crillon, wir haben bei Arques geschlagen, und Du warst nicht dabei. Lebe wohl, mein Freund, ich liebe Dich troz Höll und Teufel. Hernach nimmt er die Vorstädte von Paris ein, und nur der Mangel an Soldaten hindert ihn, die Stadt zu erobern. Er mus sich zurükziehn, sogar in verschanzte Dörfer mit Gewalt eindringen, um sich Wege zu öfnen, und die Gemeinschaft mit den Städten zu unterhalten, welche seiner Sache beistehn.

Unterdessen daß er solchergestalt in unaufhörlichen Ermüdungen und Gefahren lebt, kommt der Kardinal Caëtani, als Römischer Legat, ganz ruhig nach Paris, und schreibt, im Namen des Pabstes, Geseze vor. Die Sorbonne erklärt einmal über das andre, daß er nicht König ist, und die Ligue regiert, unter dem Namen des Kardinals de Vendome, den man Karl'n den X. nannte, und in dessen Namen man Geld prägte, unterdessen daß der König denselben in Tours gefangen hielt. *)

*) Was wir in der vorhergehenden Note gesagt haben, kann auch hier angewandt werden. Die Sorbonne handelte nach den Grundsäzen der Intoleranz, die von allen Theologen angenommen wird, aus dem Interesse der Kirchlichen Autorität, dem allgemeinen Geiste der Klerisei; so lange sie in ihren Schulen nicht lehret, daß jede Gewaltthätigkeit, die hier auf Erden gegen Kezerei und gegen Irreligiosität ausgeübt wird, gegen die Gerechtigkeit, folglich gegen Gottes Gesez ist; so lange sie nicht lehret, daß die Klerisei keine andre Gerichtsbarkeit haben kann, als die sie von der weltlichen Macht empfängt, welche das Recht behält, sie derselben zu berauben, so ist man berechtigt zu glauben, daß die Sorbonne ihre Grundsäze der Intoleranz und des Aufruhrs beibehalten hat.

Die Mönche verhezen das Volk gegen ihn. Die Jesuiten machen Kurierritte von Paris nach Rom und nach Spanien. Der Pater Matthieu, den man nur den Kurier der Ligue nannte, verschaft ohn' Unterlas Bullen und Soldaten. Der König von Spanien schikt funfzehnhundert Lanzenfähnlein, welche ungefehr viertausend Reiter ausmachen, und
Den dreitausend Mann von der alten Wallonischen
14ten Infanterie, unter dem Grafen von Egmont,
März 1590. einem Sohn des Grafen von Egmont, dem dieser König hatte den Kopf abschlagen lassen. Nun sammelt Heinrich der IV. die wenigen

Ueberdies ist es nur zu bekannt, daß sie ohne Erröten in der Censur des Belisar, und noch vor Kurzem in der Censur von Raynals philosophischer Geschichte der Handlung der beiden Indien, die Grundsäze der Meuchelmörder und Henker des sechszehnten Jahrhunderts laut vortragen.

So unbillig es also wäre, den Parlamentern ihre Arrets gegen Heinrich IV. vorzuwerfen, so billig ist es, der Sorbonne ihr Dekret gegen Heinrich III., ihre Entscheidungen gegen Heinrich IV, ihren Instruktionen für den Pater Mathieu, u. s. w. u. s. w. u. s. w. vorzuwerfen.

Anmerk. der Kehlschen Herausgeber.

Truppen, die er bekommen kann, und bringt doch nicht einmal zehntausend Mann zusammen. Er liefert die berühmte Schlacht bei Jvri gegen die Liguisten, welche der Herzog von Mayenne anführte, und gegen die Spanier, die ihm an Anzal, an Geschüz, und an allem überlegen waren, was zur Unterhaltung einer beträchtlichen Armee dienen kann. Er gewinnt diese Schlacht, wie er die bei Coutras gewonnen hatte, indem er sich, durch einen Wald von Lanzen, mitten in die feindlichen Glieder stürzt. Man wird sich in allen Jahrhunderten der Worte erinnern: Wenn Ihr Eure Fahnen verliert, so richtet Euch nach meinem weissen Federbusch; Ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Ruhms finden. Schont der Franzosen! rief er, als die Sieger die Ueberwundnen mit Grausamkeit behandelten.

Hier geht es anders, als bei Coutras, wo er kaum thun konnte, was er wollte. Er verliert keinen Augenblik, den Sieg zu benuzen. Seine Armee folgt ihm mit Freuden; sie wird sogar verstärkt. Bei dem allen hatte er doch nicht funfzehntausend Mann, und mit diesen

wenigen Truppen belagert er Paris, das noch zweimalhundertundzwanzigtausend Einwohner hatte. Es ist ausgemacht, daß er durch Hunger die Städte würde zur Uebergabe genöthigt haben, wenn er nicht selbst, aus zu grossem Mitleiden, erlaubt hätte, daß die Belagerer den Belagerten Nahrungsmittel zubrachten. Vergebens liessen seine Generale, in seinem Namen, Verbote bei Todesstrafen ausgehn, den Parisern Lebensmittel zukommen zu lassen; die Soldaten selbst verkauften ihnen dergleichen. Eines Tages, als man, des Beispiels wegen, zwei Bauern aufhängen wollte, welche Karren mit Brod an ein Schlupfpförtchen in der Stadtmauer hingebracht hatten, begegnete ihnen Heinrich, der seine Quartiere visitirte. Sie fielen auf die Kniee, und stellten ihm vor, daß sie kein ander Mittel hätten, ihr Brod zu verdienen: Geht in Gottes Namen nach Hause, sagte der König, und gab ihnen alles Geld, das er bei sich hatte: Der Bearner ist arm, sezte er hinzu, wenn er mehr hätte, würd' er Euch mehr geben. Ein gefühlvolles Herz kann dergleichen Züge nicht lesen, ohne Thränen der Bewundrung und der Liebe zu vergiessen.

Unterdessen daß er Paris bedrängte, hielten die Mönche, bewafnet, Prozessionen, mit der Muskete und dem Kruzifix in der Hand und mit dem Küras auf der Brust. Das Parlament, die Obergerichte, und die Bürger, schworen auf das Evangelium, in Gegenwart des Legaten nnd des Spanischen Gesandten, ihn nicht anzunemen. Endlich aber fehlt es an Lebensmitteln, und die Hungersnot steigt auf das Aeusserste. Im Juni 1590.

Philipp der II. schikt den Herzog von Parma mit einer starken Armee den Parisern zu Hülfe. Heinrich der IV. eilt, ihm eine Schlacht anzubieten. Wer kennt nicht den Brief, den er aus dem Lager, wo er die Schlacht zu liefern gedachte, an die durch ihn berühmt gewordene Gabrielle d'Etrees schrieb: Wenn ich sterbe, so ist mein lezter Gedanke an Gott, und der vorlezte an Dich. Im Oktober 1590.

Der Herzog von Parma nam die Schlacht nicht an. Er war nur gekommen, um Paris beizustehn, und die Ligue vom Könige von Spanien abhängiger zu machen. Diese grosse Stadt, in Angesicht einer überlegnen Armee, mit so wenigen Truppen zu belagern, war

eine unmögliche Sache. So ward also abermals seinem Glükke Einhalt gethan, und seine Siege unnüz gemacht. Wenigstens verhindert er doch den Herzog von Parma, Eroberungen zu machen, marschirt ihm, bis an die äussersten Grenzen der Picardie, zur Seite, und zwingt ihn, nach Flandern zu gehn.

Kaum hat er sich dieses Feindes entledigt, als der Pabst Gregor der XIV., Sfondrati, einen Theil der von Sixt dem V. gesammelten Schäze dazu anwendet, der Ligue Truppen zuzuschikken. Der Jesuit Jouvency gesteht in seiner Geschichte, daß der Jesuit Nigri, der in Paris Novizenmeister war, alle Novizen dieses Ordens in Frankreich versammelte, und sie, bis nach Verdün, der Päbstlichen Armee entgegenführte, sie unter die Regimenter stekte, und dieser Armee einverleibte, welche die Spuren der allerabscheulichsten Ausschweifungen in Frankreich zurükließ. Dieser Zug schildert den Geist der damaligen Zeit.

Damals konnten die Mönche wohl schreiben, daß der Bischof von Rom das Recht hätte, die Könige abzusezen. Es war andem,

daß dieses Recht mit gewafneter Hand bestätigt werden sollte.

Heinrich der IV. hatte immer mit Spanien, Rom und Frankreich, zu kämpfen; denn der Herzog von Parma hatte, bei seinem Abzuge, dem Herzoge von Mayenne achttausend Mann zurükgelassen. Ein Neffe des Pabstes dringt, mit Italienischenn Truppen und Monitorien, in Frankreich ein, und vereinigt sich im Delphinat mit dem Herzoge von Savoyen. Lesdiguiere, der hernach der lezte Konnetable von Frankreich, und der lezte mächtige Privatmann, war, schlug die Savoyischen und Päbstlichen Truppen. Er führte den Krieg, wie Heinrich der IV., mit Hauptleuten, die nur eine Zeitlang dienten; schlug aber doch diese reguläre Armeen. Alles war damals Soldat in Frankreich; Bauer, Handwerker und Bürger. Dies verheerte das Land, verhinderte es aber doch am Ende, eine Beute seiner Nachbaren zu werden. Die Päbstlichen Soldaten zerstreuten sich, nachdem sie nichts weiter gethan, als Beispiele einer Wollust gegeben hatten, wovon man, jenseits ihren Alpen, nichts wusste. Die Landleute verbrann-

ten die Ziegen, welche die Regimenter in ihrem Tros hatten.

Philipp der II. fuhr fort, dieses Feuer, immer aus dem Innern seines Pallastes zu unterhalten und zu lenken, und gab dem Herzoge von Mayenne immer nur schwachen Beistand, damit er weder zu schwach, noch zu mächtig, würde; verschwendete auch viel Gold in Paris, damit seine Tochter Klare Eugenie, nebst ihrem künftigen Gemal, daselbst als Königin von Frankreich möchte anerkannt werden.

In dieser Absicht schikt er noch einmal den Herzog von Parma nach Frankreich, als Heinrich der IV. Rouen belagert, wie er ihn, bei der Belagerung von Paris, dahin geschikt hatte. Er versprach der Ligue, eine Armee von fünfzigtausend Mann marschiren zu lassen, sobald seine Tochter Königin wäre. Heinrich hebt die Belagerung von Rouen auf, und treibt den Herzog von Parma zum zweitenmal über die Grenze.

Im Nov. 1591. Inzwischen fehlte nur wenig daran, so hätte die Faktion der Sechszehn, welche in Philipp's des II. Solde standen, endlich die Entwürfe dieses Monarchen zur Wirklichkeit gebracht, und den ganzen Untergang des Reiches

vollen-

vollendet. Sie hatten den ersten Präsidenten, und zwei Räte des Pariser Parlaments, die sich ihren Komplotten widersezten, aufhängen lassen. Der Herzog von Mayenne, welcher selbst nahe daran war, von dieser Faktion unterdrükt zu werden, hatte seiner Seits auch viere dieser Aufrührer aufknüpfen lassen.

Mitten unter diesen Balgereien und Abscheulichkeiten, wurde nach dem Tode des sogenannten Karl's des X. zu Paris die Generalversammlung der Landstände gehalten, unter der Aufsicht eines Päbstlichen Legaten, und eines Spanischen Gesandten. Der Legat selbst führte den Vorsiz, und lies sich auf den Lehnstuhl nieder, den man ledig gelassen hatte, und der den Ort bezeichnete, wo der zu wählende König sizen sollte. Der Spanische Gesandte hatte auch einen Siz in der Versammlung. Er hielt eine Rede gegen das Salische Gesez, und schlug die Infantin zur Königin vor. Das Pariser Parlament übergab dem 1593.
Herzoge von Mayenne Gegenvorstellungen zu Gunsten des Salischen Gesezes; aber waren diese Gegenvorstellungen nicht sichtbarlich mit diesem Parteihaupte verabredet? Raubte ihm die Ernennung der Infantin nicht seinen

Plaz? Machte ihn nicht die abgezielte Verheuratung dieser Prinzessin mit seinem Neffen, dem Herzoge von Guise, zum Unterthan desjenigen, dessen Herr er bleiben wollte?

Zu merken ist, daß das Parlament in dieser Ständeversammlung durch Deputirte Siz nemen wollte, aber nicht zugelassen ward. Auch das ist zu bemerken, daß eben dieses Parlament ein Arret des Königlichen Parlaments, welches seinen Siz zu Chalons hatte, gegen den Legaten, und seine angebliche Vollmacht, bei der Wahl eines Königs von Frankreich den Vorsiz zu führen, hatte durch Henkers Hand verbrennen lassen.

Beinahe zu gleicher Zeit hatten verschiedne Bürger, in einer der Stadt und dem Parlamente eingereichten Bittschrift, gebeten, daß man wenigstens dem Könige anläge, sich zur Katholischen Religion zu bekennen, ehe man zu einer Wahl schritte. Diese Bittschrift erklärt die Sorbonne für ungereimt, aufrührerisch, gottlos, und unnüz, weil die Halsstarrigkeit des zweimal abtrünnigen Heinrich's bekannt wäre. Sie exkommunizirt die Urheber der Bittschrift, und beschliesst, sie aus der Stadt zu jagen. Die-

ses in elendem Latein abgefasste, vom Geiste der Raserei eingegebene, Dekret ist vom 1. November 1592. Es ist nachher widerrufen worden, als dieser Widerruf nichts mehr nüzen konnte. Hätte Heinrich der IV. nicht regiert, so wäre das Dekret in seiner Kraft geblieben, und man hätte fortgefahren, den Titel eines Protektors des Königreichs und der Kirche an Philipp den II. zu verschwenden.

Die Priester der Ligue waren überzeugt, und überzeugten auch das Volk, daß Heinrich der IV. nicht das geringste Recht auf den Thron hätte, daß das so lange in Ehren gehaltene Salische Gesez eine blosse Grille wäre, und daß es einzig und allein der Kirche zukäme, Kronen zu vergeben.

Man hat die Schriften eines gewissen Orleans aufgehoben, welcher Advokat bei dem Pariser Parlament, und Deputirter der Ligue bei der Generalversammlung der Landstände war. Dieser Advokat entwikkelt dieses ganze System in einem dikken Buche, welches den Titel führt: *Réponse des vrais Catholiques.*

Es ist der grössten Aufmerksamkeit wehrt, mit welcher List und Schwärmerei alle Schriftsteller dieser Zeit ihre Meinungen aus den Jü-

dischen Büchern zu beweisen suchen, als wenn die Gewohnheiten einer kleinen, in den Felsen von Palästina eingeschlossnen, Völkerschaft, nach dreitausend Jahren, dem Königreiche Frankreich zur Richtschnur dienen müssten. Wer sollte glauben, daß man, um Heinrich den IV. von seiner Erbschaft auszuschliessen, das Beispiel eines Jüdischen Monarchleins Namens Usia, anführte, den die Priester aus seinem Pallast gejagt hatten, weil er aussäzig war, und den Aussaz darum bekommen hatte, weil er dem Herrn hatte Rauchopfer bringen wollen. Die Kezerei, sagte der Advokat d'Orleans, ist der Aussaz der Seele; folglich ist Heinrich der IV. ein Aussäziger, der nicht regieren darf. (P. 230.) So räsonnirte die ganze Partie der Ligue; aber wir müssen seine eigne Worte über das Salische Gesez anführen.

Die Pflicht eines Königs von Frankreich ist eben so wohl, ein Christ, als ein Mann, zu sein. Wer nicht den Katholischen, Apostolischen, und Römischen Glauben hält, ist kein Christ, und glaubt nicht an Gott, und kann eben so wenig mit Recht

König von Frankreich sein, als der grösste Schurke auf Gottes Erdboden. (P. 224.)

Hier ist noch eine seltsamere Stelle.

Um König von Frankreich zu sein, ist es nötiger, Katholisch, als ein Mensch zu sein. Wer dieses läugnet, verdienet eher die Beantwortung des Henkers, als die eines Philosophen. (P. 272.)

Nichts kann uns den Geist der damaligen Zeiten besser kennen lehren. Diese Grundsäze gingen seit achthundert Jahren in Rom im Schwange, und werden nur erst seit hundert Jahren, in der Hälfte von Europa verabscheut. Die Spanier verschaften diesen Meinungen in Frankreich, durch Geld und durch Priester, Gewicht, und Philipp der II. hätte eben so bereitwillig die entgegengesezten Meinungen verfochten, wenn er den geringsten Nuzen dabei geahnet hätte.

Unterdessen daß man sich gegen Heinrich den IV. der Waffen und der Feder, der Staatskunst und des Aberglaubens, bediente, und diese eben so unruhige und uneinige, als unregelmässige, Ständeversammlung in Paris ge-

halten ward, stand Heinrich vor den Thoren, und bedrohte die Stadt. Er hatte einige Anhänger darin. Viele wahre Bürger des Staats waren ihres Elends, und des Joches einer fremden Macht, überdrüssig, und seufzten nach dem Frieden; der Pöbel aber ward von der Religion zurükgehalten. Der niedrigste Pöbel schreibt in diesem Stük den Grossen und Weisen Geseze vor. Er macht die grösste Anzal aus, lässt sich blindlings leiten, und hängt am Fanatismus, und Heinrich der IV. war nicht im Stande, Heinrich dem VIII. und der Königin Elisabet nachzuahmen.

Er musste die Religion verändern. Dieser Schritt wird dem ehrlichen Manne immer sauer. Die Geseze der Ehre, welche bei policirten Völkern sich nie verändern, unterdessen daß alles andre der Veränderung unterworfen ist, verknüpfen einige Schande mit dergleichen Veränderungen, wenn Interesse die Triebfeder davon ist. Aber dieses Interesse war so gros, so allgemein, mit der Wohlfahrt des Reichs so innig verbunden, daß die besten Diener, die er unter den Kalvinisten hatte, ihm rieten, zu der ihnen so verhassten Religion

überzugehn. Es ist notwendig, sagte Rosni zu ihm, daß Sie ein Papist werden, und daß ich ein Reformirter bleibe.

Dies war es grade, wovor sich die Ligue und die Spanische Faktion eigentlich fürchtete. Die Namen Kezer und Renegat waren ihre vornemste Waffen, die durch seine Bekehrung stumpf gemacht wurden Er musste sich unterrichten lassen, aber nur der Förmlichkeit wegen; denn er war im Grunde besser unterrichtet, als die Bischöfe, mit welchen er sich darüber unterhielt. Von seiner Mutter war er, bei fleissiger Lesung des alten und neuen Testaments, erzogen worden, und hatte Beide inne. Polemik war, in seiner Partei, eben so oft, als Krieg und Liebe, der Gegenstand der Unterhaltungen. Anführungen der Schrift, und Anspielungen darauf, gehörten zu dem, was man damals feinen Wiz nannte. Die Bibel war Heinrich dem IV. so geläufig, daß er, als er in der Schlacht bei Coutras einen Offizier, Namens Chateaurenard, mit eigner Hand gefangen nam, zu demselben sagte: Ergieb dich, Philister!

Wie er über seine Bekehrung dachte, sieht man deutlich genug aus seinem Briefe an Ga-

Den 24sten Juli 1593. brielle d'Etrees: Morgen thu ich den gefährlichen Sprung. Ich glaube, die Leute hier werden es dahin bringen, daß ich den heiligen Dionys eben so sehr hasse, als Ihr Monceaux'n. . . . Doch das heisst: die Wahrheit sehr falschen Bedenklichkeiten des Wohlstandes aufopfern, wenn man, wie der Pater Daniel, behaupten will, daß Heinrich der IV., schon lange vor seiner Bekehrung, im Herzen ein Katholik gewesen sei. Ich will nicht in Abrede sein, daß die Bekehrung ihm die Seligkeit verschaft hat; aber es scheint doch, daß Gabriellens Liebhaber sich nur bekehrte, um zu regieren, und noch gewisser ist es, daß diese Veränderung sein Recht zur Krone nicht vermehrte.

Er hatte damals einen geheimen Gesandten der Königin Elisabet, Namens Thomas Vilquest, bei sich, welcher einige Zeit nachher seiner Königin Folgendes schrieb:

„Hier ist die Entschuldigung dieses Fürsten „über seine Religionsveränderung mit seinen „eignen Worten: *) „Als ich zur Krone

*) Aus dem dritten Theil der Handschriften des Beza Num. 8. gezogen.

„berufen ward, entzogen sich acht-
„hundert Edelleute, und neun Re-
„gimenter, meinem Dienste, unter
„dem Vorwande: ich wäre ein Kezer.
„Die Liguisten eilten, einen König zu
„wählen; die Vornemsten trugen sich
„dem Herzoge von Guise an; daher
„entschlos ich mich, nach reiflicher Ue-
„berlegung, die Katholische Religion
„anzunemen. Durch dieses Mittel
„habe ich den dritten Stand gänzlich
„auf meine Seite gebracht, bin der
„Wahl des Herzogs von Guise zuvor-
„gekommen, und habe mir die Zunei-
„gung des Französischen Volks er-
„worben. Ich habe die Zusage des
„Herzogs von Florenz in wichtigen
„Fällen. Endlich habe ich auch ver-
„hindert, daß die Reformirte Reli-
„gion nicht ist beschimpft worden."

Morland ward von Heinrich dem IV. an die Königin von England abgeschikt, *) um eben dieses zu sagen, und ihn nach Möglichkeit zu entschuldigen. Morland sagt, Elisabet

*) Ebendaselbst.

hätte ihm geantwortet: Ist es möglich, daß er, irdischer Dinge wegen, die Furcht vor Gott aus den Augen sezen konnte? Wenn die Mörderin der Marie Stuart von der Furcht vor Gott sprach, so ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Königin die Komödiantin machte, wie man ihr so oft vorgeworfen hat; aber wenn der brave und grosmütige Heinrich der IV. gestand, daß er nur, des Interesse des Staats wegen, welches die oberste Richtschnur der Könige ist, die Religion verändert habe, so ist kein Zweifel, daß er aufrichtig gesprochen hat.

Wie kann denn der Jesuit Daniel, so vieler Wahrscheinlichkeit, so vielen Beweisen, und aller Kenntnis des menschlichen Herzens zuwider, die Wahrheit und seine Leser so sehr beleidigen, und behaupten: Heinrich der IV. wäre schon seit langer Zeit im Herzen Katholisch gewesen? Der Graf Boulainvilliers hat wohl Recht, wenn er versichert, ein Jesuit könne kein getreuer Geschichtschreiber sein.

Die Unterredungen, die man mit ihm hielt, machten seine Person bei allen denen beliebt, die aus Paris herauskamen, um ihn zu sehen. Als einer der Deputirten über die Vertraulichkeit erstaunte, womit seine Offiziere sich um ihn her-

umdrängten, und ihm kaum Plaz liessen, sagte der König: Das ist noch nichts; in den Schlachten drängen sie mich ganz anders.

Nachdem er endlich, eh' er noch seinen neuen Katechismus gelernt, die Stadt Dreux, mit stürmender Hand, wieder eingenommen, hernach in Saint-Denis der neuen Religion geschworen, sich zu Chartres salben lassen, und sich vornemlich geheime Verständnisse in Paris angeschaft hatte, wo sich eine Besazung von dreitausend Spaniern, nebst Neapolitanern und Teutschen Fusgängern, befand, zieht er, als Souverän, in Paris ein, wobei er nicht mehr Soldaten um sich hatte, als Fremden in den Ringmauern waren.

Paris hatte, seit funfzehn Jahren, keinen König gesehn, oder anerkannt. Zwei Menschen ganz allein brachten diese Staatsveränderung zu Stande; der Marechal de Brissac, und ein braver Bürger, dessen Name nicht so berühmt, dessen Seele aber nicht minder edel war, ein Schöffe von Paris, Namens l'Anglois. Diese beide Wiederhersteller der öffentlichen Ruhe zogen bald die obrigkeitlichen Personen, und die vornemsten Bürger auf ihre Seite.

Die Maasregeln wurden so gut genommen, der Kardinallegat de Pellevé, die Spanischen Befelshaber, und die Sechszehn, so künstlich getäuscht, und hernach so unthätig erhalten, daß Heinrich der IV. seinen Einzug in seine Hauptstadt hielt, ohne daß fast das geringste Blut vergossen ward. Er entlies alle Fremden, die er als Gefangne hätte zurükbehalten können; alle Liguisten erhielten Verzeihung. Philipp's des II. Gesandten reisten noch an demselben Tage ab, ohne daß ihnen das Geringste zu Leide geschahe, und der König, der am Fenster stand, rief ihnen zu: **Macht Eurem Herrn mein Kompliment, aber kommt mir nicht wieder, Ihr Herren!**

Dingstags den 12ten März 1594.

Viele Städte folgten dem Beispiel von Paris, aber Heinrich war doch bei weitem noch nicht Herr des Königreichs. Philipp der II., welcher, um der Ligue immer unentbehrlich zu sein, dem Könige immer nur halben Schaden gethan hatte, that ihm jezt noch Schaden in mehr als Einer Provinz. Da seine Hofnung, unter dem Namen seiner Tochter in Frankreich zu regieren, zu Wasser geworden war, so dachte er nur darauf, das Königreich auf immer zu schwächen, und es zu dem Ende zu zerstükkeln.

Wahrscheinlicherweise war Frankreich noch übler daran, als damals, da die Engländer die Hälfte davon besassen, und die andre Hälfte von kleinen Privatherren tyrannisirt ward.

Der Herzog von Mayenne hatte Bourgogne, der Herzog von Guise, des Narbichten Sohn, besas Rheims, und einen Theil von Champagne; der Herzog von Mercoeur herrschte in Bretagne; und den Spaniern gehörte daselbst Blavet; welches jezt Port Louis heisst. Selbst Heinrich's des IV. vornemste Feldherren gingen damit um, sich unabhängig zu machen, und die Kalvinisten, von denen er abtrünnig geworden war, verwahrten sich gegen die Liguisten, und suchten sich Hülfsquellen zu verschaffen, um sich dereinst der Königlichen Gewalt widersezen zu können.

Heinrich der IV. musste sein Königreich, mit eben so vielen Intriken als Kämpfen, nach und nach wieder gewinnen. Ob er gleich Herr von Paris war, so stand seine Gewalt doch eine Zeitlang auf so schwachen Füssen, daß der Pabst Klemens der VIII. ihm schlechterdings die Absolution verweigerte, deren er, unter glüklichern Umständen, gar nicht bedurft hätte. Kein Mönchsorden betete für ihn in den Klöstern.

Den 7ten Juni 1606.

Sogar von den mehresten Pfarrern in Paris ward sein Name, bis zum Jahre 1656, aus den Gebetern ausgelassen, und das Parlament musste eine eigene Verordnung ergehn lassen, daß alle Pfarrer das Gebet für den König wieder in ihrer Kirchenagende herstellen sollten.

Kurz, der Katholische Pöbel war von einer so anstekkenden Wut der Schwärmerei befallen, daß fast kein Jahr verging, in welchem man ihm nicht nach dem Leben stellte. Er brachte alle die Jahre damit zu, bald das eine, bald das andre, Parteihaupt zu bekriegen, zu siegen, zu verzeihen, zu unterhandeln, und seinen Feinden ihre Unterwerfung abzukaufen. Wer sollt' es glauben, daß es ihm zweiunddreissig Millionen damaligen baaren Geldes kostete, die Forderungen so vieler Vornemen zu bezalen? Die Denkwürdigkeiten des Herzogs de Sülli beweisen es; und alle diese Versprechungen wurden getreulich erfüllt, als er schon unumschränkter König, und in Ruhe war, und es wohl hätte ablehnen können, diesen Preis des Aufruhrs zu erlegen. Der Herzog von Mayenne versöhnte sich erst im Jahre 1596 mit ihm. Heinrich's Versöhnung war sehr aufrichtig; er gab ihm das Gouvernement von Isle de France.

Als er ihn einst auf einem Spaziergange sehr ermüdet hatte, sagte er nicht allein zu ihm: Mein lieber Vetter, das ist die einzige Rache, die ich mir je an Ihnen zu nemen erlauben werde, sondern er hielt ihm auch Wort; wie er denn auch niemanden jemals sein Wort brach. Viele Politiker haben behauptet, daß dieser Fürst, sobald er die Gewalt in Händen hatte, sich hätte nach der Königin Elisabet richten, und sein Königreich von der Römischkatholischen Kirche trennen sollen. Das Gleichgewicht von Europa, sagen sie, neigte sich zu sehr auf Philipp's des II., und der Katholiken, Seite; um es wiederherzustellen, musste Frankreich Protestantisch werden, weil dies das einzige Mittel war, es bevölkert, geldreich, und mächtig zu machen.

Aber Heinrich der IV. befand sich nicht in gleicher Lage mit Elisabet. Ihm stand kein Nationalparlament zu Gebote, dem sein Interesse am Herzen lag. Auch an Gelde fehlt' es ihm. Seine Armee war nicht beträchtlich genug. Philipp der II. bekriegte ihn ohn' Unterlas; und die Ligue war noch mächtig und erbittert.

Er eroberte sein Königreich, aber in dürftigem und zerrissnem Zustande, und in eben der

Zerrüttung, worin es sich, zu Philipp's von Valois, Johann's und Karl's des VI. Zeiten, befunden hatte. Viele Landstrassen waren mit Dornen überwachsen, und man musste über ungebaute Felder Bahnen brechen. Paris, welches jezt ungefähr siebenmalhunderttausend Einwohner enthält, hatte nicht hundertundachtzigtausend, als er seinen Einzug hielt. *) Die unter Heinrich dem III. verschwendeten Staatseinkünfte dienten nun blos nur noch zu einem öffentlichen Handel mit den Ueberbleibseln des Schweisses und Blutes der Unterthanen, worin sich das Finanzkonseil mit den Wechslern und Liferanten theilte.

Die Königin von England, der Grosherzog von Florenz, die Teutschen Fürsten, und die Holländer, hatten ihm Geld vorgeschossen, mit dessen Hülfe er sich gegen die Ligue, gegen Rom, und gegen Spanien, gewehrt hatte. Um diese so rechtmässige Schulden zu bezalen, überlies

man

*) Als Heinrich der IV. Paris, im Jahre 1590 belagerte, hatte die Stadt zweimalhundertundzwanzigtausend Seelen. Im Jahr 1593 aber nur einmalhundertundachtzigtausend.

Anmerk. des Verf.

man die öffentlichen Kassen, und die Domänen an Pächter dieser auswärtigen Mächte, welche also mitten im Königreiche die Einkünfte des Staats verwalteten. Mehr als Ein Haupt der Ligue, welches seinem Könige die Treue verkauft hatte, die es ihm ohnehin schuldig war, hielt auch seine Einnemer der öffentlichen Gelder, und nam also auch Theil an diesem Zweige der Landeshoheit.

Die Pächter dieser Einkünfte plünderten das Volk um die dreifache, ja vierfache, Summe dieser verpfändeten Abgaben. Was dem Könige übrig blieb, ward eben so verwaltet; und als diese allgemeine Plünderung Heinrich den IV. nötigte, die ganze Finanzverwaltung dem Herzoge de Sülli aufzutragen, so fand dieser eben so einsichtsvolle, als redliche, Minister, daß man im Jahre 1596 hundertundfunfzig Millionen von dem Volke einhob, um dreissig davon dem Königlichen Schaze zu berechnen.

Wäre Heinrich der IV. weiter nichts gewesen, als der tapferste Fürst, der gütigste, aufrichtigste und redlichste Mann, seiner Zeit, so war sein Königreich zu Grunde gerichtet. Es ward ein Fürst erfordert, der Krieg und Frieden handhaben konnte, alle Gebrechen seines Staa

tes, und alle dagegen dienliche Hülfsmittel kannte, über grosse und kleine Angelegenheiten wachte, alles auf bessern Fus zu sezen wusste, und alles selbst that; und alles das fand man an Heinrich dem IV. Er verband Karl's des Weisen Regierungswissenschaft mit der Tapferkeit und Freimütigkeit Franz des I., und mit der Gütigkeit Ludwig's des XII.

Um so vielen Bedürfnissen abzuhelfen, so mancherlei Verträge zu schliessen und Kriege zu führen, berief Heinrich eine Versammlung der Notablen des Reichs in Rouen zusammen. Dies war eine Art von Landständeversammlung. Noch immer schwebt seine Anrede an sie guten Bürgern vor, welche die Geschichte ihres Landes kennen. Hier ist sie!

Schon hab' ich, durch die Gnade Gottes, durch den Rat meiner getreuen Diener, und durch das Schwert meines braven Adels, von welchem ich meine Prinzen nicht ausschliesse, -- da wir es für unsern schönsten Titel halten, -- Edelleute zu sein, diesen Staat der Knechtschaft und dem Untergange ent-

rissen. Ich wünsche, ihm auch seine Macht und seinen Glanz wiederzugeben. Nemt an diesem zweiten Ruhme Antheil, wie Ihr ihn an dem ersten genommen habt. Ich habe Euch nicht zusammenberufen, wie meine Vorweser pflegten, um Euch zur blinden Bestätigung meines Willens zu nötigen, sondern um Euren Rat anzunemen, ihm Gehör zu geben, ihn zu befolgen, und Euch als meine Vormünder zu betrachten. Die Lust wandelt Königen, Siegern, und Graubärten freilich selten an; aber meine Liebe für meine Unterthanen macht mir alles möglich, und alles ehrenvoll.

Diese Beredsamkeit des Herzens von einem Helden geht weit über alle Reden aus dem Alterthum!

Mitten unter diesen Arbeiten und immer fortdauernden Gefahren, überfallen die Spanier Amiens, dessen Bürger verlangt hatten, sich selbst zu bewachen. Dieses verderbliche Vorrecht, das ihnen zustand, und worauf sie Im März 1597.

zu ihrem Unglük bestanden hatten, diente blos dazu, ihrer Stadt die Plünderung zuzuziehn die ganze Picardie in Gefahr zu sezen, und die Bemühungen dererjenigen aufzumuntern, welche Frankreich zerstükkeln wollten.

Heinrich war bei diesem neuen Unglük krank, und hatte kein Geld. Indessen rast er einige Truppen zusammen, und rükt an die Grenze der Picardie. Darauf fliegt er nach Paris zurük, und schreibt eigenhändig an die Parlamenter und Gemeinen, um Unterhalt für diejenigen zu verlangen, die den Staat beschirmten; das sind seine eigne Worte. Er geht selbst in das Pariser Parlament: Wenn man mir eine Armee giebt, sagt er, so will ich mit Freuden mein Leben hingeben, um Euch zu retten, und dem Vaterlande wieder aufzuhelfen.

Er schlug die Einführung neuer Bedienungen vor, um rasche Hülfe zu haben, die sehr nötig war. Das Parlament wollte aber die Edikte nicht registriren, weil es in diesen Hülfsquellen selbst neues Unglük voraussah, und er musste wiederholte Befele ergehn lassen, um so viel zusammenzubringen, daß er hingehn,

und, an der Spize seines Adels, sein Blut und sein Leben wagen konnte.

Endlich gelang es ihm, durch Geldanlehen, und durch die unermüdliche Sorgfalt und kluge Wirthschaft des Rosni, Herzogs de Sülli, der es so sehr verdiente, einem solchen Könige zu dienen, eine vortrefliche Armee auf die Beine zu bringen. Dies war, seit dreissig Jahren, die einzige, welche mit den notwendigen Bedürfnissen versorgt war, und die erste, welche ein eingerichtetes Lazaret hatte, in welchem die Verwundeten und Kranken eine bis dahin unbekannte Pflege erhielten. Vorher sorgte jedes Heer für seine Verwundeten, wie es konnte, und Mangel an Pflege hatte eben so viele Leute getödtet, als das Schwert.

Er nimmt Amiens, im Angesichte des Erzherzogs Albrecht, wieder weg, und zwingt 1597 im Septem- denselben, sich zurükzuziehn. Von da eilt er, ber. dem Ueberreste des Königreichs Frieden zu schenken; und nun gehört ihm endlich ganz Frankreich. Der Pabst, der ihm die Absolution verweigerte, als er noch nicht fest sas, hatte sie ihm gegeben, sobald er Sieger war. Es blieb nichts weiter übrig, als mit Spanien Friede zu machen; auch dieser ward zu Ver-

Den 2ten Mai 1598. vins geschlossen, und dies war der erste vortheilhafte Traktat, den Frankreich, seit Philipp August's Zeiten, mit seinen Feinden geschlossen hatte.

Nun wendet er alle seine Sorgfalt darauf, sein von ihm erobertes Königreich mit guter Polizei zu versehn, und blühend zu machen. Die unnüzen Truppen werden entlassen. Bei den Finanzen tritt Ordnung an die Stelle der verhasstesten Räuberei. Er bezalt nach und nach alle Schulden der Krone, ohne die Unterthanen zu drükken. Die Bauern erzälen noch jezt, daß er sagte: er verlange, daß sie alle Sonntage eine Henne im Topf haben sollten; eine triviale Art sich auszudrükken, aber eine wahrhaft väterliche Gesinnung.

Bewundernswehrt war es, daß er, ungeachtet das Land erschöpft und durch Räubereien ausgesogen war, in weniger, als funfzehn Jahren, die Last der Abgaben um vier Millionen damaligen Geldes vermindert hatte, welche in unserm Gelde wohl zehn Millionen ausmachen würden; daß alle andre Abgaben auf die Hälfte herabgesezt wurden; und daß er hundert Millionen Schulden bezalt hatte,

welche in unserm Gelde mehr als zweihundert Millionen betragen würden. Er löste für mehr als hundertundfunfzig Millionen unsers Geldes Domänen ein, die heut zu Tage veräussert sind. Alle Festungen wurden in Stand gesezt, die Magazine und Zeughäuser gefüllt, und die Landstrassen unterhalten, welches dem Herzoge de Sülli, und dem Könige, der das Herz hatte, einem Kriegsmann die Wiederherstellung der Einkünfte des Staats anzuvertrauen, und selbst mit diesem seinen Minister arbeitete, zum ewigen Ruhm gereicht.

Die Justiz wird verbessert, und, was noch weit schwieriger war, beide Religionen leben in Frieden, wenigstens dem Scheine nach. Handlung und Künste werden geehrt. Gold- und Silberstoffe, die bei dem Anfange einer Regierung voller Bedrängnisse, und der eingerissnen Armut, durch ein Prachtgesez waren verboten worden, kommen mit mehrerm Glanz zum Vorschein, und bereichern Lyon und das ganze Land. Er legt Manufakturen an von den sogenannten Hautelissentapeten, in Wolle und Seide mit Gold durchwürkt. Auch fängt man an, kleine Spiegel auf Venedische Art zu machen. Ihm allein hat man die Seiden-

raupen, und die Anpflanzung der Maulbeer-bäume zu danken, ungeachtet des Widerspruchs des Herzogs de Sülli, der mehr durch seine Treue, und durch seine Kunst zu regieren, und die Finanzen in Ordnung zu bringen, schäzens-wert als zu Neuerungen geneigt, war.

Heinrich läſſt den Kanal von Briare gra-ben, wodurch die Seine und die Loire verbun-den werden. Paris wird vergröſſert und ver-schönert; er legt den *Place royale* an, und stellt alle Brükken her. Die Vorstadt Saint Ger-main hing nicht mit der Stadt zusammen, und war nicht gepflastert. Der König unterzieht sich dem allen. Er läſſt die schöne Brükke bauen, wo noch heut zu Tage das Volk seine Bildsäule mit gerührtem Herzen betrachtet. Saint Germain, Monceaux, Fontainebleau, und besonders das Louvre, werden vergröſſert, und fast ganz ge-baut. Im Louvre räumt er, unter der langen Gallerie, die sein Werk ist, Künstlern aller Art Wohnungen ein, und muntert sie oft durch sei-ne Gegenwart, und durch Belohnungen, auf. Endlich ist er auch der wahre Stifter der König-lichen Büchersammlung.

Als Don Pedro de Toledo von Phi-lipp dem III. als Gesandter an Heinrich den

IV. geschikt ward, kannte er die Stadt nicht wieder, die er ehmals so unglüklich und so ausgezehrt gesehn hatte: Ja, sagte Heinrich, damals war auch der Hausvater nicht zugegen; jezt, da er seine Kinder pflegt, gedeihen sie. Die Spiele, die Lustbarkeiten, die Bälle und Ballette, welche Katharine de' Medici, mitten unter den Unruhen, am Hofe eingeführt hatte, verschönerten nun, unter Heinrich dem IV., die Tage des Friedens und der Glükseligkeit.

Indem er so seinen eignen Staat in Flor brachte, war er der Schiedsrichter fremder Staaten. Zu den Zeiten der Ligue hätten die Päbste wohl nicht gedacht, daß der Bearner einst der Friedensstifter in Italien, und der Mittler zwischen ihnen und Venedig sein würde. Für den Pabst Paul den V. war es indessen ein Glük, daß er zu ihm seine Zuflucht nam, um, unter seiner Vermittlung, aus der Verlegenheit zu kommen, worein er sich dadurch gesezt, daß er den Doge und den Senat exkommunizirt, und den ganzen Venedischen Staat mit einem sogenannten Interdikt belegt hatte, und zwar wegen unstreitiger Rechte, die der Senat mit sei=

nem gewöhnlichen Nachdruk vertheidigte. Der König war Schiedsrichter des Streits. Der, den die Päbste exkommunizirt hatten, lies den auf Venedig gelegten Exkommunikationsbann wieder aufheben. *)

*) Daniel erzält einen eignen Umstand, der sehr sonderbar scheint; er ist aber auch nur der Einzige, der dessen erwähnt. Er behauptet nemlich, Heinrich der IV. hätte, nachdem er den Pabst mit der Republik Venedig ausgesöhnt, selbst diese Aussöhnung wieder verdorben, weil er dem Päbstlichen Nuntius zu Paris einen aufgefangnen Brief von einem Prediger in Genf mittheilte, worin dieser Prediger sich rühmte, daß der Doge von Venedig, und verschiedne Senatoren im Herzen Protestanten wären, und nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, sich zu erklären; auch daß der Pater Fulgentio vom Servitenorden, ein Freund und Genosse des berühmten, unter dem Namen Fra Paolo so bekannten, Sarpi, an diesem Weinberge sehr wirksam arbeitete. Er sezt hinzu: Heinrich der IV. hätte diesen Brief, durch seinen Gesandten, dem Senat vorzeigen lassen, nur den Namen des beschuldigten Doge hätte man ausgelassen. Nachdem aber Daniel den wesentlichen Inhalt dieses Briefes angeführt hat, worin Fra Paolo nicht genannt wird, sagt er doch, daß eben dieser Fra Paolo, in der dem Senat mitgetheilten Abschrift dieses Briefes, aufgeführt und beschuldigt worden sei. Den Kalvinistischen Prediger, der diesen angeblich aufgefangnen Brief geschrieben

Er nam die aufkeimende Republik Holland in Schuz, half ihr mit seinen ersparten Geldern, und trug nicht wenig dazu bei, sie von Spanien für frei und unabhängig anerkennen zu lassen.

hatte, macht er nicht namhaft. Noch ist hierbei anzumerken, daß in diesem Briefe der Jesuiten gedacht war, welche doch aus der Republik Venedig verbannt waren. Kurz, Daniel benuzt diesen Streich, den er Heinrich dem IV. zuschreibt, zu einem Beweise des Eifers dieses Fürsten für die Katholische Religion. Es wäre aber ein sehr seltsamer Religionseifer gewesen, wenn Heinrich der IV. solchergestalt Unruhen und Zwietracht in dem Senat von Venedig, seinem besten Alliirten, angezettelt, und, in der ruhmvollen Person eines Friedensstifters, die verächtliche Rolle eines Aufhezers und Angebers gespielt hätte. Es ist möglich, daß ein wahrer oder untergeschobner Brief eines Genfer Predigers vorhanden gewesen ist, und daß dieser Brief auch wohl einige kleine Intriken veranlasst hat, die bei den grossen Gegenständen der Geschichte nicht in Betracht kommen; aber es ist ganz und gar nicht wahrscheinlich, daß Heinrich der IV. sich zu der Niederträchtigkeit herabgelassen hat, die Daniel ihm nachrühmt. Er sezt hinzu: wer mit den Kezern in Verbindungen steht, ist selbst von ihrer Religion, oder hat gar keine. Diese gehässige Anmerkung selbst ist wider Heinrich den IV., der, unter allen Menschen seiner Zeit, die meisten Verbindungen mit den Reformirten hatte. Es wäre zu wünschen gewesen,

Sein Ruhm war also, innerhalb und aus- serhalb seines Reiches, befestigt. Er ward für den grössten Mann seiner Zeit gehalten. Der Kaiser Rudolph stand nur bei Naturkündigern und Scheidekünstlern in Ruf. Philipp der II. hatte nie selbst gefochten, und war im Grunde nichts, als ein arbeitsamer, finstrer und verstellungsvoller Tyrann; auch kann seine Klugheit gar nicht in Vergleich kommen mit der Herzhaftigkeit und Freimütigkeit Heinrich's des IV., der, bei aller seiner Lebhaftigkeit, doch eben so viel Staatsklugheit besas, als er. Elisabet erwarb sich einen grossen Ruf; da sie aber nicht gleiche Hindernisse zu übersteigen gehabt hatte, so konnte sie auch nicht gleichen Ruhm haben. Der Ruhm, der ihr noch gebührt, ward durch die Komödiantenkniffe, deren man sie beschuldigte, verdunkelt, und

daß der Pater Daniel lieber in Umständlichkeiten von der Regierungsverwaltung Heinrich's des IV. und des Herzogs de Sülli eingedrungen wäre, als in solche geringfügige Dinge, die mehr von Parteilichkeit, als von Billigkeit zeugen, und leider einen Schriftsteller verraten, der mehr Jesuit, als Bürger des Staats ist. Hat der Graf Boulainvilliers nicht Recht, wenn er sagt, daß ein Jesuit fast unmöglich eine gute Geschichte von Frankreich schreiben kann?

durch das Blut der Marie Stuart, wovon sie gar nicht rein gesprochen werden kann, besudelt. Sixt der V. machte sich einen Namen durch die Obelisken, die er aufrichtete, und durch die Denkmäler, womit er Rom verschönerte. Aber ausser diesem Verdienst, welches bei weitem nicht das erste ist, wär' er an nichts zu erkennen, als daran, daß er durch eine funfzehnjährige List die Päbstliche Würde erschlichen hat, und bis zur Grausamkeit streng gewesen ist.

Diejenigen, welche Heinrich dem IV. seine Liebschaften so bitter vorwerfen, bedenken nicht, daß alle seine Schwachheiten, die Schwachheiten des besten Menschen waren, und keine ihn hinderte, gut zu regieren. Dies war deutlich genug zu sehen, als er Anstalt machte, bei Gelegenheit der Jülichschen Erbschaft, der Schiedsrichter von Europa zu werden. Es ist eine abgeschmakte Verläumdung des Le Vassor, und einiger andern Zusammenstoppler, daß Heinrich diesen Krieg, wegen der jungen Prinzessin Condé, unternemen wollte. Man mus hierin dem Herzog de Sülli Glauben beimessen, der die Schwachheit dieses Monarchen eingesteht, und zu gleicher Zeit beweist, daß die grossen Absichten des Königs auf die Leidenschaft der Liebe

gar keinen Bezug hatten. Sicher hatte Heinrich nicht, der Prinzessin de Condé wegen, den Traktat von Querasque geschlossen; hatte sich gewis nicht darum aller Italienischen Potentaten, und aller Teutschen Protestantischen Fürsten versichert; und wollte zuverlässig nicht ihrentwegen die Waage von Europa in die Hand nemen, und seinen Ruhm dadurch vollkommen machen.

Er war bereit, an der Spize von sechsundvierzigtausend Mann, nach Teutschland zu gehn. Vierzig Millionen ersparte Gelder, ungeheure Zurüstungen, sichre Bündnisse, geschikte, unter ihm gebildete, Generale, die Teutschen Protestantischen Fürsten, und die neue Republik Holland, in Bereitschaft ihm beizustehn; alles machte ihm Hofnung zu einem glüklichen und dauerhaften Erfolg. Die angebliche Theilung von Europa in funfzehn Herrschaften ist schon für ein Hirngespinnst anerkannt worden, das ihm nie in den Kopf kam. Wäre jemals über ein so ausserordentliches Vorhaben eine Unterhandlung auf dem Tapet gewesen, so hätte man wohl einige Spuren davon in England, Venedig und Holland gefunden, von welchen man voraussezt, daß Heinrich mit ihnen diese Staatsverände-

rung abgeredet; aber es ist auch keine Spur davon vorhanden, und der Anschlag ist weder wahr, noch wahrscheinlich. Aber durch seine Bündnisse, durch seine Waffen, und durch seine Sparsamkeit, stand er im Begrif, dem Staatssysteme von Europa eine andre Gestalt zu geben, und sich zum Schiedsrichter desselben zu machen.

Wenn man einem Ausländer von gesundem Verstande, der niemals vorher von Heinrich dem IV. hätte erzälen hören, diese getreue Schilderung desselben vorlegte, und ihm alsdann sagte: Das ist eben der Mann, der, mitten unter seinem Volke, gemeuchelmordet ward, und der mehr als einmal mörderisch angefallen wurde, und zwar von Leuten, denen er nie das Geringste zu Leide gethan hatte, so würd' er es nicht glauben können.

Es ist eine beweinenswehrte Sache, daß eben die Religion, welche uns befielt, Beleidigungen zu vergeben, seit langer Zeit so viele Mordthaten verursacht hat, und zwar blos aus dem einzigen Grundsaz: Wer nicht so denkt, wie wir, ist ein Verworfner, und Verworfne mus man verabscheuen.

Noch sonderbarer ist es, daß die Katholiken diesem guten Könige nach dem Leben standen,

seitdem er ein Katholik war. Der Erste, der sich an seinem Leben vergreifen wollte, und zwar grade zu der Zeit, da er zu Saint Denys seine neue Religion beschwor, ware in Elender vom niedrigsten Pöbel, Namens Pierre Barriere. Er hatte einige Gewissenszweifel, als der König sein Glaubensbekenntnis abgelegt hatte; aber er ward in seinem Vorsaz gestärkt von dem wütendsten Mitgliede der Ligue, nemlich dem Pfarrer Aubri von Saint-André-des-Arts, von einem Kapuziner, von einem Mesmeister, und von Varade, dem Rektor des Jesuiterkollegiums. Der berühmte Generaladvokat der Rechenkammer Etienne Paquier versichert, aus dem eignen Munde dieses Barriere gehört zu haben, daß Varade ihn zu diesem Verbrechen aufgemuntert hätte.

Diese Beschuldigung erreicht einen neuen Grad von Wahrscheinlichkeit durch die Entweichung des Varade und des Pfarrers Aubri, welche zum Kardinallegaten flüchteten, und denselben auf seiner Rükreise nach Rom begleiteten, als Heinrich der IV. in Paris einzog. Was endlich die Wahrscheinlichkeit noch mehr erhöht, ist dieses, daß Varade und Aubri nachher, auf ein Arret des Pariser Parlaments, im Bildnisse

nisse geviertheilt wurden, wie in dem Tagebuche Heinrich's des IV. erzält wird. Dem Pater Daniel kann man die Mühe wohl verzeihen, die er sich giebt, den Jesuiten Varade zu recht'fertigen. Die Pfarrer geben sich gar keine Mühe, die Rasereien der damaligen Pfarrer zu rechtfertigen. Die Sorbonne gesteht, daß ihre damals gegebne Dekrete strafbar waren. Die Dominikaner bekennen heut zu Tage, daß ihr Mitbruder Clement Heinrich den III. meuchlings umgebracht habe, und daß er von dem Prior Bourgoin zu diesem Königsmord sei aufgemuntert worden.

Die Wahrheit siegt über alle Rüksichten; und diese Wahrheit thut den Ausspruch, daß keiner der jeztlebenden Geistlichen die blutgierigen Grundsäze, und den barbarischen Aberglauben, seiner Vorgänger verantworten, oder darüber erröten darf, weil keiner vorhanden ist, der nicht beides verabscheut; sie bewahrt nur die Denkmale dieser Verbrechen auf, damit sie niemals mehr nachgeahmt werden mögen. *)

*) Unser Verfasser wusste besser als irgend jemand, wie genau und wie notwendig diese Grundsäze des Aufruhrs und der irreligiösen Intoleranz zusammenhangen; aber er ist hier gegen die Französische Geistlichkeit, gegen die

Der Geist des Fanatismus hatte sich so allgemein verbreitet, daß man einen schwachsinnigen Karthäuser, Namens Ouin, verführte, und ihm in den Kopf sezte, er würde schneller in den Himmel kommen, wenn er Heinrich den IV. umbrächte. Der Unglükliche ward von seinen Obern, wie ein Narr, eingesperrt. Im Anfange des Jahres 1599 beschlossen zwei Dominikaner in Flandern, Arger, und Ridicovi, ein Italiener, die That ihres Mitbruders Jacques Clement zu erneuern. Das Komplott ward

Sorbonne, gegen die Dominikaner, so galant, sich zu stellen, als glaubte er, sie insgesamt hätten sie abgeschworen.

Vielleicht ist die Bemerkung hier nicht überflüssig, daß die Pfarrer zu Paris, in den Schriften, worin sie den Jesuiten ihre Grundsäze von Menschentödten vorwerfen, die Behauptung äussern, eine Mordthat wäre nur im Fall einer besondern Offenbarung erlaubt, und die Souveräns hätten mit dem Recht über Leben und Tod den herrlichsten Vortheil in Händen; der denkende Paskal lies sich so weit herab, diese eben so unsinnige als abscheuliche Maximen in gutes Französisch zu übertragen.

Noch müssen wir die Bemerkung machen, daß die Päbste und die Klerisei vor den Religionsunruhen des sechszehnten Jahrhunderts die Fürsten ermahnten, die

entdekt, und sie büssten am Galgen ein Verbre=chen, das sie nicht hatten vollbringen können. Ihre Todesstrafe schrekte einen Bruder Kapuzi=ner von Mailand nicht ab, der in eben der Ab=sicht nach Paris kam, und so, wie sie, gehan=gen ward. Ein Vikar von Saint Nicolas-des- 1595.
Champs, und ein Tapezierer gingen mit eben 1596.
demselben Verbrechen um, und erlitten die nem=liche Todesstrafe.

Die Anstalt zur Ermordung, welche Jean 1597
Chatel machte, beweist unter allen am deut= den 27sten Dec.

Neurer in Glaubensmeinungen hinrichten zu lassen. Sie bedienten sich des Vorwands, daß man von der religiö=sen zur politischen Unabhängigkeit schreiten würde. Ei=nige Jahre nachher lehrten sie die Unterthanen, sich ge=gen kezerische oder mit dem Kirchenbann belegte Fürsten empören. Jezt sind sie wieder zur ersten Maxime zu=rükgekehrt, die sie gegen freie Denker gelten zu machen suchen; wir überlassen es den Fürsten, hieraus Folgerun=gen zu ziehn, und zu schliessen, was für Zutrauen sie für eine Gesellschaft von Menschen haben können, die wechselsweise für und gegen ein und ebendieselben Grund=säze predigen, und blos in denen Prinzipien standhaft ge=blieben sind, die es zur Gewissenspflicht machen, zur Handhabung ihrer Autorität Krieg oder Hinrichtungen zu gebrauchen.

A. der Kehlschen Herausgeber.

lichsten, welcher Schwindelgeist damals herrschte. Er war von einer guten Familie, von wohlhaben den Eltern, die ihn gut erzogen hatten, jung, ohne Erfahrung, noch nicht neunzehn Jahr alt, und konnte diesen verzweifelten Entschlus unmöglich aus sich selbst gefasst haben. Es ist bekannt, daß er, im Louvre selbst, dem Könige einen Messerstich beibrachte, ihm aber nur in den Mund stach, weil dieser gute Fürst, der alle seine Diener küsste, wenn sie, nach einiger Abwesenheit, ihm ihre Aufwartung machten, sich eben bükte, um den Montigni mit einem Kus zu bewillkommen.

Bei seinem ersten Verhör behauptete er: er hätte ein gutes Werk gethan, und weil der König vom Pabst noch nicht absolvirt wäre, so könnt' er ihn, mit gutem Gewissen, umbringen. Dadurch allein schon war die Verführung bewiesen.

Er hatte lange Zeit im Jesuiterkollegium studirt. Unter den Gefahren des damaligen Aberglaubens war besonders Eine, welche fähig war, die Gemüter auf Abwege zu leiten; die Meditationsstube nemlich, in welche man einen jungen Menschen einsperrte. Die nur halb erleuchteten Wände waren mit Vorstellungen

von Teufeln, Martern und Flammen, bemalt; eine reizbare und schwächliche Einbildungskraft ward davon oft bis zum Wahnsinn erschüttert. Eben ein solcher Wahnsinn hatte sich in dem Kopfe dieses Unglüklichen so fest gesezt, daß er glaubte, er könne sich aus der Hölle erretten, wenn er seinen Landesherrn ermordete.

Die Richter hätten unstreitig wider ihre Pflicht gehandelt, wenn sie nicht hätten die Papiere der Jesuiten durchsuchen lassen, besonders da Jean Chatel bekannt hatte, er hätte einige dieser Ordensleute oft sagen hören, es wäre erlaubt, den König umzubringen.

Unter den Papieren des Professors Guignard findet man diese, mit eigner Hand aufgezeichnete, ausdrükliche Worte: **Weder Heinrich der III., noch Heinrich der IV., noch die Königin Elisabet, noch der König von Schweden, noch der Kurfürst von Sachsen, sind wahre Könige. Heinrich der III. ist ein Sardanapal, der Bearner ein Fuchs, Elisabet eine Wölfin, der König von Schweden ein Greif, und der Kurfürst von Sachsen ein Schwein.** Das nannte man Beredsamkeit: Jacques Clement, sagt er, hat eine ihm vom heili-

gen Geist eingegebne Heldenthat gethan. Wenn man den Bearner bekriegen kann, so bekriege man ihn; kann man das nicht, so bringe man ihn um das Leben.

Guignard handelte sehr unvorsichtig, daß er dieses Papier nicht den Augenblik verbrannte, als er Chatel's That erfuhr. Man nimmt ihn also in Verhaft, ihn und Gueret, der Professor einer abgeschmakten Wissenschaft war, die man Philosophie nannte, und dessen Schüler Chatel lange Zeit gewesen war. Guignard ward gehangen und verbrannt, und Gueret, der in den Verhören nichts gestanden hatte, ward blos verurtheilt, mit allen andren Jesuiten des Landes verwiesen zu werden.

Das Vorurtheil mus doch eine sehr dikke Binde über die Augen ziehn, weil der Jesuit Jouvency, in seiner Geschichte der Gesellschaft Jesu, den Guignard und Gueret mit den ersten Christen vergleicht, welche Nero verfolgte. Vorzüglich lobt er den Guignard deswegen, daß er den König und die Justiz durchaus nicht um Vergebung bitten wollte, als er, mit der Kerze in der Hand, und mit seinen Schriften auf dem Rükken, die ihm zuerkannte

Abbitte thun sollte. Er stellt den Guignard als einen Märterer vor, der Gott um Vergebung bittet, weil er sich allenfalls Sünden bewusst sein konnte, aber nicht, wider sein Gewissen, gestehn konnte, den König beleidigt zu haben. Wie konnt' er ihn denn mehr beleidigen, als dadurch, daß er schrieb, man müsste ihn umbringen? oder er selbst hätte ihn ermorden müssen.

Jouvency hält das Parlamentsarret für ein sehr ungerechtes Urtheil. *Meminimus*, sagt er, *et ignoscimus*. (Wir erinnern uns desselben, und verzeihen es.) Strenge war zwar das Arret, aber ungerecht kann es gewis nicht scheinen, wenn man die Schriften des Jesuiten Guignard, die Heftigkeiten eines andern Jesuiten, Namens Hay, die Beichte des Jean Chatel, die Schriften eines Tolet, Bellarmin, Mariana, Emanuel Sa, Suarez, Salmeron, Molina, die Briefe der Jesuiten von Neapel, und so viele andre Schriften, betrachtet, in welchen man den Königsmord gelehrt und gerechtfertigt findet. Es ist sehr wahr, daß Jean Chatel, kein Jesuit, die That angeraten hatte; aber auch das ist sehr wahr, daß er, in

der Zeit, da er bei ihnen studirte, diese damals ganz gemeine Lehre vortragen gehört hatte.

Wie kann man, bei solchen Zeitläuften, die Verbannung der Jesuiten zu ungerecht finden, da man sich doch nicht über die Verbannung des Vaters und der Mutter des Jean Chatel beschwert, die nichts anders verbrochen hatten, als daß sie einen Elenden erzeugt, dessen Verstand man auf Irrwege lenkte. Diese unglükliche Aeltern wurden zur Landesverweisnng und Kirchenbusse verurtheilt. Ihr Haus ward niedergerissen, und auf dessen Stelle eine Spizsäule errichtet, worauf ihr Verbrechen, nebst dem Urtheil, eingegraben ward. Es hies darin: Der Hof hat über dies auch jene Gesellschaft von neuer Art, und voll teuflischen Aberglaubens, verbannnt, welche den Jean Chatel zu diesem abscheulichen Königsmord gebracht hat.

Noch verdient, vorzüglich angemerkt zu werden, daß das Parlamentsarret in den Römischen Index, oder in die Anzeige verbotener Bücher, gesezt ward. Alles dieses beweist, daß jene Zeiten die Zeiten des Fanatismus

waren; daß die Jesuiten, wenn sie, gleich den andern, abscheuliche Grundsäze lehrten, in einem gefährlichern Licht erschienen, als die andern, weil sie Erzieher der Jugend waren; daß sie für vergangne Uebertretungen gestraft wurden, welche, drei Jahre vorher, in Paris gar nicht für Uebertretungen gehalten wurden; und endlich, daß die unglüklichen Zeitläufte dieses Parlamentsarret notwendig machten.

Es war so notwendig, daß man damals eine Schuzschrift für den Jean Chatel herauskommen sahe, worin gesagt wird: sein Königsmord ist eine tugendhafte grosmütige Heldenthat, und den grössten Thaten der heiligen und weltlichen Geschichte gleich, und man mus ein Atheist sein, um daran zu zweifeln. Nur das einzige, heisst es in dieser Apologie weiter, ist dagegen einzuwenden, daß Chatel seine Unternemung nicht völlig ausgeführt hat, um den Bösewicht, wie Judas, an seinen gehörigen Ort hinzuschikken.

Diese Apologie beweist deutlich, daß, wenn Guignard sich durchaus weigerte, den Kö-

nig um Verzeihung zu bitten, er es deshalb that, weil er ihn nicht für einen König anerkannte. Die Standhaftigkeit dieses heiligen Mannes, sagt der Verfasser, wollte denjenigen niemals anerkennen, den die Kirche nicht anerkannte; und obgleich die Richter seinen Leib verbrannt, und seine Asche in die Winde gestreut haben, so wird sein Blut doch nicht ermangeln, gegen diese Mörder vor dem Gott Zebaoth emporzuwallen, der es ihnen auf ihren Kopf vergelten wird.

So war der Geist der Ligue, so der Mönchsgeist, so der verfluchenswürdige Misbrauch der so unrecht verstandnen Religion, beschaffen, und so hat dieser Misbrauch bis auf unsere Zeiten fortgedauert.

Man hat noch zu unsern Tagen gesehn, wie ein Jesuit, Namens La Croix, ein Kölnischer Theologe, ein gewisses Werk eines alten Jesuiten, Namens Busenbaum, neu aufgelegt und erläutert hat, welches eben so unbekannt geblieben sein würde, als der Verfasser desselben, und sein Ausleger, wenn

man nicht zufälligerweise darin die allerverabscheuungswürdigste Lehre des Todschlags und des Königsmords entdekt hätte.

Es steht in diesem Buche, daß ein von einem Fürsten zum Tode bestimmter Mensch nirgends anders, als in dem Gebiet dieses Fürsten rechtmässigerweise ermordet werden kann; aber daß ein Fürst, den der Pabst für vogelfrei erklärt hat, überall umgebracht werden mus; weil der Pabst unumschränkter Beherrscher des ganzen Erdbodens ist, und ein Mensch, der den Auftrag hat, einen Exkommunizirten, welches Standes derselbe sein mag, umzubringen, diesen Auftrag einem andern übertragen kann, und es ein Werk der Christlichen Liebe ist, sich diesem Auftrage zu unterziehen.

Es ist zwar wahr, daß die Parlamenter dieses verabscheuungswürdige Buch verdammt, und eben so wahr, daß die Jesuiten in Frankreich diese Lehrsäze öffentlich verflucht haben; aber die neue, und mit Zusäzen vermehrte, Auflage dieses Buchs beweist doch hinlänglich, daß diese höllische Grundsäze lange Zeit mehr als Einem Gehirn eingeprägt gewesen sind, daß sie sogar für geheiligt, und für Glaubensartikel, sind angesehen worden, und

daß folglich die Geseze sich nicht zu strenge, gegen die Lehrer des Königsmordes, auflehnen konnten.

Den 14. Mai 1610, um 4 Uhr des Abends. Heinrich der IV. ward endlich das Opfer dieser seltsamen Christlichen Theologie. Ravaillac war eine Zeitlang Baarfüssermönch gewesen, und sein Geist war noch erhizt von allem, was er in seiner Jugend gehört hatte. In keinem einzigen Jahrhundert hat der Aberglaube solche Wirkungen hervorgebracht. Dieser Unglükliche glaubte, grade wie Jean Chatel, daß er die göttliche Strafgerechtigkeit besänftigen würde, wenn er Heinrich den IV. umbrächte. Der Pöbel sagte, dieser König würde den Pabst bekriegen, weil er den Protestanten in Teutschland beistehn wollte.

Teutschland war durch zwei Liguen getrennt. Die eine war die Evangelische, und bestand fast aus allen Protestantischen Fürsten; die andre die Katholische, der man den Namen des Pabstes an die Spize gestellt hatte. Heinrich der IV. schüzte die Protestantische Ligue, und dies war die einzige Ursach seiner Ermordung. Man mus dieses den standhaften Aussagen des Ravaillac glauben. Er behauptete, ohne jemals seine Aussage abzuän-

dern, daß er gar keinen Mitgenossen seines Verbrechens hätte, und von einem Instinkt, den er nicht hätte überwinden können, zu diesem Königsmorde wäre hingerissen worden. Er unterschrieb sein Verhör, wovon ein Parlamentsaktuar, im Jahre 1720, einige Blätter wieder auffand, die ich gesehn habe. Der abscheuliche Name ist zierlich geschrieben, und unter demselben steht von der nemlichen Hand: *Que toujours dans mon coeur Jesus soit le vainqueur.* (Immer sei Jesus in meinem Herzen Sieger.) Ein neuer Beweis, daß dieses Ungeheuer weiter nichts war, als ein rasender Blödsinniger.

Es ist bekannt, daß er bei den Baarfüssermönchen zu einer Zeit Noviz gewesen war, als diese Baarfüsser noch schwärmerische Liguisten waren. Er war in Lastern und Aberglauben ersoffen. Der Rat Matthieu, Geschichtschreiber von Frankreich, der in dem kleinen Pallast von Rez, nahe am Louvre, lange mit ihm gesprochen hat, sagt in seinem Berichte: daß dieser Elende seit drei Jahren in der Versuchung gewesen wäre, Heinrich den IV. zu ermorden. Als ihn ein Parlamentsrat, in eben diesem Pallaste, in Matthieu's Gegenwart befragte, wie

er seine Hand hätte an den Allerchristlichsten König legen können, gab er zur Antwort: Wer weis, ob er der Allerchristlichste ist.

Hier lässt sich die Unbiegsamkeit des Fatums merklicher erkennen, als in irgend einer andern Begebenheit. Ohne Zusammenverschwörung, ohne Mitgenossen, ohne alles Interesse, mordet ein Schulmeister aus Angouleme Heinrich den IV., mitten unter seinem Volke, und giebt Europa eine andre Gestalt.

Man sieht aus seinen, im Jahre 1611, gedruckten Prozesakten, daß dieser Mensch wirklich keine andre Mitschuldigen hatte, als die Predigten der Geistlichen und die Reden der Mönche. Er war ein grosser Andächtler, und betete viel innerlich und äusserlich. Er hatte sogar himmlische Erscheinungen. Er gesteht, daß er oft, nachdem er die Baarfüsser verlassen, Lust gehabt hätte, ein Jesuit zu werden. Er sagt aus, daß sein erstes Vorhaben war, den König zu vermögen, daß er die Reformirte Religion verbannen möchte; daß er sogar in den Weihnachtsfeiertagen, als er den König durch dieselbe Strasse fahren sah, wo er ihn nachher ermordete, ausrief: Sire! Um Jesu Christi, und der heiligen Jungfrau Maria

Willen, lassen Sie Sich von mir spre- chen; daß er von den Garden sei zurükgestos- sen worden; und daß er damals nach seinem Va- terlande Angouleme zurükgegangen wäre, wo er achtzig Schüler hatte, und wo er fleissig zur Beichte und zum Abendmal ging.

Es ist ausgemacht, daß er sein Verbrechen in seinem Kopfe nicht anders, als mitten unter wiederholten fanatischen Andachtsübungen aus- gebrütet hat. Seine Antwort in seinem zweiten Verhör ist in folgenden eignen Worten abgefasst:

Keine Person, wer sie auch sei, hat ihn dahin gebracht, dieses zu thun, als das allgemeine Gerücht unter den Soldaten, welche sag- ten, daß, wenn der König gegen den heiligen Vater zu Felde zie- hen wollte, sie ihm dazu beistehn, und ihr Leben dabei aufopfern wollten; weshalb er sich der Ver- suchung überlassen, die ihn ange- trieben habe, den König umzu- bringen; weil gegen den Pabst Krieg führen, eben so viel ist, als gegen Gott Krieg führen, um so

mehr, da der Pabst Gott, und Gott der Pabst ist.

Es kommt also alles zusammen, zu beweisen, daß Heinrich der IV wirklich nur aus den Vorurtheilen ist meuchelmörderisch umgebracht worden, welche, seit so langer Zeit, die Menschen verblendet, und die Welt verwüstet haben. Man unterstand sich, dieses Verbrechen dem Hause Oestreich, der Gemalin des Königs Maria de' Medici, seiner Geliebten Balzac d'Entragues, und dem Herzoge d'Epernon zuzuschreiben; lauter gehässige Muthmaassungen, welche Mezerai und andre, ohne Prüfung, zusammengetragen haben, deren eine die andre vernichtet, und die blos zum Beweise dienen, wie sehr leichtgläubig die Bosheit der Menschen ist.

Es ist sehr ausgemacht, daß man in den Niederlanden, vor der Ermordung, von seinem nahen Tode sprach. Es ist nichts besonders, daß die Anhänger der Katholischen Ligue, als sie die furchtbare Armee sahen, die er selbst kommandiren wollte, gesagt haben, daß nur Heinrich's Tod sie retten könne. Sie und die übrige Ligue wünschten nur irgend einen Clement,

einen

einen Gerard, einen Chatel. Der Uebergang vom Verlangen zum Hoffen war leicht; diese Gerüchte verbreiteten sich, kamen dem Revaillac zu Ohren, und bestimmten seinen Entschlus.

Auch das ist gewis, daß man Heinrichen vorhergesagt hatte, er würde in seiner Kutsche sterben. Dieser Einfall kam daher, weil dieser sonst so unerschrokne Fürst immer von der Furcht umzuwerfen beunruhigt ward, wenn er im Wagen sas. Diese Schwachheit hielten die Sterndeuter für eine Ahnung; und die unwahrscheinlichste Begebenheit von der Welt rechtfertigte das, was sie auf ein Geratewohl so hin gesagt hatten.

Ravaillac war weiter nichts, als das blinde Werkzeug des, in diesen eben so blinden Zeiten herrschenden, Geistes. Barriere, Chatel, der Karthäuser Ouin, der Vikar von Saint-Nicolas-des Champs, der im Jahre 1595 gehangen ward, endlich sogar auch ein Elender, der verrükt war, oder sich so stellte, und andre, deren Name mir nicht beifällt, hatten alle diesen mörderischen Vorsaz. Fast alle waren junge Leute, und alle vom niedrigsten Pöbel; so leicht artet die Religion, bei

dem Pöbel und bei der Jugend, in Wut aus. Unter allen Meuchelmördern dieser Art, die dieses abscheuliche Jahrhundert hervorbrachte, war nur der einzige Poltrot de Meré ein Edelmann. Ich neme diejenigen aus, welche den Herzog von Guise, auf Heinrich's des III. Befel, ermordet hatten. Die thaten es nicht aus Schwärmerei.

Es ist nur gar zu wahr, daß Heinrich der IV., bei seinen Lebzeiten weder gekannt, noch geliebt ward. Eben der Geist, der zu so viel Meuchelthaten antrieb, empörte immer die Katholische Faktion gegen ihn; und seine notwendige Religionsveränderung machte die Reformirten von ihm abwendig. Seine Gemalin, die ihn nicht liebte, überhäufte ihn mit häuslichen Verdrüslichkeiten. Sogar seine Geliebte, die Marquise de Verneuil, machte Verschwörungen gegen ihn. Die bitterste Satyre, worin seine Sitten und seine Rechtschaffenheit angegriffen wurden, hatten eine nahe Verwandte von ihm, eine Prinzessin von Conti, zur Verfasserin. Kurz, er fing nicht eher an, der Nation wehrt zu werden, als nachdem er war ermordet worden.

Die unbedachtsame, stürmische und unglükliche Regentschaft seiner Wittwe vermehrte die Trauer über den Verlust ihres Gemals. Die Denkwürdigkeiten des Herzogs de Sülli sezten alle seine Tugenden in's Licht, und verschaften seinen Schwachheiten Verzeihung. Je mehr man seine Geschichte studirte, desto mehr ward er geliebt. Ludwig's des XIV. Jahrhundert ist unstreitig weit grösser gewesen, als das seinige; aber Heinrich der IV. war, nach dem allgemeinen Urtheil weit grösser, als Ludwig der XIV.

Da sein Ruhm mit jedem Tage zunam, so ist die Liebe der Franzosen für ihn zur Leidenschaft geworden. Man hat noch vor Kurzem einen auffallenden Beweis davon zu Saint-Denys gesehn. Ein Bischof von Puy in Velai hielt der Königin, Ludwig's des XV. 1768.
Gemalin, die Leichenpredigt. Da der Redner die Herzen seiner Zuhörer nicht sonderlich zu fesseln wusste, ob er gleich eine geliebte Königin zu loben hatte, so gingen an die funfzig Zuhörer von der Versammlung ab, um Heinrich's des IV. Grab zu besuchen. Sie knieeten um das Grab, benezten es mit ihren Thrä-

nen, und brachen in Töne der Wehmut aus. Nie gab es eine wahrhaftere Vergötterung, als diese.

Beilagen

zu dem Kapitel von Heinrich dem IV.

Hier sind verschiedne Briefe, die Heinrich der IV. mit eigner Hand an Corisande d'Andouin, Wittwe des Grafen Philibert de Grammont, geschrieben hat. Sie sind alle ohne Datum; man wird aber leicht aus den Anmerkungen sehn, zu welcher Zeit sie geschrieben sind. Einige darunter sind sehr interessant, und Heinrich's des IV. Name macht sie schäzbar.

I.

„Kommen keine, oder doch nur sehr „wenige, von der Dienerschaft so durch, daß „ihnen nicht die Felleisen abgenommen, oder „wenigstens die Briefe geöfnet werden. Hier „sind sieben oder achte von den Edelleuten an„gekommen, die bei dem fremden Heere ge„west sind. Sie versichern, und dem ist „nicht ohne, (denn einer ist der Herr de

„Monlouet, Rambouillet's Bruder, „der einer von den Deputirten zur Unter= „handlung war,) daß unter den Edelleuten „nicht zehne sind, die versprochen haben, „nicht die Waffen zu tragen. Herr de „Bouillon hat nichts versprochen; kurz, „es ist nichts verloren gegangen, was nicht „für Geld zu erspähen steht.

„Herr de Mayenne hat ein Stuk ge= „macht, das ihm wenig Preis und Glorie „bringen wird. Er hat den Sacremore, „der für seine Dienste Belohnung forderte, „mit Dolchstichen ermordet. Man meldet „mir, er hätte nicht Lust gehabt, ihn zufrie= „den zu stellen, und also befahret, er möchte „seine Heimlichkeiten ausschwäzen, weil er „alles wusste, sogar die Unternemung gegen „die Person des Königs, wovon er der Räd= „leinsführer war. *) Gott will sie durch

*) Nichts ist merkwürdiger, als diese Anekdote. Dieser Sacremore hies Birague mit seinem eigentlichen Namen. Diese Geschichte beweist, daß der Herzog von Mayenne weit boshafter und grausamer war, als alle Schriftsteller ihn schildern; welches bei einem Partei=

„sich selber aufreiben. Denn unter allen ih„ren Dienern schafte ihnen der das meiste „Frommen. Er ward noch halb lebend be„graben. Diesen Augenblik kommt Mor„las an, und ein Diener von meinem Vet„ter. Beiden hat man Felleisen und Briefe „und Kleider abgejagt. Herr de Türen„ne wird morgen hier sein. Er hat, um Fi„zac herum, binnen drei Tagen, achtzehn „Schlösser weggenommen. Ich werde, so „Gott will, bald noch was Bessers begin„nen. Das Gerücht von meinem Tode ist, „über Hay und Maux, bis nach Paris er„schollen. Darob haben einige Predigt„männer in ihren Predigten ge„sagt: das sei eine günstige Schik„kung Gottes für sie. Lebet wohl, „meine Traute; ich küsse Euch millionenmal „die Hände. Den 14. Jänner.

haupte nichts ausserordentliches ist. Der Brief ist vom Jahre 1587.

II. *)

„Um mein Herzeleid vollkommen zu ma„chen, bricht eins der grössten Unglüksweiter „über mich herein, das ich nur irgend be„fahren konnte. Der Prinz ist jach des To„des erblichen. Ich bedaure ihn als das, „was er mir hätte sein sollen; nicht als das, „was er mir war. Bin nun das einzige „Ziel, nach welchem die treulosen Mes„gänger schiessen! Sie haben ihn vergif„tet, die Schurken! aber Gott wird doch „Gott bleiben, und ich, mit seiner Hülfe, „der Vollstrekker seines Willens. Der ar„me Prinz, nicht arm an Mut, hatte am „Donnerstage einem Stechen beigewohnt, „und nam wakker und gutes Muths sein „Nachtims. Um Mitternacht bekam er ein „Erbrechen, welches bis am Morgen an„hielt. Den ganzen Freitag blieb er im „Bette. Des Abends aas er, und schlief „die Nacht gut. Am Samstag stand er „auf, speiste Mittags ausser dem Bette, „und spielte Schach. Drauf stand er auf,

*) Vom März 1588.

„ging im Gemach auf und nieder, und
„sprach mit einem und dem andern. Plöz-
„lich sagte er: Bringt mich nach mei-
„nem Polsterstuhl, ich fühle mich
„sehr matt. Kaum hat er sich nieder-
„gesezt, als er die Sprache verlor, und
„gleich darauf im Sizen verschied. Die
„Zeichen des Giftes wurden schnell sichtbar.
„Die ganze dortige Gegend ist dadurch in
„unglaublichen Schrek versezt. Ich reise
„mit Tagesanbruch ab, um dort unge-
„säumt alles in Ordnung zu erhalten. Bin
„auf einem hübschen Wege, mein Maas
„von Kummer und Mühseligkeit recht voll
„zu häufen. Betet kek für mich zu Gott;
„wenn ich mit dem Leben durchkomme, ist
„er mein Schirm gewest; er, dem ich viel-
„leicht näher bin, als ich denke. Für nun
„und immerdar bin ich Dein treuer Leib-
„eigner. Gute Nacht, liebes Trautchen;
„ich küsse Dir millionenmal die Hände.

III. *)

„Gestern bekam ich zwei Eilboten von „Saint-Jean, einen Mittags, und den „andern Abends. Durch den ersten erfah„ren wir, daß Belcastel, der Edelknabe „der Prinzessin, und ihr Kämmerer, gleich „die Flucht ergriffen, so bald sie ihren Her„ren todt geglaubt haben. Sie hätten zwei „Pferde, zweihundert Thaler wehrt, in ei„nem Gasthof in der Vorstadt funden, die „man daselbst seit vierzehn Tagen futterte. „Jeder von ihnen hätte ein Felleisen mit „tausend Thalern gehabt. Der Wirt ist „vernommen worden, und hat ausgesagt: „ein gewisser Brillant hätte ihm die „Pferde gebracht, und wäre alle Tage ge„kommen, um ihm zu sagen, daß er ih„rer bas pflegen sollte, und wenn andre „Pferde vier Maas Hafer bekämen, sollt' „er diesen achte geben, er würde auch dop-

*) Vom Monat März 1588.

**) Brillant, Kämmerier des Prinzen von Condé, wird von den Geschichtschreibern mit Unrecht Brilland genannt.

„pelt zalen. Dieser Brillant *) ist ein „Mensch, den die Prinzessin in das Haus „gebracht hat, und ihm die ganze Einrich„tung überlies. Er ward gleich festgenom„men, und gestand, dem Edelknaben tau„send Thaler gegeben, und die Pferde ge„kauft zu haben, auf Befel der Prinzes„sin, um nach Italien zu gehn. Der „zweite Eilbote bestätigt diese Mähr, und „sagt noch überdies, daß man durch die„sen Brillant hat an den Kämmerer „schreiben lassen, von dem man wusste, „daß er zu Poitiers war: er wäre nur „hundert Schritte von ihm entfernt, und „müsste ihn sprechen. Als der Kämmerer „an den bestimmten Ort kommt, wird er „von dem Hinterhalt festgenommen, und

*) Er ward auf das Urtheil des Stadtrichters ohne Appellation zu Saint Jean d'Angeli geviertheilt, und in eben dieser Sentenz ward die Prinzessin von Condé verurtheilt, bis nach ihrer Entbindung im Verhaft zu bleiben. Im August gebar sie Heinrichen de Condé, ersten Prinzen vom Geblüt. Sie appellirte an den Gerichtshof der Pairs; blieb aber bis zum Jahre 1596 zu Angeli im Verhaft, in welchem Jahre Heinrich der IV. den ganzen Prozes niederschlagen lies.

„nach Saint Jean geführt. Vernommen „hatte man ihn noch nicht, aber zu seinen „Führern hatte er gesagt: Ach! die Prin„zessin ist eine böse Sieben; nemt nur ih„ren Schneider in Verhaft; ich will alles „ohne Folterschlag bekennen; welches denn „auch geschah.“

„Weiter ist bis jezt nichts vorgefallen, „und mein Urtheil trügt mich nicht. Kein „gefährlichers Thier auf Erden als ein bös „Weib! Alle diese Vergifter sind „Päbstler. So weit ist es nun mit dem „Prozes der Prinzessin. Habe auch einen „Mordgesellen für mich *) erspähet, wo„für Gott mich bewahren wird, und ich „werde Euch bald mehr davon schreiben. „Die Stathalter und Hauptleute von Tail„lebourg haben zwei Kriegsknechte herge„schikt, und geschrieben, sie wollten ihre

*) Zu Nerac entdekte man einen Mörder, einen Lothringer von Geburt, den die Priester der Ligue abgeschikt hatten. Mehr als funfzigmal stand man diesem grossen und guten Fürsten nach dem Leben. Tantum religio potuit suadere malorum! (Zu so viel Unheil konnte die Religion anreizen!)

„Thore vor niemanden öfnen, als vor mir „selbst, das hagt mir fast sehr. Die Feinde „drängen sie, und sie ihrer Seits sind so „erpicht, ihren Vorsaz auszuführen, daß „sie jenen gar kein Hindernis in den Weg „legen. Sie lassen keine lebendige Seele „aus Saint Jean heraus, als die Boten, „die sie an mich schikken. Herr de la Tri„mouille ist nur selbzwanzig da. Man „schreibt mir, daß langes Säumen von „meiner Seite vielen und grossen Nachtheil „bringen würde. Dies macht mich eilen, „so daß ich blos zwanzig Reiter mit mir „nemen, und Tag und Nacht zujagen werde, „um wieder in Sainte Foi zu sein, wenn „die Versammlung gehalten wird. Dem „Leibe nach, Liebchen, befinde ich mich „ziemlich wohl, aber mein Geist ist sehr „niedergeschlagen; liebe mich, und gieb mir „Merkmale davon; das wird mich kräftig „aufrichten; ich werde es meiner Seits an „der Dir geschwornen Treue nie fehlen „lassen; auf diese Wahrheit küsse ich Dir „die Hände millionenmal. Daymet den „13. März.

IV.

„Gestern Abend kam ich nach Pons, „und erhielt Botschaft von Saint Jean, „wodurch der Verdacht immer mehr bestärkt „wird. Morgen werd ich alles mit eignen „Augen sehn. Ich fürchte mich vor dem „Anblik der treuen Diener des Hauses, denn „es herrscht daselbst die tiefste und wahrste „Trauer, die man je gesehn hat. Die Rö- „mischen Priester predigen ganz laut in „den umliegenden Städten, daß es derglei- „chen Frau nicht mehr giebt, kanonisiren „die schöne That, und den, der sie voll- „brachte, und ermahnen alle gute Katholi- „ken, an einer so Christlichen Handlung ein „Beispiel zu nemen; und Du kannst einer sol- „chen Religion zugethan sein? Gewis, mein „Kind, dies und unsere Bedrängnis ist ein „treflicher Gegenstand, Deine Frömmigkeit „und Tugend sehn zu lassen. Wirf ja flugs „Deinen Nonnenschleier in's erste beste Dorn- „gebüsch; das ist mein Ernst. Der Herr „d'Epernon ist mit dem Marechal d'Au- „mont und Grillon sehr in Unfried, und „das erregt vielen Span am Hofe. Ich

„werde von dorther alle Tage Botschaft be-
„kommen, und Dir alle Neuigkeiten melden.
„Der Mensch, von welchem Briquesiere
„mit Dir gesprochen, hat mir hämsche Stükke
„gespielt, die ich, seit zwei Tagen, erfah-
„ren, und auch die Beweise davon bekom-
„men habe. Ich schliesse, weil ich wieder
„zu Ros mus. Dir, theure Geliebte, küsse
„ich millionenmal die Hände. Den 17ten
„März."

V.

„Gott weis, wie nah' es mir geht, daß
„ich von hier wegreisen soll, ohne Euch die
„Hände zu küssen; wahrlich, meine Traute,
„das wirft mich noch auf's Siechbette. Ue-
„ber das, was Liceran Euch sagen wird,
„werdet Ihr Euch wundern, und sagen, daß
„ich mich nicht geirrt habe. Der Teufel ist
„ganz von seinen Ketten los; ich verdiene
„Mitleid, und es ist ein Wunder, wenn ich
„nicht unter der Last erliege. Wär ich nicht
„ein Hugenotte, so ging ich hin, und würd
„ein Türke. Mein Hirn hat harte Prüfun-
„gen auszustehn, und es kann gar nicht feh-

„len, ich mus entweder verrükt, oder ein
„recht abgefeimter Kopf werden. Dies Jahr
„wird mein Probejahr sein. Kein herzfres-
„senders Ungemach als das häusliche! Alle
„Quaalen der Hölle, in welche nur ein Ge-
„müt versinken kann, martern das meinige
„sonder Rast; alle ohne Ausname, sag ich.
„Bedaure mich, meine Liebe, und trage
„nur Deine Art von Martern nicht länger,
„denn die befahr ich am meisten. Den Frei-
„tag geh ich nach Clerac ab. Ich werde
„mich Deiner Vorschrift erinnern, und schwei-
„gen. Glaube sicher, daß nichts, als eine
„Veränderung Deiner Zuneigung gegen mich,
„den Entschlus wankend machen kann, den
„ich gefasst habe, ewig Dein zu sein, ganz
„Dein Leibeigner. Liebe mich, Du mein
„Alles. Deine Zärtlichkeit ist mein Notan-
„ker in dem Sturme meiner Trübsale; ver-
„sag mir diese Stüze nicht. Gute Nacht,
„Trautchen; ich küsse Deine Füsse millionen-
„mal. Nerac den 8. März, um Mitter-
„nacht.

VI.

„Werd' ich Euch denn nie etwas anders „melden, als Einname von Städten und „Schlössern? In acht Tagen haben sich „Saint Mexant und Maillesaye an mich er„geben, und Ihr könnt hoffen, vor dem „Ende dieses Monats mehr von mir sprechen „zu hören. *) Der König triumphiret,

, und

*) Dieser Brief mus, drei oder vier Tage nach der Ermordung des Herzogs de Guise, geschrieben sein; aber mit der angeblichen Hinrichtung des Präsidenten Neuilly, und des la Chapelle-Marteau, hatte man ihn hintergangen. Heinrich der IV. hielt sie in Verhaft. Sie verdienten, gehangen zu werden, wurden es aber nicht. Man mus nicht immer glauben, was die Könige schreiben; sie haben oft schlechte Nachrichten. Dieser Irrthum ist wahrscheinlicherweise in den folgenden Briefen wiederrufen, die wir aber nicht besitzen. Neuilly und Marteau waren die eifrigsten Liguisten, welche in der Bartholomäusnacht viele Reformirten und auch Katholiken ermordet hatten, die dem Könige anhingen. Der Bischof Rose von Senlis, dieser rasende Liguist, verführte die Tochter des Präsidenten Neuilly, und schwängerte sie. Nie sahe man mehr Grausamkeiten, mit den wildesten Ausschweifungen verbunden.

„und hat den Kardinal de Guise in Ket-
„ten und Banden legen lassen, hernach aber
„den Präsidenten von Neuilly, den ersten
„Bürgermeister von Paris, den Geheim-
„schreiber des Herrn de Guise, und drei
„andre, aufhenken, und vierundzwanzig
„Stunden auf dem Plaze zur Schau han-
„gen lassen. Die Königin, seine Mutter,
„sagt zu ihm: Mein Sohn, Ihr wöllet mir
„ein Gesuch gewähren, das ich an Euch will
„gelangen lassen. — Je nachdem es ist,
„Frau Mutter. — Gebt mir den Herrn
„de Nemours, und den Prinzen von
„Guise los; sie sind noch jung, und wer-
„den Euch einst Dienste leisten. — Ich bin
„des zufrieden, Frau Mutter; ich gebe Euch
„die Personen los, aber ihre Briefe behalt
„ich in meinem Verwahrsam.

„Er hat nach Lyon geschikt, um den
„Herzog de Mayenne zu fahen; noch
„weis man nicht, in wie fern es gelungen
„ist. Man schlägt sich zu Orleans, und
„noch viel näher bei uns, in Poitiers, wo-
„von ich morgen nur sieben Meilen entfernt
„sein werde. Wenn der König seine Ein-

„willigung gäbe, so wollt ich sie wohl zum
„Vergleich bringen.

„Wenn es an dem Orte Eures Aufent-
„halts eben solches Wetter ist, als hier, so
„bedaur' ich Euch; denn hier friert es seit
„zehn Tagen unaufhörlich. Ich laure stünd-
„lich auf die Botschaft, daß man etwa wird
„hingeschikt haben, um die Königin von
„Navarra *) würgen zu lassen; dieses,
„und der Tod ihrer Mutter, könnte mich
„dahin bringen, das Lied des alten Si-
„meon zu singen. Nun, dieser Brief ist
„für einen Krieger wirklich zu lang. Gute
„Nacht, meine Traute, ich küsse Dich mil-
„lionenmal. Lieb mich, wie ich's um Dich
„verdiene. Wir haben Neujahr; der arme
„Caramburu ist einäugig, und Fleuri-
„mont liegt auf dem Todbette."

---

*) Er meint seine Gemalin. Sie stand in Verbin-
dung mit den Guisen, und ihre Mutter, die Kö-
nigin Katharine, war damals todtkrank.

VII.

„Holde Traute, ich schreibe Dir aus „Blois *), wo man mich, vor fünf Mona„ten, als einen Kezer verdammte, und für „unfähig erklärte, die Krone zu erben, und „jezt bin ich ihre vornemste Stüze. Da „siehst Du Gottes Werk an denen, die ihm „vertrauen, denn nichts schien unumstößli„cher, als diese Verordnung der Landstände. „Inzwischen appellirt ich davon an denje„nigen, der alles kann, (wie es manche an„dre auch thun,) und der hat die Akten re„vidirt, das Urtheil der Menschen umgestos„sen, und mich wieder in meine Rechte ein„gesezt, und ich glaube, daß meine Feinde „die Kosten tragen werden. Desto besser „für Euch! Gott erhält die, die ihm trauen, „und lässt sie nicht zu Schanden werden; „das sollt Ihr bedenken. Ich befinde mich, „Gottlob! sehr wohl, und schwör' Euch auf„richtig, daß ich nichts auf Erden so liebe „und hochschäze, als Euch. Davon geb'

*) Dies war gewis gegen das Ende des Aprils 1589. Damals war er mit Heinrich dem III. zu Blois.

„ich Beweise genug, und werd' Euch treu „sein, bis in mein Grab. Ich geh' nach „Boisjeancy, von wannen Ihr bald werd't „von mir reden hören, wie ich gar nicht „zweifle. Auch denk' ich bald meine Schwe- „ster kommen zu lassen; entschliesst Euch „doch, sie zu begleiten. Der König hat „mit mir von der Dame von Auvergne ge- „sprochen; ich glaube, ich werde ihr einen „schlimmen Streich spielen. Lebe wohl, „meine Traute; ich küsse Dich millionenmal, „am achtzehnten Mai, als derjenige, der „an Dich mit unauflöslichen Banden ge- „knüpft ist."

VIII.

„Ueberbringer dieses wird Dir münd- „lich sagen, was für Glük uns Gott gege- „ben hat, in einem der wütendsten Gefech- „te *), die in diesem Kriege vorgefallen. „Auch wirst Du von ihm hören, wie die „Herren de Longueville, de la Noue,

*) Dies ist das Gefecht vom 18ten Mai 1589, wo der Graf von Chatillon, in einem sehr hizigen Treffen, die Liguisten schlug.

„und andre, bei Paris gesiegt haben.
„Wenn der König rasch dahinter her ist,
„wie ich hoffe, so werden wir bald den
„Kirchthurm Unsrer lieben Frauen von Pa-
„ris zu Gesicht krigen. Ich hab' Euch erst
„vor zwei Tagen durch Petit-Jean ge-
„schrieben. Gott gebe, daß wir diese Woche
„auch etwas Rühmliches vollbringen, wie
„in der vergangnen. Liebe mich immer,
„Trautchen, als den Deinigen, denn ich
„liebe Dich beständig, als die Meinige.
„Mit dieser Versicherung küsse ich Dir die
„Hände. Lebe wohl, Liebchen. Den 20.
„Mai zu Boisjeancy."

IX.

„Schik mir den Briguesiere her, so
„soll er Dir alles mitbringen, was Du
„brauchst, mich allein ausgenommen. Ich
„bin herzlich betrübt ob dem Verlust mei-
„nes Kleinen *), der gestern starb. Du
„kannst denken, daß er mir so nahe geht,

*) Dies war ein Sohn, den er mit dieser Corisande gezeugt hatte.

„als ein rechtmässiger! Er fing schon an
„zu plaudern. Ich weis nicht, ob Du mir
„durch Doisil etwa geschrieben hast, dar-
„um antwort' ich Dir auf dein Schreiben
„durch denjenigen, den ich bald wieder zu-
„rükwünsche. Melde mir doch, wie Du's
„willt gehalten wissen. Die Feinde stehn
„vor Montegu, wo sie werden tüchtig nas
„werden; denn es ist da eine halbe Meile
„umher nichts als Blachfeld. Die Stände-
„versammlung wird in zwölf Tagen ihre
„Endschaft erreichen. Gestern erhielt ich
„viele neue Mähr aus Blois, und ich schik-
„ke Dir einen sehr wahrhaften Auszug da-
„von. Diesen Augenblik bekomm' ich einen
„Boten aus Montegu. Sie haben einen
„herrlichen Ausfall gemacht, und viel Fein-
„de aufgerieben. Ich lasse alle meine Trup-
„pen kommen, und wenn der Plaz sich nur
„noch vierzehn Tage halten kann, so denk
„ich daselbst einige gute Streiche auszufüh-
„ren. Was ich Dir geschrieben habe, Nie-
„manden Böses zu gönnen, ist zu Deiner
„und meiner Zufriedenheit notwendig; ich
„spreche jezt mit Dir, als mit der Meini-

„gen. Trautes Geschöpf, ich habe eine un„beschreibliche Sehnsucht, Dich zu sehn. „Es ist ein Mensch hier, welcher meiner „Schwester Briefe von dem Könige von „Schottland bringt. Er dringt mehr als „jemals auf die Vermälung, und erbeut „sich, mir mit sechstausend Mann, auf „seine eigne Kosten, zu Hülfe zu kommen *), „und will in Person herüber kommen, seine „Dienste anzubieten. Er geht unfehlbar „als König von England wieder zurük. „Bereite doch meine Schwester von weitem „vor, ihm günstig zu sein. Führe ihr die „Lage, worin wir uns befinden, und die „Grösse dieses Fürsten, nebst seiner Tugend, „zu Gemüte. Ich schreibe ihr nichts da„von; sprich nur mit ihr schlumpsweise da„von, daß es Zeit wäre, an eine Heurat zu

*) Dies ist eine sonderbare Anekdote, die allen Geschichtschreibern unbekannt geblieben ist. Er will sagen, daß er dereinst König von England werden würde, weil die Königin Elisabet keine Kinder hatte. Dies war eben der König, welchen Heinrich der IV. hernach immer Meister Jakob nannte. Dieser Brief mus von 1588 sein.

„denken, und daß für sie keine andre Aus-
„sicht vorhanden ist; denn mit unsrer Sipp-
„schaft sieht's jämmerlich aus. Leb' wohl,
„meine Traute, ich küsse Dich hundertmil-
„lionenmal."

Den lezten December.

Zweites Kapitel.

Von Frankreich unter Ludwig dem XIII. bis zur Staatsverwaltung des Kardinals de Richelieu. Versammlung der Landstände in Frankreich. Das Reich wird übel regiert. Ermordung des Marechals d'Ancre. Seine Gemalin wird zum Scheiterhaufen verurtheilt. Der Herzog de Luines wird erster Staatsminister. Bürgerliche Kriege. Wie der Kardinal de Richelieu in das Konseil kam.

Nach Heinrich's des IV. Tode sahe man, wie sehr die Macht, das Ansehn, die Sitten, und der Geist einer Nation, oft von einem einzigen Menschen abhangen. Er erhielt, durch eine sanfte, aber mächtige, Regierungsverwaltung, alle Stände des Staats vereinigt, alle Faktionen unterdrükt, beide Religionen friedlich, und das Volk im Ueberflus. Durch seine Bündnisse, durch seine Schäze und durch seine

Waffen, hielt er in seinen Händen das Gleichgewicht von Europa. Alle diese Vortheile gehn, gleich im ersten Jahre der Regentschaft seiner Wittwe, Maria de' Medici, verloren. Der Herzog d'Epernon, dieser stolze Günstling Heinrich's des III., und Heinrich's des IV. heimlicher Feind, erklärt sich öffentlich gegen die Minister desselben, und geht, an dem nemlichen Tage, da Heinrich ermordet worden, den 14. Mai 1610 in das Parlament. Den 14ten Mai 1610.

D'Epernon war General von der Infanterie. Das Garderegiment stand unter seinen Befehlen. Er kommt herein, legt die Hand an seinen Degen, und zwingt das Parlament, sich das Recht anzumaassen, die Regentschaft zu vergeben, welches Recht bis dahin nur den Landständen zugestanden hatte. Die Geseze aller Nationen haben von jeher festgesezt, daß diejenigen, die den Thron vergeben, wenn er erledigt ist, auch die Regentschaft zu vergeben haben. Einen König ernennen, ist das erste Recht; einen Regenten ernennen, ist das zweite, und sezt das erste voraus. Das Pariser Parlament urtheilte also in Sachen des Throns, und entschied

über die höchste Gewalt, weil es von dem Herzoge d'Epernon war bedrohet worden, und weil man nicht Zeit gehabt hatte, die drei Stände des Reichs zusammen zu berufen.

Es ernannte, durch ein Arret **Maria de' Medici** zur einzigen Reichsverweserin. Die Königin erschien des folgenden Tages, und lies dieses Arret, in Gegenwart ihres Sohns, bestätigen, und, bei dieser Ceremonie, die man ein Lit de justice zu benennen pflegt, sammelte der Kanzler von Silleri erst die Stimmen der Präsidenten, eh' er die Stimmen der Pairs, und sogar der Prinzen vom Geblüt, einforderte, welche sich berechtigt glaubten, an der Regentschaft Antheil zu nemen.

Man sieht hieraus, was man auch schon oft bemerkt haben wird, wie Rechte und Gewohnheiten sich einschleichen, und wie dasjenige, was einmal feierlich gegen alte Regeln unternommen worden, eine Richtschnur für die Zukunft wird, bis ein neuer Vorfall es wieder abschaft.

Maria de' Medici, welche die Regentschaft, aber doch nicht die Herrschaft, über das Königreich hatte, verschwendet, um sich Kreaturen zu verschaffen, alles, was Heinrich

der Grosse zusammengespart hatte, um seine Nation mächtig zu machen. Die Truppen, an deren Spize er in die Schlachten eilte, werden grösstentheils abgedankt. Die Fürsten, deren Stüze er war, werden ihrem Schiksal überlassen.

Der Herzog Karl Emanuel von Savoyen, Heinrich's des IV. neuer Bundsgenosse, sieht sich genötigt, dem Könige Philipp 1610.
dem III. von Spanien Abbitte zu thun, daß er sich mit dem Könige von Frankreich in ein Bündnis eingelassen. Er schikt seinen Sohn nach Madrid, um den Spanischen Hof um Gnade zu bitten, und sich, im Namen seines Vaters, wie ein Unterthan zu demütigen.

Die Teutschen Fürsten, welche Heinrich, mit einer Armee von vierzigtausend Mann, geschüzt hatte, bekommen nur schwachen Beistand. Der Staat verliert sein ganzes Ansehn von aussen, und seine Ruhe von innen. Die Prinzen vom Geblüt und der hohe Adel erfüllen Frankreich mit Faktionen, wie zu den Zeiten Franz des II., Karl's des IX., Heinrich's des III., und nachher bei der Minderjährigkeit Ludwig's des XIV.

1614. Endlich beruft man in Paris die lezte Versammlung von Landständen zusammen, welche in Frankreich ist gehalten worden. Das Pariser Parlament konnte sich keine Sizung in derselben verschaffen. Die Deputirten desselben waren, bei der zu Rouen, im Jahre 1594, gehaltnen grossen Versammlung von Notablen, zugelassen worden. Das war aber auch keine Generalversammlung der Landstände. Die Finanzverwalter und Rendanten hatten daselbst eben so gut Plaz genommen, als die Gerichtspersonen.

Die Pariser Universität forderte die Kammer der Klerisei gerichtlich auf, ihr, als einem Mitgliede der Landstände, einen Plaz einzuräumen, und behauptete, dies sei ihr altes Vorrecht. Aber die Universität hatte, mit ihrem Ansehn, auch ihre Vorrechte verloren, nach dem Maasse, wie die Gemüter sich verfeinert hatten, ohne eben deswegen aufgeklärter zu werden. Diese in der Eil versammelten Stände hatten keine Depots von Gesezen und Gebräuchen, wie das Englische Parlament, und der Teutsche Reichstag; sie machten keinen Theil der höchsten gesezgebenden Gewalt aus. Indessen wären sie doch gern

Gesezgeber gewesen; denn darnach sehnt sich notwendig eine Gesellschaft, die eine Nation vorstellt. Aus dem heimlichen Ehrgeiz eines jeden Privatgliedes entsteht der allgemeine Ehrgeiz.

Das Merkwürdigste bei diesen Landständen war, daß die Klerisei vergeblich darauf drang, daß man die Kirchenversammlung von Trient in Frankreich annemen sollte, und daß der Mittelstand eben so vergeblich darauf bestand, daß ein Gesez bekannt gemacht werden sollte, daß keine, weder weltliche noch geistliche, Gewalt das Recht hat, das Königreich zu vergeben, und die Unterthanen von ihrem Eid der Treue zu entbinden, und daß die Meinung, der Königsmord sei erlaubt, eine gottlose und verfluchte Meinung ist.

Es war hauptsächlich der Mittelstand von Paris, der dieses Gesez eingeführt wissen wollte, nachdem er Heinrich den III. abgesezt, und lieber die äusserste Hungersnot ausgestanden, als Heinrich den IV. für seinen König anerkannt hatte. Aber die Faktionen der Ligue hatten ein Ende, der Mittelstand, der die Grundlage der Nation ausmachte, und

kein Privatinteresse haben kann, liebte den Thron, und hasste die Forderungen des Römischen Hofes.

Der Kardinal dû Perron vergas bei dieser Gelegenheit, was er dem Blute Heinrich's des IV. schuldig war, und dachte blos auf die Kirche. Er widersezte sich dem vorgeschlagnen Gesez aus allen Kräften, und geriet in solche Wut, daß er sagte: er würde sich genötigt sehn, diejenigen zu exkommuniziren, welche so hartnäkkig behaupteten, daß die Kirche nicht die Gewalt hat, die Könige abzusezen. Er sezte hinzu: die Gewalt des Pabstes wäre vollkommen, und mehr als vollkommen, unmittelbar im Geistlichen, und mittelbar im Weltlichen.

Die von dem Kardinal dû Perron beherrschte Kammer der Klerisei überredete die Kammer des Adels, auf ihre Seite zu treten. Der Adel war auf die Klerisei von jeher eifersüchtig gewesen, aber er wollte das Ansehn haben, nicht so zu denken, wie der Mittelstand. Es kam darauf an, auszumitteln, ob die geistliche und weltliche Macht zusammengenommen den Thron vergeben könnte.

Der versammelte Adel betrachtete sich im Grunde stillschweigend als eine weltliche Macht. Der Kardinal sagte ihnen vor: Wenn ein König seine Unterthanen zwingen wollte, Arianer oder Muhammedaner zu werden, so müßte man ihn absezen. Diese Rede war sehr unvernünftig; denn viele Kaiser und Könige waren Arianer, und doch ist keiner, um dieser Ursach willen, abgesezt worden.

So schimärisch auch diese Voraussezung war, so überredete sie doch die Deputirten des Adels, daß es Fälle gebe, wo die Vornemsten der Nation ihren Landesherren absezen könnten, und dieses, obgleich entfernte, Recht schmeichelte der Eigenliebe so sehr, daß der Adel es mit der Klerisei theilen wollte. Die geistliche Kammer erklärte der Kammer des Mittelstandes, daß es zwar niemals erlaubt wäre, seinen König umzubringen, beharrte aber im Uebrigen bei ihrer Meinung.

Mitten unter dieser seltsamen Streitigkeit gab das Parlament ein Arret heraus, welches die unumschränkte Unabhängigkeit des Throns für ein Reichsgrundgesez des Staats erklärte.

Das Interesse des Hofes erforderte es unstreitig, nach so vielen Unruhen, welche, unter den vorigen Regierungen, den Thron in Gefahr gesezt hatten, die Forderung des Mittelstandes, und das Arret des Parlaments zu unterstüzen. Indessen gab der Hof doch dem Kardinal du Perron, der Klerisei, und vornemlich dem Römischen Hofe, nach, den man zum Freunde behalten wollte, und unterdrükte selbst eine Meinung, worauf sich seine Sicherheit stüzte. Im Grunde aber glaubte er wohl damals, daß diese Wahrheit nie von wirklichen Begebenheiten würde bestritten werden, und wollte also solchen zu kritischen und verhaßten Streitigkeiten ein Ende machen. Er unterdrükte sogar das Arret des Parlaments, unter dem Vorwande, daß dasselbe gar kein Recht hätte, irgend einen Ausspruch über die Beschlüsse der Landstände zu thun, daß es die Ehrerbietigkeit gegen dieselben aus den Augen sezte, und daß es ihm nicht zukäme, Reichsgrundgeseze zu machen. So verwarf er also die Waffen derer, die für ihn stritten, weil er derselben nicht zu bedürfen glaubte, und das ganze Resultat dieser Versammlung war endlich, daß man über alle Misbräuche im

Königreiche sprach, und keinen einzigen derselben abzuschaffen im Stande war.

Frankreich blieb in der Verwirrung, und ward von dem Florentiner Concini regiert, der Marechal von Frankreich ward, ohne jemals den Degen gezogen zu haben, und Premierminister, ohne die Geseze des Königreichs zu kennen. Schon darüber, daß er ein Ausländer war, hatten die Prinzen Ursach genug, sich zu beschweren.

Maria de' Medici war sehr unglüklich; denn sie konnte ihre Gewalt nicht mit dem Prinzen de Condé, als dem Haupte der Misvergnügten, theilen, ohne sie zu verlieren, und sie auch dem Concini nicht anvertrauen, ohne das ganze Land schwierig zu machen. Der Prinz Heinrich de Condé, Vater des grossen Condé, und dessen Sohn, der mit Heinrich dem IV. die Schlacht bei Coutras gewonnen hatte, sezt sich an die Spize einer Partei, und greift zu den Waffen. Der Hof schliesst einen verstellten Frieden mit ihm, und lässt ihn in die Bastille sezen.

Dies war das Schiksal seines Vaters, seines Grosvaters, und seines Sohnes. Seine Gefangenschaft vermehrte die Zal der Misver-

Bayerische Staatsbibliothek München

gnügten. Die Guisen, diese ehmals so unversöhnlichen Feinde der Condés, treten nun auf ihre Seite. Der Herzog von Vendome, Heinrich's des IV. Sohn, der Herzog von Nevers, aus dem Hause Gonzague, der Marechal de Bouillon, und alle misvergnügte Edelleute, ziehn sich in den Provinzen zusammen, und machen bekannt, daß sie ihrem Könige dienen, und nur gegen den Premierminister zu Felde ziehn.

Concini, als Marechal d'Ancre, sprach ihnen allen Hohn, weil er sich auf die Zuneigung der Königin verlies. Er warb, auf eigne Kosten, siebentausend Mann, um das Königliche Ansehn, oder vielmehr sein eignes, aufrecht zu erhalten; und das war es, was ihn stürzte. Er hatte zwar den Königlichen Auftrag, diese Truppen anzuwerben; aber es war ein grosses Unglük für den Staat, daß ein Ausländer, der ohne Vermögen nach Frankreich gekommen war, so viel hatte, daß er eine Armee aufbringen konnte, die eben so stark war, als diejenige, womit Heinrich der IV. sein Königreich wieder erobert hatte. Fast das ganze, gegen ihn empörte, Frankreich konnte seinen Fall nicht bewirken, und ein Jüngling,

in den er gar kein Mistrauen sezte, und der ein Fremder war, wie er, brachte seinen Fall nnd das ganze Unglük der Maria de' Medici zuwege.

Charles Albert de Luines, der in der Grafschaft Avignon geboren, und, nebst seinen beiden Brüdern, unter die Königlichen Kammerjunker, die mit ihm erzogen wurden, aufgenommen war, hatte sich dadurch, daß er Buntspechte abrichtete, Sperlinge zu fangen, die Vertraulichkeit des jungen Monarchen erworben. Man vermutete nicht, daß dieser kindische Zeitvertreib mit einer blutigen Staatsveränderung endigen würde.

Der Marechal d'Ancre hatte ihm das Gouvernement von Amboise geben lassen, und glaubte, ihn dadurch von sich abhängig gemacht zu haben. Dieser junge Mann aber faßte den Entschlus, seinen Wohlthäter umbringen zu lassen, die Königin zu verbannen, und selbst zu regieren; und dies gelang ihm ohne das grringste Hindernis. Den König überredet er gleich, daß er fähig ist, selbst zu regieren, ob er gleich nur sechszehn und ein halbes Jahr alt war, und sagt ihm, daß er

von der Königin Mutter, und von Concini, unter Vormundschaft gehalten wird.

Der junge König, dem man, in seiner Kindheit, den Beinamen der Gerechte gegeben hatte, willigt in die Ermordung seines Premierministers. Der Gardekapitain Marquis de Vitri, sein Bruder dû Hallier,
1617. Persan, und andre, tödten ihn, mit Pistolenschüssen, in dem Hofe des Louvre selbst. Man ruft: Es lebe der König! als wenn man eine Schlacht gewonnen hätte. Ludwig der XIII. tritt an's Fenster, und sagt: Nun bin ich König.

Die Königin Mutter verliert ihre Wacht, der man die Gewehre abnimmt, wird in ihrem Zimmer gefangen gehalten, und endlich nach Blois verwiesen. Der Posten eines Marechals von Frankreich, welchen Concini besas, wird dem Vitri gegeben, der ihn umgebracht hatte. Eben solche Ehrenstelle hatte Themines von der Königin erhalten, weil er den Prinzen de Condé in Verhaft genommen hatte. Aber der Marechal, Herzog de Bouillon, sagte auch, er schämte sich, Marechal zu sein, weil diese Würde Bütteln und Meuchelmördern zur Belohnung gegeben würde.

Der Pöbel, der immer auf das Aeusserste verfällt, und immer barbarisch ist, wenn man ihm den Zügel schiessen lässt, scharrt den Körper des Concini, der zu Saint-Germain-l'Auxerrois begraben war, wieder aus, schleppt ihn durch die Gassen, reisst ihm das Herz heraus, und es fanden sich Menschen, die kannibalisch genug waren, es öffentlich auf Kohlen zu rösten, und zu fressen. Endlich ward sein Körper vom Pöbel an einen Galgen gehenkt.

Es herrschte in der Nation ein Geist der Wildheit, den die schönen Jahre Heinrich's des IV., und der von Maria de' Medici eingeführte Geschmak an Künsten, auf eine Zeitlang sanfter gemacht hatten, der aber, bei der geringsten Veranlassung, in seiner ganzen Stärke wieder sichtbar ward. Der Pöbel hatte keine andre Ursach, die blutigen Ueberreste des Marechals d'Ancre auf solche Art zu behandeln, als weil er ein Ausländer war, und viel Gewalt gehabt hatte.

Die Geschichte des berühmten Nani, und die Denkwürdigkeiten des Marechals d'Etrees, und des Grafen de Brienne, lassen den Verdiensten und der Unschuld des Concini Gerechtigkeit widerfahren. Solche Zeugnisse

dienen wenigstens dazu, den Lebenden das Verständnis zu öfnen, wenn sie auch denjenigen nicht nüzen, die so ungerecht und grausam ums Leben gekommen sind.

Dieser übertriebne Has beherrschte nicht den Pöbel allein. Auch dem Parlamente wird aufgetragen, den Marechal nach seinem Tode zu richten, über seine Gemalin Eleonore Galigaï zu sprechen, und den Schandflek des Meuchelmordes durch rechtliche Grausamkeit zuzudekken. Fünf Parlamentsräte weigerten sich, dieser Verurtheilung beizuwohnen; aber mehr als fünf kluge und gerechte Männer hatte das Parlament auch nicht aufzuweisen.

Nie war ein rechtliches Verfahren von der Billigkeit entfernter, und für die Vernunft entehrender. Man konnte der Marechale nichts vorwerfen. Sie war ein Günstling der Königin gewesen; darin bestand ihr ganzes Verbrechen. Man beschuldigte sie der Zauberei, und erklärte einige Agnus Dei, die sie bei sich trug, für Talismans. Der Rat Courtin befragte sie, welcher Art von Zauberei sie sich bedient hätte, um die Königin zu behexen? Galigaï, die über den Rat unwillig, und mit Maria de' Medici auch nicht

ganz

ganz zufrieden war, gab zur Antwort: Meine ganze Hexerei bestand in der Gewalt, welche starke Seelen immer über schwache Gemüter haben müssen.

Diese Antwort rettete sie nicht. Einige Richter hatten Einsicht und Billigkeit genug, ihr das Leben nicht abzusprechen; die übrigen aber liessen sich von dem allgemeinen Vorurtheil, von der Unwissenheit, und noch mehr von denenjenigen hinreissen, welche sich mit dem Vermögen dieser Unglüklichen zu bereichern suchten, und verurtheilten sowohl den ermordeten Mann, als die Frau, wegen überführter Hexerei, wegen Jüdischer Religionsmeinungen, und wegen Betrügereien. Die Marechale ward verbrannt, und ihre einge- 1617.
zognen Güter fielen dem Liebling Luines zu.

Diese unglükliche Galigaï war die erste Triebfeder zu dem Glük des Kardinals Richelieu gewesen, als derselbe noch jung war, und Abbé du Chillon hies. Sie hatte ihm das Bisthum Luçon verschaft, und ihn endlich, im Jahre 1616, zum Staatssekretär gemacht. Er ward in das Unglük seiner Beförderer mit verwikkelt; und derjenige, der hernach von der Höhe des Throns herab, auf

welchen er sich, neben seinem Herrn, nieder-sezte, so viel andre verbannte, ward damals selbst nach einer kleinen Priorei, mitten im Ländchen Anjou, verbant.

Concini war, ohne ein Kriegsmann zu sein, Marechal von Frankreich geworden. Luines, der kaum Offizier war, ward, vier Jahre nachher, Konnetable. Eine solche Regierungsverwaltung flößte wenig Ehrfurcht ein. Man sahe nichts, als Faktionen, unter den Grossen und unter dem Pöbel, und man hielt sich für befugt, alles zu unternemen.

Der Herzog d'Epernon, welcher der Königin hatte die Regentschaft übertragen lassen, nam sie aus dem Schlosse von Blois, wo-
1619. hin sie verbannt war, und führte sie auf seine Güter nach Angouleme, wie ein Potentat, der seiner Bundesgenossin zu Hülfe kam.

Dies war offenbares Verbrechen der beleidigten Majestät, aber ein Verbrechen, das von dem ganzen Lande gut geheissen ward, und dem Herzoge d'Epernon grossen Ruhm zuwege brachte. Die allmächtige Maria de' Medici hatte man gehasst; die unglükliche Maria ward geliebt. Niemand im ganzen König-

reiche hatte gemurrt, als Ludwig der XIII. seine Mutter im Louvre gefangen gehalten, und sie hernach ohne Ursach verbannt hatte; und nun sahe man die Anstalten, die er machte, seine Mutter einem Rebellen aus den Händen zu reissen, für eine Gewaltthätigkeit an.

Man fürchtete sich so sehr vor gewaltthätigen Anschlägen von Seiten des de Luines, und vor Grausamkeiten von Seiten des schwachen Königs, daß sein eigner Beichtvater, der Jesuit Arnoux, als er, vor der Aussöhnung, vor ihm predigte, diese merkwürdigen Worte sagte: Man mus nicht glauben, daß ein gottesfürchtiger Fürst das Schwert zieht, um das Blut zu vergiessen, von welchem er gebildet ist. Gebt nicht zu, Sire, daß ich jezt auf diesem Stuhle der Wahrheit eine Lüge gesagt haben möge. Ich beschwöre Euch, bei der Erbarmung Jesu Christi, gewaltthätigen Anschlägen kein Gehör zu geben, und nicht der ganzen Christenheit ein solches Aergernis zu verursachen.

Das war ein neuer Beweis von der Schwachheit der Regierungsverwaltung, daß man sich

unterstehn durfte, so etwas auf der Kanzel zu sagen. Der Pater Arnoux hätte sich nicht anders ausdrükken können, wenn der König seine Mutter zum Tode verurtheilt gehabt hätte. Ludwig der XIII. hatte damals kaum eine Armee gegen den Herzog d'Epernon. Das hies, öffentlich wider Geheimnisse des Staats predigen; das hies, im Namen Gottes, wieder den Herzog von Luines reden. Entweder besas dieser Beichtiger eine heldenmütige, und dabei unbesonnene, Freimütigkeit, oder er war von Maria de' Medici bestochen. Sein Bewegungsgrund mochte aber sein welcher Art er wollte, so beweist dieser öffentliche Vortrag, daß damals Kühnheit zu finden war, und zwar selbst bei Gemütern, die nur zur Biegsamkeit gemacht zu sein schienen. Nach etlichen Jahren brachte es der Konnetable dahin, daß der Beichtvater abgeschaft ward.

Der König indessen, weit entfernt, zu den Gewaltthätigkeiten zu schreiten, die man zu befürchten schien, that die ersten Schritte zur
1619. Versöhnung mit seiner Mutter, und unterhandelte mit dem Herzoge d'Epernon, wie ein Potentat mit dem andern. Er hatte nicht

einmal das Herz, in seiner Erklärung zu sagen, daß d'Epernon ihn beleidigt hätte.

Kaum war der Aussöhnungstraktat unterzeichnet, als er schon wieder gebrochen ward; das brachte der Geist der damaligen Zeiten mit sich. Neue Anhänger Mariens griffen zu den Waffen, und zwar immer gegen den Herzog de Luines, wie vormals gegen den Marechal d'Ancre; niemals gegen den König. Jeder Günstling zog damals einen bürgerlichen Krieg nach sich. Maria de' Medici war in Anjou an der Spize einer kleinen Armee gegen ihren Sohn; es kam zur Schlacht, und der Staat war am Rande seines Unterganges.

Diese Verwirrung machte das Glük des 1620. berühmten Richelieu. Er war Oberintendant der Königin Mutter, und hatte alle Vertraute dieser Fürstin ausgedrängt, wie er auch in der Folge sich über alle Minister des Königs emporschwang. Die Biegsamkeit und Kühnheit seines Genies musste ihm überall die erste Stelle verschaffen, oder ihn stürzen. Er brachte die Aussöhnung der Mutter und des Sohns zu Stande. Die Ernennung zum Kardinal, welche die Königin für ihn nachsuchte, und nur mit vieler Mühe erhielt, war die Beloh-

nung für diesen Dienst. Der Herzog d'Epernon war der Erste, der die Waffen niederlegte, und nichts forderte; alle andere liessen sich vom Könige dafür bezalen, daß sie wider ihn Krieg geführt hatten.

Die Königin, und der König ihr Sohn, sahen sich zu Brissac, und umarmten einander mit Thränen, um sich hernach heftiger zu entzweien, als jemals. So viel Schwachheit, so viel Intriken, und so viel Uneinigkeiten, am Hofe, erzeugten Anarchie im Königreiche. Alle innere Gebrechen des Staats, die so lange schon an demselben nagten, namen zu, und alle diejenigen, die Heinrich der IV. ausgerottet hatte, lebten wieder auf.

Die Kirche litt ausserordentlich; aber die Unordnungen in derselben waren noch grösser, als ihre Leiden. Heinrich der IV. hatte kein Interesse dabei gehabt, sie zu reformiren. Ludwig's des XIII. unaufgeklärte Frömmigkeit lies die Unordnung immer fortwalten; Regelmässigkeit und Anstand wurden erst durch Ludwig den XIV. eingeführt. Fast alle geistliche Pfründen waren in den Händen der Laien, welche dieselben durch arme Priester um Lohn versehn liessen. Alle Prinzen vom Geblüt besassen

reiche Abteien. Viele Kirchengüter wurden als Familiengüter betrachtet. Hier ward eine Abtei einer Tochter zum Heiratsgut mitgegeben; dort kaufte ein Oberster Pferde für sein Regiment von den Einkünften eines Priorats. *)

*) Misbrauch war diese Gewohnheit eben nicht, vielmehr schwaches Verbesserungsmittel eines sehr wichtigen Misbrauchs. Ein Fürst sollte ohne Bedenken die Güter der Geistlichkeit zu seinen Domänen ziehn, sie zum Besten der Nation verwenden, und davon blos solchen Geistlichen, die, nach den eignen Grundsäzen der Religion nüzlich sind, das heisst, den Bischöfen und Pfarrern, einen vom Staat bestimmten Gehalt geben, so wie ihn die übrigen öffentlichen Beamten bekommen; oder er könnte es auch der Wohlthätigkeit der Gläubigen überlassen, den Bedürfnissen derselben, wie in den ersten Jahrhunderten der Kirche, abzuhelfen. So lange man aber diese neue Einrichtung noch nicht getroffen hat, ist es wohl evident vernünftiger, eine Abtei zur Aussteuer eines ledigen Frauenzimmers und zur Errichtung eines Regiments, als zur Bereicherung eines Priesters, eines Mönchs oder einer Nonne, zu verwenden.

Ist es nicht sonderbar, daß die Erbauung von Kirchen und Pfarrhäusern, der Unterhalt bettelnder Mönche, das Gehalt der Feld- und Schifspriester dem Volke zur Last fallen müssen; daß eine unermeslich reiche Klerisei wegen Erbauung der Kirchen zu der schimpflichen Hülfsquelle der Lotterieen ihre Zuflucht nimmt; daß sie

Die Hofgeistlichen trugen häufig Degen; und unter den Zweikämpfen, welche Frankreich in Trauer sezten, zälte man Viele, an welchen geistliche Personen Theil genommen hatten, von dem Kardinal de Guise angerechnet, der im

sich für alle ihre Amtsverrichtungen bezalen läſſt, und die unendlichen Verdienste des Leibes und Blutes Christi für zwölf oder funfzehn Sous den Kaufluſtigen abläſſt?

Ein Theil der Kirchengüter ist von den Schenkern zur Unterstüzung der Armen bestimmt worden; giebt es nun wohl eine beſſre Art, sie zu unterstüzen, als wenn man diese Güter verkauft, um die Schulden des Staats bezalen und drükkende Auflagen abschaffen zu können?

Ein andrer Theil ist in der Absicht gegeben worden, den öffentlichen Unterricht mehr in Gang zu bringen; warum sollte man also nicht Erziehungsanstalten mit Abteien dotiren? Warum sie nicht an Akademieen, an juristische und medicinische Kollegieen verschenken? Warum nicht den Verfaſſer eines nüzlichen Buchs, den Urheber einer wichtigen Entdekkung mit einer Abtei belohnen, ohne ihn der lächerlichen Verbindlichkeit zu unterwerfen, das Kleid eines Standes zu tragen, deſſen Obliegenheiten er gar nicht erfüllet, oder Subdiakonus in der Hofnung zu werden, Antheil an den Gunstbezeigungen der Kirche zu haben, welches eine wahre Simonie ist?

Anmerk. der Kehlschen Herausgeber.

Jahre 1617 gegen den Herzog de Nevers-Gonzague den Degen zog, bis auf den Abbé, nachmaligen Kardinal, von Retz, der sich oft schlug, und dabei um die Erzbischöfliche Würde von Paris buhlte.

Im Ganzen genommen blieben die Gemüter rauh, und ohne Kultur. Das Genie eines Malherbes und Racan war nur ein aufglimmendes Licht, das sich nicht über die ganze Nation verbreitete. Wilde Pedanterei, mit jener Unwissenheit verbunden, die für Wissenschaft galt, machte die Sitten aller der Gesellschaften rauh und widerwärtig, denen die Unterweisung der Jugend anvertraut war, und selbst die Sitten obrigkeitlicher Personen.

Man überzeugt sich nur ungern und mit Mühe davon, daß das Pariser Parlament im Jahre 1621 bei Todesstrafe verbot, das Geringste zu lehren, was dem Aristoteles, und andern alten Schriftstellern, widerspräche, und daß man einen gewissen de Clave, und seine Genossen, aus Paris verbannte, weil sie Lehrsäze über die Zahl der Elemente, und über Form und Materie, hatten behaupten wollen, welche den Grundsäzen des Aristoteles zuwider waren.

Ungeachtet dieser rauhen Sitten, und dieser Strenge, war das Recht, fast bei allen Gerichtshöfen in den Provinzen, für Geld feil. Heinrich der IV. hatte dies dem Pariser Parlament gestanden, welches sich immer durch unbestechliche Rechtschaffenheit eben so sehr auszeichnete, als durch den Geist der Widersezung gegen den Willen der Minister, und gegen die Geldedikte. Ich weis, sagte er zu ihnen, daß Ihr das Recht nicht verhandelt; bei andern Parlamentern aber mus man sein Recht immer mit vielem Gelde behaupten; ich kann daran denken, denn ich habe selbst tüchtig ausbeuteln müssen.

Der in seinen Schlössern zum Kriegführen fertig liegende Adel, der entweder zum Dienst eines Gouverneurs der Provinz auffas, oder sich unter die Fahnen der Prinzen stellte, welche den Staat beunruhigten, unterdrükte die Landbauer. Die Städte waren ohne Polizei, die Wege unfahrbar, und von Strassenräubern unsicher gemacht. Die Parlamentsregister beweisen, daß die Stadtwacht, welche für die Sicherheit von Paris zu sorgen hat, damals aus fünf-

undvierzig Mann bestand, die gar keine Dienste thaten.

Diese Unordnungen, welche Heinrich der IV. nicht abschaffen konnte, waren indessen nicht solche Krankheiten des Staatskörpers, die ihn zerstören können; die wirklich gefärlichen Krankheiten waren die Zerrüttung der Finanzen; die Verschwendung der von Heinrich dem IV. zusammengesparten Schäze; die Notwendigkeit, im Frieden Auflagen zu machen, womit Heinrich sein Volk verschont hatte, als er sich zu dem wichtigsten Kriege rüstete; die tyrannischen Erhebungen dieser Auflagen, wobei nur die Lieferanten reich wurden; und die verhassten Bereicherungen solcher Mäkler, welche der Herzog de Sülli entfernt hatte, und die sich, unter den nachfolgenden Ministerschaften, vom Blute der Unterthanen mästeten.

Zu diesen Gebrechen, welche den Wohlstand des Staatskörpers untergruben, kamen noch solche hinzu, welche ihm oft, durch heftige Erschütterungen, gefährlich wurden. Die Gouverneurs der Provinzen, welche unter Heinrich dem IV. nur Verweser des Königs waren, wollten unter Ludwig dem XIII. unabhängig sein. Ihre Rechte, oder vielmehr Usurpationen

waren ohne Grenzen. Sie vergaben alle Bedienungen. Die armen Edelleute hingen ihnen an, selten dem Könige, und noch seltner dem Staate. Jeder Gouverneur einer Provinz zog aus seinem Gouvernement so viel, daß er, anstatt der Leibwacht, welche Heinrich der IV. ihnen abgenommen hatte, selbst Truppen halten konnte. Guienne brachte dem Herzoge d'Epernon eine Million Livres ein, welches ungefähr zwei Millionen jeziges Geld beträgt, und wohl gar viere, wenn man den gestiegenen Preis aller Waaren in Betrachtung zieht.

Wir haben eben gesehn, wie dieser Mann die Königin Mutter schüzte, den König bekriegte, und den Frieden mit Uebermut annahm. Der Marechal de Lesdiguieres hatte, drei Jahre vorher, im Jahre 1616 seine Grösse, und die Schwachheit des Throns, mit vielem Ruhm ausgezeichnet. Man hatte gesehn, daß er auf seine eigne Kosten, oder vielmehr auf Kosten des Delphinats, wovon er nicht einmal Gouverneur, sondern nur Unterlandrichter war, eine wirkliche Armee aufgerichtet, diese Armee, den ausdrüklichen und wiederholten Verboten des Hofes zuwider, in die Alpen geführt, und damit dem Herzoge von Savoyen, den dieser Hof

verlies, gegen die Spanier beigestanden hatte, und siegreich zurükgekommen war. Frankreich befand sich damals so voll von mächtigen Vasallen, als zu Heinrich's des III. Zeiten, und aus eben der Ursach nur desto schwächer.

Es ist gar kein Wunder, daß Frankreich damals die glüklichste Gelegenheit ungenuzt lassen musste, die sich ihm, seit Karl's des V. Zeiten, dargeboten hatte, der Macht des Hauses Oestreich dadurch Schranken zu sezen, daß man dem zum Könige von Böhmen erwählten Kurfürsten von der Pfalz zu Hülfe gekommen wäre, und nach Heinrich's des IV. Plan, den hernach die Kardinäle Richelieu und Mazarini befolgten, das Gleichgewicht von Teutschland aufrecht erhalten hätte.

Der Hof hatte zu viel Argwohn gegen die Reformirten in Frankreich geschöpft, um die Protestanten in Teutschland zu schüzen. Er fürchtete, die Hugenotten möchten in Frankreich thun, was die Protestanten im Teutschen Reiche thaten. Wäre aber die Regierung standhaft und mächtig gewesen, wie unter Heinrich dem IV., in den lezten Jahren der Richelieuschen Staatsverwaltung, und unter Ludwig dem

XIV., so hätte sie den Protestanten in Teutschland beistehen, und die in Frankreich doch im Zaum halten können. Das Ministerium eines Luin's zeichnete sich nicht durch so grosse Plane aus, und wenn sie ihm auch in den Kopf gekommen wären, so hätte er sie doch nicht ausführen können; es hätte dazu eine Ehrfurcht erwekkende Macht, wohleingerichtete Finanzen, und grosse Armeen, gehört; und alles dieses mangelte.

Die Uneinigkeiten des Hofes unter einem Könige, der Herr sein wollte, und sich immer selbst einen Herrn gab, verbreiteten den Geist des Aufruhrs in alle Städte. Dieses Feuer musste unfehlbar, über kurz oder lang, auch die Reformirten in Frankreich ergreifen. Das eben befürchtete der Hof, und diese Furcht gründete sich auf seine Schwäche. Er fühlte es, daß man nicht gehorchen würde, wenn er beföle, und doch wollt' er gern befelen.

1620. Ludwig der XIII. verband damals, durch ein feierliches Edikt, das Ländchen Bearn mit der Krone. Dieses Edikt gab den Katholiken die Kirchen wieder, deren sich die Hugenotten, vor Heinrich's des IV. Regierung, bemächtigt hätten, und die ihnen von diesem Monarchen wa-

ren bestätigt worden. Die Faktion versammelt sich zu Rochelle, troz den Verboten des Königs. Die den Menschen so natürliche Liebe zur Freiheit schmeichelte damals den Reformirten mit republikanischen Träumen. Sie wurden von dem Beispiel der Protestanten in Teutschland angefeuert, welches sie vor Augen hatten.

Die Provinzen, in welchen sie in Frankreich zerstreut lebten, waren von ihnen in acht Kreise eingetheilt. Jeder Kreis hatte einen General, wie in Teutschland, und diese Generale waren ein Marechal de Bouillon, ein Herzog de Soubise, ein Herzog de la Trimouille, ein Chatillon, Enkel des Admirals Coligni, und endlich der Marechal de Lesdiguieres. Der Generalbefelshaber, den man, im Fall eines Krieges, wählen wollte, sollte ein Siegel führen, worin die Worte stånden: Für Christus, und für den König; das heisst, wider den König. Rochelle ward als die Hauptstadt dieser Republik betrachtet, welche einen Staat im Staate ausmachen konnte.

Von nun an rüsteten sich die Reformirten zum Kriege. Man sieht, daß sie mächtig genug waren, weil sie dem Marechal de Lesdiguieres die Stelle eines Generallissimus, mit einem mo-

natlichen Gehalte von hunderttausend Thalern, anboten. Lesdiguieres, der gern Konnetable von Frankreich werden wollte, entschlos sich lieber, wider sie zu fechten, als sie zu kommandiren, und verlies sogar bald nachher ihre Religion; aber er ward gleich in seinen Hofnungen am Hofe betrogen. Der Herzog de Luines, der nie einen Degen gezogen hatte, eignete sich selbst den Degen eines Konnetable zu, und Lesdiguieres, der nun nicht mehr zurükkonnte, sahe sich genötigt, unter Luines gegen die Reformirten zu fechten, deren Stüze er bisher gewesen war.

Der Hof musste mit allen Häuptern der Partei unterhandeln, um sie im Zaum zu halten, und mit allen Gouverneurs der Provinzen, um Truppen zu bekommen. Ludwig der XIII. marschirt an die Loire nach Poitou, nach Bearn, und in die südliche Provinzen; der Prinz de Condé steht an der Spize eines Korps, und der Konnetable de Luines kommandirt die Königliche Armee.

Man erneuerte eine alte Formalität, die heut zu Tage gänzlich abgeschaft ist. Wenn man gegen eine Stadt anrükte, wo ein verdächtiger Mann kommandirte, so ging ein Wapenherold

an das Thor; der Kommandant hörte ihn mit entblößten Haupte an, und der Herold rief:

Kund sei Dir, Isaak, oder Jakob N. N. Der König, Dein und mein Oberherr, befielt Dir, ihm aufzumachen, und ihn aufzunemen, wie es Deine Schuldigkeit ist, ihn und seine Armee; widrigenfalls erklär ich Dich für einen Majestätsverbrecher im höchsten Grade, und für entadelt, Dich und Deine Nachkommen; Deine Güter sollen als heimgefallen betrachtet, und Deine Häuser, und die Häuser Deiner Helfershelfer, geschleift werden.

Fast alle Städte öfneten dem Könige ihre Thore, ausgenommen Saint Jean d'Angeli, deren Wälle er schleifen lies, und die kleine Stadt Clerac, die sich auf Diskretion ergab. Der Hof, der über den guten Fortgang stolz ward, lies den Bürgermeister von Clerac, nebst vier Predigern, aufhängen.

Diese Hinrichtung brachte die Protestanten in Wut, anstatt sie zu schrekken. Gedrängt von allen Seiten, und verlassen von dem Marechal

de Lesdiguières, und dem Marechal de Bouillon, erwählten sie zu ihrem General den berühm-
1621. ten Herzog Benjamin de Rohan, den man für einen der grössten Feldherrn seines Jahrhunderts hielt, und ihn mit den Prinzen von Oranien verglich, weil er fähig war, wie sie, eine Republik zu stiften, und, wenigstens dem Scheine nach, noch mehr Eifer für seine Religion hatte, als sie; ein wachsamer, unermüdlicher Mann, der sich keine von den Ergezlichkeiten erlaubte, die von den Geschäften abziehn, und recht dazu geschaffen, das Haupt einer Partei zu sein, welches immer ein schlüpfriger Posten ist, in welchem man sich vor Freund und Feind zugleich zu fürchten hat.

Dieser Titel, dieser Rang, diese Würde eines Parteihaupts war, seit langer Zeit, fast in ganz Europa, der Gegenstand und das Studium der Ehrgeizigen. Die Guelfen und Ghibellinen hatten in Italien den Anfang gemacht. Die Guisen und die Coligni legten hernach in Frankreich eine Art von Schule dieser Staatswissenschaft an, welche bis zur Volljährigkeit Ludwig's des XIV. fortdauerte.

Ludwig der XIII. war dahin gebracht, seine eigne Städte zu belagern. Man schmeichelte sich, daß es ihm vor Montauban eben so gelingen sollte, als vor Clerac, aber der Konnetable de Luines verlor daselbst beinahe die ganze Armee des Königs, vor den Augen seines Herrn.

Montauban war eine von den Städten, welche heut zu Tage keine Belagerung von vier Tagen aushalten würden. Sie ward so schlecht berennt, daß der Herzog de Rohan, mitten durch die Linien der Belagerer, zweimal Sukkurs in den Plaz warf. Der Marquis de la Force, der in der Stadt kommandirte, vertheidigte sich besser, als er angegriffen ward.

Dies war eben der Jacques Nompar de la Force, der, in seiner Kindheit, bei dem Gemezel der Bartholomäusnacht, so sonderbar gerettet ward, und den Ludwig der XIII. in der Folge zum Marechal von Frankreich machte. Die Bürger von Montauban, denen das Beispiel von Clerac Mut und Verzweiflung einhauchte, wollten sich lieber unter den Trümmern ihrer Stadt begraben, als sich ergeben.

Da der Konnetable mit weltlichen Waffen nichts ausrichten konnte, bediente er sich der geistlichen. Er lies einen Spanischen Karmelliter kommen, welcher, wie man sagte, der Katholischen Kaiserlichen Armee, durch seine Wunder, zum Gewinn der Schlacht bei Prag, gegen die Protestanten, verholfen hatte. Der Karmeliter, Namens Dominik, kam im Lager an. Er segnete die Armee, theilte Agnus Dei aus, und sagte zum Könige: Ihr werdet vierhundert Kanonenschüsse thun lassen, und bei dem vierhunderten wird Montauban kapituliren. Es war möglich, daß vierhundert gut gerichtete Kanonenschüsse diese Wirkung hervorbringen konnten, und Ludwig lies sie thun; aber Montauban kapitulirte nicht, und er sahe sich genötigt, die Belagerung aufzuheben.

Dieser Schimpf machte den König den Katholiken weniger ehrwürdig, und den Hugenotten weniger schreklich. Der Konnetable ward der ganzen Welt verhasst. Er führte den König hin, das Unglük vor Montauban an einer kleinen Stadt in Guienne, Namens Im Decbr. 1621. Monheur, zu rächen, und starb daselbst an einem Fieber.

Räubereien aller Art waren damals so gewöhnlich, daß er, auf seinem Todbette, alle seine Habe, sein Feldgerät, Silber und Geld, von seinen Bedienten und den Soldaten plündern sah, und ihm kaum ein Laken übrig blieb, um den mächtigsten Mann des Königreichs zu begraben, der in einer Hand den Konnetablesdegen, und in der andern das Reichssiegel von Frankreich, gehalten hatte. Er starb, mit dem Hasse des Volks, und seines Herrn, beladen.

Ludwig der XIII. war unglüklicherweise gegen einen Theil seiner Unterthanen in Krieg verwikkelt. Der Herzog Luines hatte diesen Krieg haben wollen, um seinen Herrn in einiger Verlegenheit zu erhalten, und Konnetable zu werden. Ludwig der XIII. hatte sich daran gewöhnt, diesen Krieg für unvermeidlich zu halten. Die Vorstellungen, welche ihm Duplessis-Mornay, in einem Alter von beinahe achtzig Jahren, machte, verdienen auf die Nachwelt gebracht werden.

So schreibt er ihm, nachdem er ihm die triftigsten Beweggründe zu Gemüt geführt hat: Mit seinen Unterthanen Krieg führen, heisst einen Beweis seiner Schwäche geben. Das Königliche Ansehn beruht

auf dem friedlichen Gehorsam des Volks, und bestätigt sich durch die Klugheit und Gerechtigkeit dessen, der regiert. Die Macht der Waffen mus nie anders, als gegen einen auswärtigen Feind, angewendet werden. Der verstorbne König würde die neuen Staatsminister in die Schule geschikt haben, um die ersten Gründe der Staatskunst zu erlernen, welche, gleich unwissenden Wundärzten, kein ander Mittel vorzuschlagen gewusst hätten, als Schnitt und Brand, und die ihm angeraten hätten, sich seinen kranken Arm samt dem gesunden abzuhauen.

Der Hof fand diese Gründe nicht überzeugend. Der kranke Arm verursachte dem Körper zu viel Zukkungen, und Ludwig der XIII. hatte nicht die Geistesstärke seines Vaters, der die Protestanten in ihrer Schuldigkeit zu erhalten wusste, und glaubte also, sie nicht anders zwingen zu können, als durch die Gewalt der Waffen. Er marschirte also noch immer gegen sie in den Provinzen jenseits der Loire, an der Spize einer kleinen Armee von etwa dreizehn

bis vierzehntausend Mann! Einige andre Truppenkorps waren noch in diesen Provinzen zerstreut. Die Zerrüttung der Finanzen erlaubte keine stärkere Armeen, und die Hugenotten konnten auch keine stärkere entgegenstellen.

Soubise, des Herzogs de Rohan Bruder, 1622. verschanzt sich, mit achttausend Mann auf der Insel Riès, die von Niederpoitou durch einen kleinen Arm des Meers abgesondert ist. Der König geht, an der Spize seiner Armee, unter Begünstigung der Ebbe, über denselben, schlägt die Feinde völlig, und zwingt Soubise'n, nach England zu flüchten. Man konnte nicht mehr Unerschrokkenheit beweisen, noch einen vollständigern Sieg erfechten. Dieser Fürst hatte fast keine andre Schwachheit, als daß er sich, in seinem Hause, in seinem Staate, in seinen Geschäften, und in allen seinen geringsten Angelegenheiten, beherrschen lies. Diese Schwachheit machte ihn, sein ganzes Leben hindurch, unglüklich. Sein Sieg diente weiter zu nichts, als daß er den Kalvinistenhäuptern Gelegenheit gab, neue Hülfsmittel ausfündig zu machen.

Man unterhandelte mehr, als man focht, wie zu den Zeiten der Ligue, und bei allen bürgerlichen Kriegen. Mehr als Ein rebellischer

Vornemer, der von einem Parlamente zum Tode verurtheilt war, erhielt Belohnungen und Ehrenstellen, unterdessen daß er im Bildnisse hingerichtet ward. Dies widerfuhr auch dem Marquis de la Force, der die Königliche Armee vor Montauban in die Flucht geschlagen hatte, und noch gegen den König zu Felde lag. Er bekam zweimalhunderttausend Thaler, und den Marschallsstab von Frankreich. Die ausgezeichnetesten Dienste würden nicht sein besser bezalt worden, als seine Unterwerfung erkauft ward.

Chatillon, des Admirals Coligni Enkel, verkaufte dem Könige die Stadt Aiguemortes, und ward auch Marechal. Verschiedne liessen sich solchergestalt ihren Gehorsam abkaufen; der einzige Lesdiguieres verkaufte seine Religion. Er hatte sich damals im Delphinat verstärkt, bekannte sich noch zum Kalvinismus, und lies sich öffentlich von den Hugenotten auffordern, wieder zu ihrer Partei zu treten, damit der König fürchten sollte, er möchte sich wieder zu der Faktion schlagen.

Man that im Konseil den Vorschlag, ihn umbringen zu lassen, oder zum Konnetable zu machen. Der König entschlos sich zu dem leztern, und nun ward Lesdiguieres in einem

Augenblik ein Katholik. Dies musste man sein, um Konnetable zu werden; bei Marechalsstellen war es nicht nötig; das war so der Gebrauch. Der Konnetabledegen hätte eben so gut in den Händen eines Hugenotten sein können, als die Oberaufsicht über die Finanzen es so lange Zeit gewesen war; aber das Haupt der Armeen und der Konseils musste sich nicht zur Religion der Kalvinisten bekennen, wenn es gegen dieselben zu Felde lag. Diese Religionsveränderung des Lesdiguieres wäre für jede Privatperson, die nur ein kleines Interesse gehabt hätte, entehrend gewesen; aber die grossen Gegenstände des Ehrgeizes wissen nichts von Schande.

Ludwig der XIII. war also gezwungen, ohn' Unterlas Diener zu erkaufen, und mit Rebellen zu unterhandeln. Er belagert Montpellier, und weil er eben den Unfall fürchtet, als vor Montauban, so macht er sich anheischig, unter keinem andern Beding in die Stadt einzuziehn, als daß er das Edikt von Nantes, und alle Privilegien, bestätigen will. Hätte er gleich Anfangs allen Kalvinistischen Städten ihre Privilegien gelassen, und Duplessis-Mornay's Rat befolgt, so hätte er sich wahrscheinlicherweise den Krieg erspart, und man sieht, daß er

ungeachtet seines Sieges auf Riès, bei der Fortsezzung desselben wenig Vortheil hatte.

Als der Herzog de Rohan sahe, daß alle Welt unterhandelte, fing er auch an, zu negotiiren. Er war es selbst, der bei den Einwohnern von Montpellier auswirkte, daß sie den König in ihre Stadt aufnamen. Er legte den allgemeinen Frieden an, und schlos ihn zu Privas mit dem Connetable de Lesdiguieres Der König bezalte ihn, wie die andern, und verpfändete ihm das Herzogthum Valois.

1622. Alles blieb in der Lage, worin es, vor Ergreifung der Waffen, gewesen war. Also kostete es dem König und dem Lande sehr viel, nichts zu gewinnen. Während des Krieges wurden einige unglükliche Bürger aufgehangen, und die Rebellenhäupter erhielten Belohnungen.

Ludwig's des XIII. Konseil hatte, während dieses Bürgerkrieges, eben so viel Unruhen erfahren, als Frankreich. Der Prinz de Condé begleitete den König, und wollte die Armée und den Staat kommandiren. Die Minister waren getheilt; sie hatten dem Könige blos darum angelegen, den Lesdiguieres zum Konnetable zu machen, damit die Gewalt des Prinzen de Condé verringert würde.

Dieser

Dieser Prinz, der es überdrüssig war, im Kabinet zu fechten, ging, unmittelbar nach geschlossnem Frieden, nach Rom, um auszuwirken, daß die geistlichen Pfründen, die er besas, in seiner Familie erblich bleiben möchten. Er hätte sie, ohne das Breve, um welches er anhielt, und das ihm abgeschlagen ward, seinen Kindern verschreiben können. Kaum konnt' er es erlangen, daß man ihm in Rom den Titel Hoheit zugestand; und alle Kardinalpriester namen, ohne Umstände, den Rang über ihm. Das war die ganze Frucht seiner Reise nach Rom.

Der von der Last eines verderblichen und unnüzen Bürgerkrieges befreite Hof ward der Raub neuer Intriken. Die Minister waren alle erklärte Feinde einer von dem andern, und der König war mistrauisch gegen alle.

Nach dem Tode des Konnetable de Luines ward es sichtbar genug, daß er viel mehr als der König, die Königin Mutter verfolgt hatte. Sie bekam die erste Stelle im Konseil, sobald der Günstling todt war. Diese Fürstin wollte, um ihr wiederauflebendes Ansehn desto mehr zu befestigen, den Kardinal de Richelieu, ihren Liebling, ihren Oberintendanten, der ihr den Purpur zu danken hatte, gern im Konseil ha-

ben. Sie hofte, durch ihn zu regieren, und lag dem Könige ohn' Unterlas an, ihn unter die Minister aufzunemen. Der König hielt den für einen Betrüger, auf den er in der Folge sein ganzes Vertrauen sezte. Er machte ihm sogar Vorwürfe wegen seiner Sitten.

Dieser frömmelnde, skrupulöse, argwöhnische Fürst hatte mehr als Abscheu vor den Galanterieen des Kardinals. Diese waren in die Augen fallend, und mit Lächerlichkeiten begleitet. Er kleidete sich als ein Kavalier, und, nachdem er über die Theologie geschrieben, ging er mit dem Federhute auf verliebte Abenteuer aus. Die Nachrichten eines Retz bestätigen es, daß er auch noch Pedanterie mit diesen Lächerlichkeiten verband. Wir bedürfen dieses Zeugnisses des Kardinals Retz nicht, weil die Säze über die Liebe bekannt sind, worüber Richelieu, bei seiner Nichte, disputiren lies, in Form der Säze aus der Theologie, worüber auf dem Katheder der Sorbonne disputirt wird.

Die Nachrichten damaliger Zeit sagen auch, daß er seine kühne Begierden, sie mögen nun wahr oder verstellt gewesen sein, bis auf die regierende Königin, Anne von Oestreich, erstrekte, und Spöttereien von derselben anhören

musste, die er nie verzeihen konnte. Diese Anekdoten, welche einen Einflus auf die grössten Begebenheiten gehabt haben, leg' ich meinen Lesern mit Fleis vor Augen. Erstlich beweisen sie, daß, bei diesem so berühmten Kardinal, das Lächerliche des galanten Mannes der Grösse des Staatsmannes nichts benam, und daß die Schwachheiten des Privatlebens sich mit den Erhabenheiten des öffentlichen Lebens ganz wohl vertragen können. Zweitens sind sie eine Art von augenscheinlichem Beweise, unter vielen andern, daß das, unter seinem Namen herausgekommne politische Testament nicht kann von ihm gemacht worden sein. Es ist unmöglich, daß der, von Seiten seiner Galanterieen, dem Könige Ludwig dem XIII. nur gar zu bekannte, Kardinal Richelieu, dieser öffentliche Buhler einer Marion Delorme, die Stirn gehabt haben sollte, den keuschen Ludwig den XIII., der vierzig Jahr alt, und mit Krankheiten beladen war, zur Keuschheit zu ermahnen.

Die Abneigung des Königs war so gros, daß die Königin noch den Oberintendanten la Vieuville erst zu gewinnen suchen musste, der damals der angesehenste Minister war, und dessen Eifersucht über den neuen Ministerkandi-

daten noch grösser war, als Ludwig's des XIII. Abscheu gegen ihn.

Der Erzbischof Montchal von Toulouse erzält, daß der Kardinal dem Oberintendanten la Vieuville eine unverbrüchliche Freundschaft und Treue auf die Hostie geschworen habe. Er bekam also endlich, wider Willen des Königs und der Minister, Theil am Ministerium; jedoch weder die erste Stelle, die der Kardinal de la Rochefoucault besas, noch den stärksten Einflus, den la Vieuville noch eine Zeitlang beibehielt; kein eignes Departement, keine Ueberlegenheit über die andern. Er schränkte sich darauf ein, wie die Königin Maria de' Medici in einem Briefe an den König, ihren Sohn, sagt, zuweilen in das Konseil zu kommen. So verflossen die ersten Monate nach seiner Einführung in's Ministerium.

Den 29sten April 1624.

Ich weis, und sag' es noch einmal, wie wenig solche geringfügige Umstände an sich selbst die Aufmerksamkeit meiner Leser verdienen; und daß sie von den grossen Begebenheiten gleichsam verschlungen werden müssen; hier aber sind sie notwendig, um das Vorurtheil auszurotten, welches so lange im Publikum geherrscht

hat, als wäre der Kardinal Richelieu, von dem ersten Augenblik an, da er in das Konseil kam, Premierminister und unumschränkter Regent gewesen.

Dieses Vorurtheil nun legt dem falschen Verfasser des politischen Testaments die Worte in den Mund: Sire, als Ihr beschlosset, zu gleicher Zeit mich in das Konseil aufzunemen, und mir einen grossen Theil Eures Zutrauens zu schenken, versprach ich Euch, alle meine Sorgfalt darauf zu richten, den Stolz der Grossen wieder zu beugen, die Hugenotten zu Grunde zu richten, und Euren Namen, bei auswärtigen Nationen, wieder gros zu machen.

Es ist offenbar, daß der Kardinal Richelieu nicht so sprechen konnte, weil er nicht gleich das Zutrauen des Königs erhielt. Ich will mich bei der Unbesonnenheit eines Ministers nicht aufhalten, der sein Amt mit den Worten angetreten: Ich will Eurem Namen wieder aufhelfen, und dem Könige dadurch zu verstehn gegeben hätte, daß sein Name geringschäzig geworden sei. Auch will

ich mich in die Menge unumstößlicher Gründe nicht einlassen, welche beweisen, daß das dem Kardinal Richelieu beigelegte politische Testament nicht von ihm ist, und nicht von ihm sein kann; sondern auf sein Ministerium zurükkommen.

Was man nachher, bei Gelegenheit des ihm in der Sorbonne errichteten Trauerdenkmals, gesagt hat, *magnum disputandi argumentum*, (ein weites Feld zu Streitigkeiten,) das ist auch der wahre Karakter seines Genies und seiner Handlungen. Es ist sehr schwer, einen Mann kennen zu lernen, von dem seine Schmeichler so viel Gutes, und seine Feinde so viel Böses, gesagt haben. Er hatte zu streiten gegen das Haus Oestreich, gegen die Kalvinisten, gegen die Grossen des Reichs, gegen die Königin Mutter, seine Wohlthäterin, gegen den Bruder des Königs, gegen die regierende Königin, welcher gefallen zu wollen er die Verwegenheit hatte, und endlich gegen den König selbst, dem er immer notwendig, und oft verhasst war. Es war unmöglich, daß man nicht hätte suchen sollen, ihn durch Schmähschriften zu verschreien, denen er Lobschriften entgegensezen lies. Man mus keinen

von beiden Glauben beimessen, sondern seine Handlungen betrachten.

Um der Thatsachen nach Möglichkeit gewis zu sein, mus man die Bücher zu unterscheiden wissen. Was soll man, zum Beispiel, von dem Verfasser der Lebensgeschichte des Paters Joseph denken, der einen Brief des Kardinals an diesen berühmten Kapuziner anführt, welcher, wie er sagt, unmittelbar nach seinem Eintritt in das Konseil, wäre geschrieben worden?

Da Ihr die Hauptmittelsperson seid, deren Gott sich bedient hat, mich zu allen den Ehrenstellen zu führen, zu welchen ich mich erhoben sehe, so halt ich es für meine Schuldigkeit, Euch zu melden, daß es dem Könige gefallen hat, mir, auf die Bitte der Königin, die Bedienung seines Premierministers zu geben.

Der Kardinal erhielt erst im Jahre 1629 das Patent als Premierminister. Diese Stelle heisst nicht Bedienung, und der Kapuziner

Joseph hatte ihn weder zu Ehrenstellen, noch bei Ehrenstellen, geführt.

Solcher Voraussezungen sind die Bücher nur gar zu voll, und es ist keine geringe Arbeit, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Wir wollen hier eine zusammengedrängte Schilderung von dem stürmischen Ministerium, oder vielmehr Regierung, des Kardinals de Richelieu entwerfen.

Drittes Kapitel.

Von dem Ministerium des Kardinals de Richelieu.

Der Oberhofmeister la Vieuville, der dem Kardinal de Richelieu die Hand geboten hatte, um ihm zum Ministerium zu verhelfen, war der erste, der von ihm, nach Verlauf von sechs Monaten, gestürzt ward, und der Eidschwur auf die Hostie vermochte nicht, ihn zu retten. Man gab ihm heimlich Schuld, Unterschleife gemacht zu haben, und solche Vorwürfe kann man einem Oberaufseher über die Finanzen immer leicht machen.

La Vieuville hatte seine Grösse dem Kanzler de Sillert zu danken, und hatte densel-

ben in Ungnade gebracht. Nun ward er dafür von demjenigen wieder gestürzt, der ihm seine Stelle zu danken hatte. Diese an allen Höfen so alltägliche Abwechselungen waren an Ludwig's des XIII. Hofe noch gemeiner, als an irgend einem andern. Jener Minister wird auf das Schlos zu Amboise in Verhaft gebracht. Er hatte die Heuratsunterhandlungen zwischen Henriette'n, Ludwig's des XIII. Schwester, und dem Prinzen Karl von Wales, der bald nachher König von Grosbritannien ward, angefangen. Der Kardinal brachte, wider Willen der Höfe von Rom und Madrid, den Traktat vollends zu Stande.

Er begünstigte, unter der Hand, die Protestanten in Teutschland, und verfolgte nichts desto weniger seinen Vorsaz, die in Frankreich zu unterdrükken.

Vor seiner Ministerschaft unterhandelte man vergeblich mit allen Italienischen Fürsten, um das damals so mächtige Haus Oestreich zu verhindern, im Besiz des Veltelins zu bleiben.

Diese kleine, damals Katholische, Provinz gehörte den Graubündern, welche reformirt sind. Die Spanier wollten diese Thäler zu

dem Mailändischen schlagen. Venedig und der Herzog von Savoyen, im Einverständnis mit Frankreich, widersezten sich jeder Vergrösserung des Hauses Oestreich in Italien. Der Pabst Urban der VIII. hatte es endlich dahin gebracht, daß man ihm, als Sequester, diese Provinz übergab, und er verlor nicht alle Hofnung, sie zu behalten.

Marquemont, der Französische Gesandte zu Rom, schreibt an Richelieu eine lange Depesche, worin er alle Schwierigkeiten dieser Angelegenheit aus einander sezt. Dieser schreibt ihm zur Antwort den berühmten Brief: Der König hat sein Konseil, und die Minister ihre Grundsäze geändert. Man wird eine Armee in das Veltelin schikken, um den Pabst weniger unschlüssig und die Spanier biegsamer zu machen.

Zu gleicher Zeit rükt der Marquis de Coeuvres mit einer Armee in das Veltelin ein. Man achtet nicht auf die Päbstliche Fahnen, und sezt das Land für Oestreichische Einfälle in Sicherheit. Dies ist die erste Begebenheit, welche Frankreich bei den Auswärtigen wieder in Ansehn bringt.

Unter den vorigen Ministern fehlte es an 1622.
Gelde, und nun hat man genug, den Holländern drei Millionen und zweimalhunderttausend Livres zu borgen, damit sie den Krieg gegen das Spanisch-Oestreichische Haus, als ihre alte Oberherrschaft, fortsezen können. Auch dem berühmten Mansfeld giebt man Geld, der damals fast ganz allein die Sache des Hauses Pfalz, und der Protestanten, gegen das Kaiserliche Haus, vertheidigte.

Da man auf solche Weise den auswärtigen Protestanten Waffen in die Hände gab, so konnte man wohl vermuten, daß das Spanische Ministerium die Französischen Protestanten aufwiegeln, und daß man denselben, wie sich der Spanische Gesandte Mirabel ausdrükte, das den Holländern zugestekte Geld wiedergeben würde. In der That fingen auch die, von Spanien mit Waffen und Geld unterstüzten, Hugenotten in Frankreich wieder einen Bürgerkrieg an.

Seit Karl'n dem V. und Franz dem I. herrscht nun schon diese Staatskunst unter den Katholischen Fürsten, die Protestanten in andern Ländern in die Waffen zu bringen, und sie, in seinem eignen Lande, zu verfolgen.

Während diesem neuen Kriege gegen den Herzog de Rohan, und seine Partei, unterhandelt der Kardinal von neuem mit den von ihm beleidigten Mächten, und Frankreich wird weder vom Kaiser Ferdinand dem II., noch von dem Könige Philipp dem IV. von Spanien, angegriffen.

Rochelle fing an, eine Macht zu werden. Es hatte damals fast eben so viel Schiffe, als der König. Es wollte Holland nachahmen, und das hätte ihm vielleicht gelingen können, wenn es, unter den religionsverwandten Völkern, Bundesgenossen gefunden hätte, die ihm zu Hülfe gekommen wären. Aber der Kardinal Richelieu hezte demselben gleich eben die Holländer auf den Hals, die demselben, aus Religionsinteresse, hätten beistehen sollen, und sogar die Engländer, welche noch grössre Verpflichtung zu haben schienen, dasselbe, aus Staatsinteresse, zu vertheidigen.

Das Geld, das man den vereinigten Niederlanden schon zugestellt hatte, und noch in der Folge zustellen sollte, machte, daß sie eine Flotte gegen diejenigen hergaben, die sie ihre Brüder nannten. Der Katholische König stand also den Kalvinisten mit seinem Gelde bei, und

die Kalvinistischen Holländer stritten für die Katholische Religion, unterdessen, daß der Kardinal de Richelieu, zum Besten der Hugenottischen Graubünder, die Päbstlichen Truppen aus dem Veltelin verjagte. 1625.

Man mus darüber erstaunen, daß Soubise, an der Spize der Rochellischen Flotte, die Holländische, bei der Insel Ré, anzugreifen wagte, und den Vortheil über diejenigen erhielt, welche damals für die besten 1625. Seemänner auf Erden gehalten wurden. Zu einer andern Zeit wäre Rochelle, durch diesen Sieg, eine feststehende und mächtige Republik geworden.

Ludwig der XIII. hatte damals einen Admiral, aber keine Flotte. Der Kardinal hatte, bei dem Antritt seines Postens, genug zu verbessern, oder neu zu schaffen, gefunden, und hatte, in dem Zeitraum eines Jahres, keine Seemacht aufrichten können. Kaum konnten zehn oder zwölf kleine Kriegsschiffe ausgerüstet werden. Der damalige Admiral, Herzog de Montmorenci, eben derselbe, der hernach ein so tragisches Ende nam, sahe sich genöthigt, das Holländische Admiralschiff zu bestei-

gen, und nur mit Holländischen und Englischen Schiffen schlug er die Flotte von Rochelle.

Dieser Sieg selbst bewies die Notwendigkeit, sich zu Wasser und zu Lande mächtig zu machen, da man die Kalvinistische Partei in Frankreich unter den Fus zu bringen, und die Oestreichische Macht in Europa zu untergraben hatte. Der Minister bewilligte also den
1626. Hugenotten den Frieden, um Zeit zu gewinnen, sich recht fest zu sezen.

Der Kardinal de Richelieu hatte noch grössre Feinde am Hofe zu bestreiten. Kein einziger Prinz vom Geblüte war sein Freund. Gaston, Ludwig's des XIII. Bruder, hasste ihn tödtlich. Maria de' Medici fing an, das Werk ihrer Hände mit eifersüchtigen Augen zu betrachten. Fast alle Grossen schmiedeten Kabalen.

Er nimmt dem Herzoge de Montmorenci die Admiralstelle, um sie sich bald hernach, unter einem andern Namen, selbst beizulegen, und macht sich dadurch einen unversöhnlichen Feind. Zwei Söhne Heinrich's des IV., Cäsar de Vendome, und der Grosprior, wollen sich ihm widersezen, und er lässt sie zu Vincennes einsperren. Der Marechal Or-

nano, und Tallerand-Chalais hezen Gaston gegen ihn auf. Er lässt sie anklagen, daß sie an den König Hand anlegen wollen, und verwikkelt den Grafen de Soissons, Prinzen vom Geblüt, Gaston, den Bruder des Königs, und die regierende Königin, mit in die Anklage.

Man sagt aus, bald daß das Vorhaben der Verschwornen wäre, den König umzubringen, bald daß man den Vorsaz gefasst hätte, ihn für unvermögend zu erklären, ihn in ein Kloster zu sperren, und seine Gemalin seinem Bruder Gaston beizulegen.

Diese beiden Anklagen widersprachen einander, und keine von beiden war wahrscheinlich. Das eigentliche Verbrechen bestand darin, daß sie sich gegen den Minister verbunden, und so gar sich hatten verlauten lassen, daß es auf sein Leben angesehen wäre.

Chalais wird durch Kommissare zum 1626.
Tode verurtheilt, und zu Nantes hingerichtet. Der Marechal Onano stirbt zu Vincennes. Der Graf de Soissons flüchtet nach Italien. Die Herzogin de Chevreuse, mit welcher der Kardinal vorher in einem Liebesverständnisse gelebt hatte, und die nun beschuldigt

ward, Kabalen gegen ihn geschmiedet zu haben, steht auf dem Punkt, in Verhaft genommen zu werden, entwischt mit vieler Mühe *), und geht nach England über. Der Bruder des Königs wird gemishandelt und bewacht. Anne von Oestreich wird vor das Konseil gefordert; man untersagt ihr, mit irgend einer Mannsperson anders, als in Gegenwart des Königs, ihres Gemals, zu reden, und zwingt sie, sich durch ihre Unterschrift für schuldig zu erkennen.

Argwohn, Furcht und Bestürzung herrschen in der Königlichen Familie, und am ganzen Hofe. Ludwig der XIII. gehörte nicht zu den minder unglüklichen Leuten seines Königreichs. Er war dahin gebracht, sich vor seiner Gemalin, und seinem Bruder, zu fürchten. Seine Mutter, mit der er vormals so übel umgegangen war, und die noch immer einige Erinnerung davon äusserte, sezte ihn in Verlegenheit, noch mehr aber der Kardinal, dessen Joch er zu fühlen anfing. Auch die Gährung, worin die auswärtigen Angelegen-

*) Sie schwamm durch die Somme, um Calais zu erreichen.

genheiten standen, war für ihn ein neuer Kummer. Der Kardinal de Richelieu band ihn an sich durch die Furcht und durch häusliche Intriken, auch durch die Notwendigkeit, die Hofkomplotte zu unterdrükken, und seinen Kredit bei den Nationen nicht zu verlieren.

Drei gleich mächtige Minister lenkten damals fast das ganze Schiksal von Europa, Olivarez in Spanien, Buckingham in England, und Richelieu in Frankreich. Alle drei haßten sich wechselseitig, und alle drei unterhandelten immer zu gleicher Zeit einer wider den andern. Der Kardinal de Richelieu überwarf sich mit dem Herzog von Buckingham, zu eben der Zeit, als England ihm Schiffe gegen Rochelle hergab, und verband sich mit dem Grafen-Herzog d'Olivarez, unterdessen, daß er dem Könige von Spanien das Veltelin abgenommen hatte.

Unter diesen drei Ministern hielt man den Herzog von Buckingham für denjenigen, der die wenigsten Ministertalente hatte. Er glänzte als Günstling, als ein grosser Herr, als ein ofner, freimütiger und dreister Mann, aber nicht als Staatsmann. Er beherrschte den König Karl'n den I. nicht durch Intri-

ten, sondern durch das Ansehn, das er über den Vater erworben, und über den Sohn beibehalten hatte. Er war der schönste, stolzeste und freigebigste Mann seiner Zeit, und glaubte, daß weder die Weiber den Reizen seiner Gestalt, noch die Männer der Ueberlegenheit seines Karakters, widerstehn könnten.

Von dieser doppelten Eigenliebe berauscht, hatte er den König Karl, als derselbe noch Prinz von Wales war, nach Spanien geführt, um ihn mit einer Infantin zu vermälen, und an diesem Hofe zu glänzen. Hier verband er Spanische Galanterie mit unternemender Verwegenheit, wagte einen Angrif auf die Gemalin des Premierministers Olivarez, und machte, durch diese Unbesonnenheit, die Vermälung des Prinzen rükgängig.

Als er nachher, im Jahre 1625., nach Frankreich gekommen war, um die Prinzessin Henriette, die er für Karl'n den I. geworben hatte, heimzuführen, war er abermals im Begrif, diese Angelegenheit, durch eine noch kühnere Unternemung, rükgängig zu machen. Er that nemlich der Königin Anne von Oestreich eine Liebeserklärung, und machte gar kein Geheimnis aus seiner Liebe, ob er gleich

dabei nichts zu hoffen hatte, als die eitle Ehre, eine Erklärung gewagt zu haben. Die Königin, die in den Begriffen einer damals in Spanien erlaubten Galanterie erzogen war, betrachtete die Verwegenheiten des Herzogs von Buckingham blos als ein schuldiges Opfer, das ihrer Schönheit gebracht ward, und ihre Tugend nicht beleidigen konnte.

Der Glanz des Herzogs von Buckingham misfiel am Französischen Hofe, ohne ihn lächerlich zu machen, weil Verwegenheit und Grösse des Lächerlichen nicht empfänglich sind. Er führte die Prinzessin Henriette nach London, und brachte in seinem Herzen die Leidenschaft für die Königin mit dahin, die sich durch die Eitelkeit, seine Liebe erklärt zu haben, noch vermehrt hatte.

Eben diese Eitelkeit trieb ihn auch an, eine zweite Reise an den Französischen Hof zu unternemen. Der Vorwand war, daß er einen Traktat gegen den Herzog d'Olivarez schliessen wollte, so wie der Kardinal einen mit Olivarez gegen ihn geschlossen hatte.

Die wahre Ursach, die er deutlich genug merken lies, war, sich der Königin wieder zu nähern. Es ward ihm aber nicht allein die

Erlaubnis dazu abgeschlagen, sondern der König jagte auch verschiedne Bediente seiner Gemalin weg, welche beschuldigt wurden, die Verwegenheiten des Herzogs von Buckingham begünstigt zu haben.

Dieser Engländer lies Frankreich den Krieg ankündigen, blos weil man ihm die Erlaubnis versagte, hinzukommen, und von seiner Liebe zu sprechen. Eine solche Begebenheit schien in die Zeiten der Amadisse zu gehören. Die Welthändel sind so verflochten und verkettet, daß die romantische Liebschaft des Herzogs von Buckingham einen Religionskrieg, und die
1627. Einname von Rochelle, nach sich zog.

Ein Parteihaupt macht sich jeden Umstand zu Nuze. Der Herzog de Rohan, der eben so tiefdenkend in seinen Anschlägen, als Buckingham in den seinigen eitel war, nuzt den Groll des Engländers, um von demselben die Ausrüstung einer Flotte von hundert Transportschiffen zu erhalten. Rochelle und die ganze Partei waren ruhig. Er sezt sie in Bewegung, und bringt die Rocheller dahin, die Englische Flotte zwar nicht in der Stadt, aber doch in der Insel Ré, aufzunemen.

Der Herzog von Bückingham landet, mit ungefähr siebentausend Mann, auf der Insel. Er durfte nur ein kleines Fort wegnemen, um sich von der Insel Meister zu machen, und Rochelle auf immer von Frankreich zu trennen. Die Kalvinistenpartei ward alsdann unbezwingbar. Das Königreich war getheilt, und alle Anschläge des Kardinals de Richelieu wären vereitelt worden, wenn der Herzog von Buckingham ein eben so grosser Kriegsmann, oder wenigstens nur eben so glüklich gewesen wäre, als er verwegen war.

Der Marquis, nachmalige Marechal de Thoiras rettete Frankreichs Ehre dadurch, Im daß er die Insel Ré, mit wenigen Truppen, Juli 1627. gegen die überlegnen Engländer, vertheidigte. Ludwig der XIII. gewinnt dadurch Zeit, eine Armee vor Rochelle zu schikken. Anfänglich kommandirt sie sein Bruder Gaston. Bald aber kommt auch der König mit dem Kardinal dahin.

Buckingham sieht sich genötigt, seine zur Hälfte geschmolzne Truppen nach England zurükzuführen, ohne einmal Hülfe in Rochelle geworfen, und ohne etwas weiter gethan, als den Untergang der Stadt beschleunigt zu haben.

Der Herzog de Rohan war abwesend von dieser Stadt, die er in die Waffen gebracht und in Gefahr gesezt hatte. Er führte den Krieg in Languedok gegen den Prinzen de Condé, und den Herzog de Montmorenci.

Alle Drei stritten für sich selbst; der Herzog de Rohan, um immer Haupt der Partei zu sein; der Prinz de Condé, an der Spize der Königlichen Truppen, um seinen verlornen Kredit am Hofe wieder zu bekommen; der Herzog de Montmorenci, an der Spize der von ihm selbst, und in seinem eignen Namen, angeworbnen Truppen, um in Languedok, wovon er Gouverneur war, die Oberhand zu behalten, und, nach dem Beispiel eines Lesdiguieres, sich die Unabhängigkeit zu verschaffen. Rochelle hat also keine andre Hülfe, als sich selbst.

Die von der Religion und der Freiheit, diesen beiden mächtigen Triebfedern der Völker, belebten Bürger, erwählten ein Stadtoberhaupt, Namens Guiton, der noch entschlossner war, als sie selber. Dieser, bevor er die Stelle annimmt, die ihm die oberrichterliche Gewalt und das Kommando über die Truppen giebt, er-

greift einen Dolch, hält ihn in der Hand, und sagt: Ich neme die Stelle Eures Stadtrichters blos unter dem Beding an, daß ich diesen Dolch dem Ersten in's Herz stosse, der von Uebergabe spricht; und daß man ihn gegen mich kehre, wenn ich mir jemals einfallen lasse, zu kapituliren.

Unterdessen daß Rochelle sich solchergestalt zu einem unüberwindlichen Widerstand rüstet, wandte der Kardinal de Richelieu alle ersinnliche Mittel an, die Stadt zu unterwerfen, in der Eil erbaute Schiffe, Verstärkungstruppen, Artillerie, sogar Spanische Hülfsvölker; indem er in der Geschwindigkeit den Has des Herzogs d'Olivarez gegen den Herzog von Buckingham benuzte, das Interesse der Religion gelten zu machen wusste, goldne Berge versprach, und Schiffe von dem Könige von Spanien erlangte, der damals Frankreichs natürlicher Feind war, um den Rochellern die Hofnung eines neuen Beistandes aus England zu benemen. Der Herzog d'Olivarez schikt Friedrichen von Toledo, mit vierzig Schiffen, vor den Hafen von Rochelle.

1628. Der Spanische Admiral kommt an. Sollte man wohl glauben, daß das Ceremoniel diesen Beistand fruchtlos machte, und daß Ludwig der XIII. die Spanische Flotte nach ihren Häfen musste zurükkehren sehen, weil er dem Admiral nicht hatte erlauben wollen, in seiner Gegenwart den Hut aufzusezen. Diese läppische Denkungsart mochte nun wirklich über eine so wichtige Angelegenheit entscheiden, wie es nur zu oft zu geschehn pflegt; oder es mochten auch neue Zwistigkeiten wegen der Erbfolge in Mantua den Spanischen Hof er-
1629. bittern, genug, seine Flotte erschien, und ging wieder zurük; und vielleicht hatte sie auch der Spanische Minister nur geschikt, um dem Französischen Minister seine Macht zu zeigen.

Der Herzog von Buckingham veranstaltet eine neue Ausrüstung, um die Stadt zu entsezen. Er konnte in sehr kurzer Zeit alle Bemühungen des Königs von Frankreich unnüz machen. Der Hof ist immer überzeugt gewesen, daß der Kardinal de Richelieu, um diesen Streich abzuwenden, sich die Liebe selbst des Herzogs von Buckingham zur Königin Anne von Oestreich zu Nutze machte, und

daß man von der Königin verlangte, sie sollte an den Herzog schreiben. Sie bat ihn, wie man sagt, er möchte wenigstens die Einschiffung aufschieben, und man versichert, daß Buckingham's Schwachheit über seine Ehre und seinen Ruhm den Sieg davon trug.

Diese sonderbare Anekdote ist so allgemein geglaubt worden, daß man sich nicht entbrechen kann, sie anzuführen. Sie ist weder mit Buckingham's Karakter, noch mit dem Geiste des Hofes im Widerspruch; und man kann in der That nicht begreifen, warum der Herzog von Buckingham sich damit begnügt, nur etliche Schiffe absegeln zu lassen, die sich unnüzerweise zeigen, und in die Englischen Häfen zurükgehn.

Das öffentliche Interesse wird so oft geheimen Hofintriken aufgeopfert, daß man sich gar nicht verwundern darf, wenn der schwache Karl der I., indem er sich stellte, als wollte er der Stadt Rochelle beistehn, an derselben zum Verräter ward, um sich der romanenhaften und vorübergehenden Leidenschaft seines Günstlings gefällig zu bezeigen. Der General Ludlow, welcher des Königs Papiere durchsuchte, nachdem sich das Parlament derselben

versichert hatte, versichert, daß er den Brief gesehn hat, der Karl, der König, unterschrieben war, worin dieser Monarch dem Kommodore Ritter John Pennington befal, in allen Stükken den Befelen des Königs von Frankreich zu gehorchen, wenn er vor Rochelle sein würde, und die Englischen Schiffe in den Grund zu bohren, deren Kapitäns nicht gehorchen wollten. Wenn irgend etwas die Grausamkeit rechtfertigen könnte, womit die Engländer hernach ihren König behandelten, so wär' es ein solcher Brief.

Nicht minder sonderbar ist es, daß der Kardinal allein bei der Belagerung kommandirte, unterdessen daß der König nach Paris zurükgereis't war. Er hatte das Generalspatent, und dies war sein Probestük. Er zeigte, daß Entschlossenheit und Genie alles ersezen; war eben so pünktlich, unter den Truppen Kriegszucht einzuführen, als emsig, in Paris Ordnung wieder einzuführen, welches beides gleich schwierig war.

Rochelle konnte man nicht bezwingen, so lange der Hafen den Englischen Flotten offen stand; man musste ihn also schliessen, und das Meer bezwingen. Pompeo Targoni, ein

Italienischer Feldmesser, war, in dem vorhergehenden Bürgerkriege, auf den Einfall gekommen, zu der Zeit, als **Ludwig** der XIII. diese Stadt belagern wollte, und der Friede geschlossen ward, eine Art von Staket zu diesem Ende zu erbauen.

Diesem Einfalle folgt der Kardinal de Richelieu; das Meer reisst die Werke wieder ein; er ist aber standhaft genug, die Arbeit wieder anfangen zu lassen. Er lies einen Damm von ungefähr viertausendsiebenhundert Fus lang im Meere erbauen, der von den Winden wieder zerstört wird. Er verliert dadurch den Mut nicht, und mit dem Quintus Curtius, und der Beschreibung des Dammes in der Hand, welchen Alexander vor Tyrus aufführen lassen, fängt er seinen Damm von neuem an. Zwei Franzosen, Metesau und Tiriau, sezen den Damm in den Stand, den Winden und den Wellen Widerstand zu leisten.

Ludwig der XIII. kommt zur Belagerung, Im und bleibt, vom Monat März 1628 bis zur März Uebergabe, gegenwärtig. 1628. Er wohnt oft den Angriffen bei, giebt den Offizieren selbst das Beispiel, und beschleunigt die Arbeiten an dem Damm; immer aber bleibt die Besorgnis übrig,

daß eine neue Englische Flotte kommen und ihn wieder einreissen möchte.

Das Glük kam dieser Unternemung in allen Stükken zu Statten. Der Herzog von Buckingham, der wieder gegen den Kardinal Richelieu aufgebracht wär, stand endlich im Begrif abzusegeln, und eine furchtbare Flotte vor Rochelle zu führen, als ein fanatischer Engländer, Namens Felton, ihn mit einem Messer erstach, ohne daß man jemals hätte seine Aufhezer entdekken können.

Im Sept. 1628.

Indessen hielt sich Rochelle, ohne Hülfe, und ohne Lebensmittel, durch seinen Mut allein. Die Mutter und die Schwester des Herzogs de Rohan, die, gleich den übrigen, die härteste Hungersnot ausstanden, munterten die Bürger auf. Elende, welche im Begrif standen, vor Hunger zu sterben, und sich vor dem Stadtvogt Guiton über ihren Zustand beschwerten, erhielten von ihm zur Antwort: Wenn nur ein einziger Mensch übrig bleibt, so mus dieser einzige die Thore schliessen.

Bei Erblikkung der von Buckingham ausgerüsteten Flotte, welche endlich, unter den Befelen des Admirals Lindsey, erscheint,

lebt die Hofnung in der Stadt wieder auf. Die Flotte kann nicht durch den Damm kommen. Vierzig auf einem hölzernen Fort im Meere aufgepflanzte Kanonen hielten die Schiffe ab. Ludwig zeigte sich auf diesem Fort der ganzen Artillerie der feindlichen Flotte, deren Bemühungen alle fruchtlos waren.

Endlich überwand der Hunger den Mut der Rocheller, und nach einer Belagerung, die ein ganzes Jahr gedauert hatte, und wobei sie sich durch sich selbst hielten, wurden sie genö- Den tigt, sich zu ergeben, troz dem Dolche des 28sten Oktbr. Stadtvoigts, welcher immer auf dem Tische 1628. des Rathauses lag, um jeden niederzustechen, der vom Kapituliren reden würde.

Man kann hierbei anmerken, daß weder Ludwig der XIII., als König, noch der Kardinal de Richelieu, als Minister, noch die Marschälle von Frankreich, als Offiziere der Krone, die Kapitulation unterschrieben. Zwei Generale unterzeichneten dieselbe.

Rochelle verlor nichts, als seine Privilegien; das Leben büsste niemand ein. Die Katholische Religion ward in der Stadt und im Lande wieder eingeführt, und man lies den Einwohnern

ihren Kalvinismus, als die einzige Sache, die ihnen übrig blieb.

Der Kardinal de Richelieu wollte sein Werk nicht unvollendet lassen. Er marschirte gegen die andern Provinzen, wo die Reformirten so viele feste Pläze hatten, und wo ihre Anzal sie noch mächtig machte. Man musste die ganze Partei bezwingen und entwafnen, ehe man seine ganze Macht mit Sicherheit gegen das Haus Oestreich in Teutschland, in Italien, und in Flandern, und gegen Spanien wenden konnte. Es war durchaus notwendig, daß der Staat musste einig und ruhig sein, um die andern Staaten zu beunruhigen und zu veruneinigen.

Das Interesse, dem Herzogthum Mantua, nach dem Tode des lezten Regenten, einen Herzog zu geben, der von Frankreich, und nicht von Spanien, abhinge, rief schon die Französischen Waffen nach Italien. Gustav Adolph wollte schon in Teutschland einfallen, und man musste ihn unterstüzen.

Unter diesen kritischen Umständen, unterhandelt der Herzog de Rohan, der auf den Trümmern seiner Partei noch standhaft war, mit dem Könige von Spanien, der ihm Beistand verspricht, nachdem er, ein Jahr vorher,

gegen ihn Beistand geleistet hatte. Philipp der IV., nachdem er seinen Gewissensrat befragt hatte, verspricht dem Haupte der Kalvinisten in Frankreich jährlich dreimalhunderttausend Dukaten; aber dies Geld kam mit vieler Schwierigkeit an.

Die Truppen des Königs verheeren Languedok. Privas wird geplündert, und alles niedergemacht. Der Herzog de Rohan, der den Krieg nicht aushalten konnte, findet abermals Mittel, einen allgemeinen Frieden für die ganze Partei zu bewirken, so gut es sich thun lies. Eben der Mann, welcher vor Kurzem, als Parteihaupt, mit dem Könige von Spanien unterhandelt hatte, unterhandelt auf gleiche Weise mit dem Könige von Frankreich, seinem Herrn, zu eben der Zeit, da ihn das Parlament als Rebellen verurtheilt; und nachdem er von Spanien Geld bekommen hatte, um seine Truppen zu erhalten, erpresst und empfängt er von Ludwig dem XIII. hunderttausend Thaler, um sie vollends auszalen zu können, und zu verab- 1628.
schieden.

Die Kalvinistischen Städte werden, wie Rochelle, behandelt. Man nimmt ihnen ihre Festungswerke, und alle Vorrechte, welche gefähr-

lich sein konnten. Man lässt ihnen die Gewissensfreiheit, ihre Tempel, ihre städtische Gerechtsame, und die Gerichtshöfe, die nicht schaden konnten. Alles wird beruhigt. Die grosse Partei der Kalvinisten, anstatt eine Herrschaft zu errichten, wird entwafnet, und unwiederbringlich vernichtet.

Die Schweiz und Holland waren nicht so mächtig, wie diese Partei, als sie sich zu unabhängigen Staaten aufwarfen. Genf, das unbedeutende Genf, gab sich die Freiheit, und wusste sie zu erhalten. Die Kalvinisten in Frankreich lagen unter. Die Ursach davon ist, daß ihre Partei selbst in ihren Provinzen zerstreut war; daß die Hälfte des Volks und der Parlamenter Katholisch war; daß die Königliche Macht auf ihre ganz ofne Länder fiel; daß man sie mit überlegnen und geübten Truppen angrif; und daß sie mit einem Kardinal de Richelieu zu thun hatten.

Ludwig der XIII., den man nicht genug kennt, verdiente nie so viel Ruhm durch sich selbst; denn unterdessen daß die Armeen, nach der Einname von Rochelle, die Hugenotten zum Gehorsam zwangen, unterstüzte er seine Bundsgenossen in Italien; marschirte, mitten im

strengen Winter, über die Alpen, dem Herzoge von Mantua zu Hülfe; überwältigte drei Barrikaden im Passe von Susa, nam Susa selbst weg, zwang den Herzog von Savoyen, sich mit ihm zu vereinigen, und verjagte die Spanier aus Casal. Im März 1629.

Inzwischen unterhandelte der Kardinal de Richelieu mit allen Souveränen, und wider den grössten Theil derselben. Er schikte einen Kapuziner auf den Reichstag zu Regenspurg, um die Teutschen zu betrügen, und dem Kaiser in den Italienischen Angelegenheiten die Hände zu binden. Zu gleicher Zeit hatte Charnacé den Auftrag, den König Gustav Adolph von Schweden zu einem Einfall in Teutschland aufzumuntern, zu welcher Unternemung Gustav ohnehin sehr geneigt war.

Richelieu dachte darauf, Europa zu erschüttern, unterdessen daß Gaston und die beiden Königinnen ihn, durch fruchtlose Kabalen, am Hofe zu stürzen trachteten. Die Gunst, worin er stand, machte noch mehr Unruhen im Kabinet, als seine Intriken in andern Staaten verursachten.

Man mus nicht glauben, daß diese Hofunruhen die Frucht einer tiefen Politik und fein

überlegter Anschläge waren, welche eine geschikt angelegte Partei vereinigten, um ihn zu stürzen, und ihm einen Nachfolger zu geben, der fähig war, seine Stelle zu ersezen. Die Laune, die so oft die Menschen, selbst in den wichtigsten Angelegenheiten, beherrscht, brachte grösstentheils diese verderblichen Zwistigkeiten zuwege.

Die **Königin Mutter**, ob sie gleich immer ihre Stelle im Konseil behielt, ob sie gleich, während daß der König, ihr Sohn, auf Rochelle losging, Regentin der Provinzen diesseits der Loire gewesen war, war immer gegen den Kardinal **de Richelieu** aufgebracht, der sich das Ansehn gab, nicht mehr von ihr abzuhängen.

Die zur Vertheidigung dieser **Königin** aufgesezten Nachrichten erzälen, daß, als der Kar-
1629. dinal sie einst besuchte, und sie sich nach seiner Gesundheit erkundigte, er ihr, vor Zorn entbrannt, und mit zitternden Lippen, antwortete: I c h b e f i n d e m i c h b e s s e r, a l s e s d i e L e u t e h i e r w ü n s c h e n. Die Königin ward unwillig, und der Kardinal geriet in Hize, er bat um Verzeihung, und die Königin ward wieder besänftigt; nach zwei Tagen

waren Beide wieder aufgebracht, weil die Staatsklugheit, welche im Kabinette die Leidenschaften überwältigt, im Umgange dieselben nicht immer zu bändigen vermag.

Maria de' Medici nimmt hierauf dem Kardinal die Stelle ihres Hofmarschalls. Die erste Folge dieses Zwistes ward das Patent als Premierminister, welches der König mit eigner Hand für den Kardinal schrieb, ihn in demselben anredete, seine Tapferkeit und seine Grosmut rühmte, und die Besoldung der Stelle offen lies, damit der Kardinal sie selbst bestimmen und einschreiben möchte. Den 21sten Nov. 1629.

Er war schon Grosadmiral von Frankreich, unter dem Namen eines Oberaufsehers über das Seewesen; und nachdem er den Kalvinisten ihre festen Pläze abgenommen hatte, nam er für sich selbst Saumur, Angers, Honfleur, Havre de Grace, Oleron, und die Insel Ré, welche er zu seinen Sicherheitspläzen gegen seine Feinde bestimmte. Er hielt sich Garden, und sein Pomp verdunkelte die Majestät des Throns. Das ganze äusserliche Ansehn eines Königs umgab ihn, und die ganze Gewalt eines Monarchen war in seinen Händen.

Europens Angelegenheiten machten ihn, mehr als jemals, dem Könige und dem Staate unentbehrlich. Der Kaiser Ferdinand der II. hatte sich, seit der Prager Schlacht, in Teutschland zum Despoten gemacht, und ward nun auch in Italien mächtig. Seine Truppen belagerten Mantua. Savoyen wankte zwischen Frankreich und dem Hause Oestreich. Der Marquis de Spinola, mit einer Spanischen Armee, hatten Montferrat inne.

Der Kardinal will selbst gegen Spinola fechten. Er lässt sich also zum Generalissimus der nach Italien marschirenden Armee ernennen, und der König befielt in seiner Bestallung, daß man demselben eben so, wie seiner eignen Person, gehorchen soll. Der Premierminister versieht also die Geschäfte eines Konnetable, hat zwei Marschälle von Frankreich unter sich, und marschirt nach Savoyen. Unterwegs unterhandelt er, aber wie ein Monarch, und verlangt, daß der Herzog
1630. von Savoyen zu ihm nach Lyon kommen soll; er konnt' es aber nicht dahin bringen.

Die Französische Armee nimmt, in Zeit von zwei Tagen, Pignerol und Chamberi weg. Der König macht sich endlich selbst auf den

Weg nach Savoyen. Er nimmt die beiden Königinnen, seinen Bruder, und den ganzen Hof mit, lauter Feinde des Kardinals, die aber lediglich Zeugen seiner Triumphe sind. Der Kardinal kommt wieder nach Grenoble zum Könige zurük, und sie marschiren beide nach Savoyen. Ludwig der XIII. ward von einer anstekkenden Krankheit befallen, die ihn nötigte, nach Lyon zurükzukehren.

Während dieser Zeit erficht der Herzog von Montmorenci, mit wenig Truppen, bei Vegliano einen Hauptsieg über die Kaiserlichen, Spanier und Savoyer. Er verwundet und nimmt mit eigner Hand den General Doria gefangen. Diese That brachte seinen Ruhm auf's höchste. Der König schrieb ihm: Ich Im Juli 1630.
erkenne mich Euch so verpflichtet, als es ein König nur immer sein kann. Diese Verpflichtung hinderte aber nicht, daß dieser grosse Mann nicht, zwei Jahre hernach, auf einem Blutgerüste sterben musste.

Es war nichts geringers nötig, als ein solcher Sieg, um den Ruhm und das Interesse von Frankreich aufrecht zu halten, da die Kaiserlichen unterdessen Mantua wegnamen und plünderten, den von Ludwig dem XIII.

beschüzten Herzog verfolgten, und seine Bunds-genossen, die Venediger, schlugen. Der Kardinal, dessen grösste Feinde am Hofe waren, lies den Herzog von Montmorenci die Feinde des Staats schlagen, und beobachtete die seinigen bei dem Könige. Dieser Monarch wär damals todtkrank zu Lyon. Die zu voreiligen Vertrauten der regierenden Königin thaten schon dem Gaston den Vorschlag, die Gemalin seines Bruders, die nun bald Wittwe sein würde, zu heuraten. Der Kardinal machte Anstalt, sich nach Avignon in die Einsamkeit zu begeben.

Endlich genas der König, und alle diejenigen, welche auf seinen Tod ihre Hofnungen gegründet hatten, standen beschämt. Der Kardinal folgte ihm nach Paris, wo er weit mehr Intriken vorfand, als in Italien, zwischen dem Teutschen Reich, Spanien, Venedig, Savoyen, Rom und Frankreich, obwalteten.

Der Spanische Gesandte Mirabel hatte mit den beiden Königinnen Partei gegen ihn gemacht. Die beiden Brüder Marillac, der eine Marechal von Frankreich, der andre Siegelbewahrer, die ihm ihr Glük zu danken hatten, schmeichelten sich, ihn zu stürzen, und sei-

nen Kredit zu erben. Der Marechal de Bassompierre, ob er gleich nichts für sich verlangte, war ihr Vertrauter. Der erste Kammerdiener Beringhen gab den Verbündeten von allem Nachricht, was bei dem Könige vorging.

Die Konigin Mutter nimmt dem Kardinal zum zweitenmal die Oberintendantenstelle ihres Pallastes, die sie ihm wiederzugeben war gezwungen worden. Diese Stelle war, in den Gedanken des Kardinals, weit unter seinem Glük und seinem Stolze, aber aus Stolz von andrer Art wollt' er sie doch nicht verlieren. Seine Nichte, die nachherige Herzogin d'Aiguillon, wird abgedankt, und Maria de' Medici erhält, durch unablässiges und wiederholtes Klagen und Bitten, von ihrem Sohn das Versprechen, daß er ihm die Ministerstelle abnemen will.

In diesen Intriken liegt nichts, als was man täglich in den Häusern der Privatpersonen sieht, welche eine grosse Anzal Bedienten haben; dies sind gewöhnliche Schwachheiten, im vorliegenden Fall aber zogen sie das Schiksal von Frankreich und Europa nach sich. Die Unterhandlungen mit den Italenischen Fürsten, mit dem Könige Gustav Adolph von Schweden, mit

den vereinigten Niederlanden, und den Prinzen von Oranien, gegen den Kaiser und Spanien, waren in Richelieu's Händen, und konnten auch nicht füglich, ohne Nachtheil des Staats, aus denselben genommen werden.

Den 10ten Novb. 1630.

Inzwischen verläßt der König diesen unentbehrlichen Minister aus Schwachheit, die noch heimlich in seinem Herzen von dem Groll unterstüzt ward, den ihm die Ueberlegenheit des Kardinals einflößte. Er willigt in seinen Fall auf das unablässige Andringen und die Thränen seiner Mutter. Der Kardinal kam durch eine verborgne Thüre in das Zimmer, wo sein Fall beschlossen ward. Der König verläßt das Zimmer, ohne mit ihm zu sprechen. Er merkt, daß er gestürzt ist, und macht Anstalten, nach Havre de Grace zu flüchten, wie er schon einige Monate vorher gethan hatte, um nach Avignon zu gehn.

Sein Untergang schien um so gewisser, weil der König, an dem nemlichen Tage, dem erklärten Feinde des Kardinals, dem Marechal de Marillac, auftrug, in Piemont Krieg und Frieden zu schliessen. Nun beschleunigt der Kardinal seine Abreise. Seine Maulthiere hatten seine Schäze schon fünfunddreissig Französische Meilen weit getragen, ohne irgend eine

Stadt zu berühren, welche Vorsicht er gegen den allgemeinen Has der Nation zu nemen nötig fand, als ihm seine Freunde rieten, noch zulezt einen neuen Versuch bei dem Kö- nige zu wagen.

Der Kardinal geht also zum Könige nach Den Versailles, einem damals kleinen Jagdhause, 11ten Nov. welches Ludwig der XIII für zwanzigtausend 1630. Thaler gekauft hatte, und welches nachher, unter Ludwig dem XIV., einer der grössten Palläste von Europa, und ein Abgrund von Verschwendungen geworden ist.

Der König, der seinen Minister, aus Schwachheit, aufgeopfert hatte, überliefert sich seinen Händen, aus Schwachheit, wieder, und giebt ihm diejenigen Preis, die ihn gestürzt hatten. Dieser Tag, der noch jezt der Täuschungstag genannt wird, war der Zeitpunkt der unumschränkten Herrschaft des Kardinals.

Gleich den folgenden Tag wird der Siegelbewahrer in Verhaft genommen, und als Gefangner nach Chateaudün geführt, wo er vor Gram starb. An dem nemlichen Tage fertigt der Kardinal, im Namen des Königs, einen Kabinetsboten an die Marechälle

de la Force und von Schomberg ab, um den Marechal de Marillac, mitten in der Armee, deren höchstes Kommando er eben übernemen wollte, in Verhaft nemen zu lassen. Der Bote kömmt eine Stunde nachher an, als der Marechal de Marillac die Nachricht von dem Falle des Kardinals empfangen hatte.

Der Marechal sieht sich also in dem Augenblik in Verhaft, da er, nebst seinem Bruder, den Staat in den Händen zu haben glaubte. Richelieu bestimmte diesem General einen schimpflichen Tod von Henkers Händen; und weil er ihn keiner Verräterei beschuldigen konnte, so geriet er auf den Einfall, ihn, wegen unerlaubter Geldbedrükkungen, in Anspruch zu nemen. Der Proces dauerte beinahe zwei Jahre. Wir müssen hier die Folgen desselben erzälen, um den Faden dieser Begebenheit nicht abzureissen, und um zu zeigen, was Rache thun kann, wenn sie mit der höchsten Gewalt bewafnet, und mit dem Schein der Gerechtigkeit geschmükt ist.

Der Kardinal begnügte sich nicht, den Marechal des Rechts zu berauben, von beiden Kammern des versammelten Parlaments

gerichtet zu werden, welches Recht schon so oft war mit Füssen getreten worden. Auch das war ihm nicht genug, daß er ihm in Verdün Kommissare ernannte, auf deren Strenge er sich verlassen zu können glaubte. Sondern als diese erste Richter, troz allen Verheissungen und Drohungen, den Ausspruch gethan hatten, daß der Beklagte mit seiner Vertheidigung gehört werden sollte, lies der Minister diese Sentenz kassiren, und sezte ihm andere Richter, unter welchen sich Marillac's heftigste Feinde, und vornemlich der Paul Hey du Chastelet, befanden, der sich, durch die giftigste Schmähschrift gegen beide Brüder, bekannt gemacht hatte. Nie hatte man die Rechtsförmlichkeiten und den Wohlstand stärker beleidigt. Der Kardinal sezte beides so sehr bei Seite, daß er den Beschuldigten wegbringen, und den Proces zu Rüel, auf seinem eignen Landgute, fortsezen lies.

Die Landesgeseze verbieten ausdrüklich, einen Gefangnen in einem Privathause in Verhaft zu halten; aber gegen Rache und Gewalt galten keine Geseze. Die Kirchengeseze wurden, bei diesem Proces, nicht minder beleidigt, als die Geseze des Staats und des Wohlstan-

des. Der neue Siegelbewahrer Chateauneuf, der dem Bruder des Beklagten gefolgt war, hatte den Vorsiz bei dem Gerichte, den er, ohne Beleidigung des Wohlstandes, nicht führen konnte, und instruirte einen Kriminalproces, ob er gleich Subdiakon und Besizer geistlicher Pfründen war. Der Kardinal verschrieb ihm eine Dispensation von Rom, wodurch er die Erlaubnis erhielt, über Leben und Tod zu sprechen. So vergiesst ein Priester Blut mit dem Schwert der Gerechtigkeit, und empfängt dieses Schwert in Frankreich von der Hand eines andern Priesters, der mitten in Italien wohnt.

Dieser Proces beweist deutlich genug, daß das Leben der Unglüklichen von der Begierde abhängt, den Mächtigen zu gefallen. Alle Handlungen des Marechals mussten untersucht werden. Man entdekte einige Misbräuche in der Führung seines Kommando's, einige unerlaubte aber gewöhnliche Unterschleife, die theils von ihm, theils von seinen Bedienten, vor langer Zeit, bei Erbauung der Citadelle von Verdün, waren gemacht worden.

Es ist erstaunlich, sagte er zu seinen Richtern, daß ein Mann von meinem

Range mit so vieler Strenge und Ungerechtigkeit verfolgt wird. Der ganze Prozes betrift nichts, als Heu, Stroh, Steine und Kalk.

Unterdessen ward dieser mit Wunden bedekte General, nach vierzigjährigen Diensten, 1632.
unter eben dem Könige, zum Tode verurtheilt, der dreissig rebellischen Unterthanen Belohnungen verwilligt hatte.

Während der ersten Instruktionen dieses sonderbaren Processes, lässt der Kardinal dem Beringhen anbefelen, das Königreich zu räumen. Er lässt alle diejenigen in Verhaft nemen, die ihm hatten schaden wollen, oder die er in Verdacht hatte.

Alle diese Grausamkeiten, und zu gleicher Zeit alle diese Züge von Kleinheit und Rachgier, schienen sich gar nicht für einen grossen Geist zu schikken, der sich mit der Entscheidung des Schiksals von Europa beschäftigte.

Er schlos damals mit Gustav Adolphen den Traktat, welcher den Thron des Kaisers Ferdinand's des II. erschüttern sollte. Es kostete Frankreich nicht mehr, als ein für allemal dreimalhunderttausend Livres damaligen Geldes, und jährlich zwölfmalhunderttausend,

um Teutschland zu entzweien, und zwei auf einander folgende Kaiser, bis zum Westphälischen Frieden zu unterdrükken, und Gustav Adolph fing schon den Lauf seiner Siege an, welche dem Französischen Reich alle Musse gaben, seine eigne Grösse ungehindert zu bauen.

Der Französische Hof hätte damals, durch die Unruhen andrer Nationen, ruhig werden müssen. Aber der Minister hatte nicht Mässigung genug, sondern zog sich allgemeinen Has zu, und machte seine Feinde unversöhnlich. Der Herzog von Orleans Gaston, des
1632. Königs Bruder, entflieht vom Hofe, und begiebt sich in seine Appanage nach Orleans, und von da nach Lothringen, und betheuert, daß er nicht eher in das Königreich zurükkehren wolle, als bis der Kardinal, seine Verfolger, und der Verfolger seiner Mutter, vom Regierungsruder entfernt wäre.

Richelieu lässt darauf Gaston's sämmtliche Freunde, durch ein Staatsratsarret für Majestätsbeleidiger erklären. Das Arret wird dem Parlamente zugefertigt. Die Stimmen waren getheilt. Der König, den diese Stimmentheilung verdros, beschied das Parlament auf das Louvre. Es erschien zu Fus, und

redete knieend. Sein Verfahren ward, in seiner Gegenwart, zerrissen, und drei von den vornemsten Mitgliedern mit der Verweisung bestraft.

Der Kardinal de Richelieu lies es nicht dabei bewenden, sein von nun an mit der Königlichen Gewalt innigst verbundnes Ansehn zu unterstüzen; sondern nam auch, nachdem er den präsumtiven Kronerben gezwungen hatte, den Hof zu verlassen, keinen Anstand mehr, die Königin Maria de' Medici in Verhaft nemen zu lassen. Dies war ein misliches Unternemen, seitdem der König seine Reue darüber bezeigt hatte, daß er sich an seiner Mutter vergangen, und sie einem Günstlinge aufgeopfert hatte.

Der Kardinal verstekte sich hinter das Interesse des Staats, um die Stimme des Bluts zum Schweigen zu bringen, und sezte die Triebräder der Religion in Bewegung, um die Gewissenszweifel zu beruhigen. Bei dieser Gelegenheit besonders bediente er sich des Kapuziners Joseph du Tremblay, eines Mannes, der, in seiner Art, eben so einzig war, als Richelieu selbst, eines listigen Schwärmers, der bald den Fanatiker, und bald den

Betrüger, spielte, und der, zu gleicher Zeit, einen Kreuzzug gegen den Türken veranstalten, die Nonnen vom Calvariberge stiften, Verse machen, mit allen Höfen unterhandeln, und sich zum Purpur, und zur Ministerwürde, emporschwingen wollte.

Dieser Mann ward zu einem der geheimen Gewissenkonseils zugelassen, die man erfunden hat, um, mit unverleztem Gewissen, Böses zu thun, und stellte dem Könige vor, er könnte und müsste, ohne Gewissensbisse, seine Mutter ausser Stand sezen, sich seinem Minister zu widersezen.

Der Hof hielt sich damals zu Compiegne auf. Der König reist ab, und lässt seine Mutter daselbst von Wachten umgeben, die sie in Verhaft nemen. Ihre Freunde, ihre Kreaturen, ihre Bedienten, ihr Arzt sogar, werden in die Bastille, und in andre Gefängnisse, gebracht. Die Bastille war immer voll unter diesem Ministerium. Der Marechal de Bassompierre ward auf die ganze Lebenszeit des Ministers, in dieselbe eingesperrt, blos weil er im Verdacht war, es mit dem Kardinal nicht gut zu meinen.

Im Febr. 1631.

Von

Von dem Augenblik an sah Marie ihren Sohn, und das von ihr verschönerte Paris, nicht wieder. Diese Stadt hatte ihr den Pallast Luxembourg, die des alten Roms würdige Wasserleitungen, und den öffentlichen Spaziergang zu danken, der noch jezt den Namen der Königin führt. Immer Günstlingen aufgeopfert, brachte sie den Rest ihrer Tage in freiwilliger, aber kränkender, Verbannung zu. Die Wittwe Heinrich's des Grossen, die Mutter eines Königs von Frankreich, die Schwiegermutter dreier Regenten, litt oft am Notwendigen Mangel. Der Grund alles dieses Gezänkes war, daß Ludwig der XIII. regiert sein musste, und es lieber von seinem Minister, als von seiner Mutter, sein wollte. Im Juli 1631.

Diese Königin, die so lange in Frankreich regiert hatte, ging anfänglich nach Brüssel, und aus diesem Zufluchtsort rief sie ihren Sohn an. Sie fordert Gerechtigkeit von den Gerichtshöfen des Königreichs gegen ihren Widersacher. Sie schikt eine Bittschrift an das Pariser Parlament, dessen Gegenvorstellungen sie so oft, zur Zeit ihrer Regentschaft, verworfen, und es angewiesen hatte, sich blos um seine Processe zu bekümmern. So ändert

sich die Denkungsart mit dem Wechsel des Glüks.

Ihre noch jezt vorhandne Bittschrift lautet so: Marie, Königin von Frankreich und Navarra, bringt klagend an, daß sie, seit dem 23. Februar, auf dem Schlosse zu Compiegne, in Verhaft genommen worden, ohne daß eine Klage wider sie eingebracht, noch einiger Verdacht wider sie erregt worden, u. s. w.

Alle ihre wiederholte Klagen gegen den Kardinal wurden selbst dadurch geschwächt, daß sie zu heftig waren, und daß diejenigen, die sie aufsezten, ihren Groll in den Schmerz der Königin mischten, und den wahren Beschuldigungen zu viel falsche beifügten. Kurz, durch das Klagen über ihr Unglük machte sie es nur noch grösser.

Statt aller Antwort auf die von der Königin, wider den Minister, eingereichte Kla-
1631. gen, lässt dieser sich zum Herzog und Pair, und zum Gouverneur von Bretagne, erklären. Alles glükte ihm im Lande, in Italien, in Teutschland, und in den Niederlanden.

Giulio Mazarini, Päbstlicher Minister in der Angelegenheit von Mantua, war, durch die glükliche Geschiklichkeit seiner Unterhandlungen, Minister von Frankreich geworden, und legte dadurch, daß er dem Kardinal Richelieu diente, ohn' es vorherzusehn, den Grund zu dem Glük, welches ihn zum Nachfolger dieses Ministers bestimmte. Mit Savoyen war eben ein vortheilhafter Traktat zu Stande gekommen, kraft dessen es Pignerol auf ewig an Frankreich abtrat.

In der Gegend der Niederlande machte der, mit Französischem Gelde unterstüzte, Prinz von Oranien Erobrungen gegen die Spanier, und die geheimen Verständnisse des Kardinals erstrekten sich bis nach Brüssel.

In Teutschland legte das ausserordentliche Waffenglük Gustav Adolph's, den Diensten des Kardinals in Frankreich noch einen höhern Wert bei. Kurz, alles Glük seiner Ministerschaft benam allen seinen Feinden die Macht, ihm zu schaden, und lies seiner Rachsucht, die das Wohl des Staats zu rechtfertigen schien, freien Lauf.

Er errichtet eine Justizkammer, wo alle Anhänger der Mutter und des Bruders des

Königs verurtheilt werden. Die Liste der Verbannten ist ungeheuer. Man erblikt alle Tage neue Galgen, mit den Bildnissen der Personen beiderlei Geschlechts behangen, welche Gaston und der Königin gefolgt waren, oder ihnen mit ihrem Rat beigestanden hatten. Man untersuchte sogar gegen Aerzte und Nativitätsteller, welche gesagt hatten, daß der König nicht lange mehr leben würde, und zwei wurden auf die Galeren geschikt.

Endlich wurden die Güter und das Witthum der Königin Mutter konfiscirt. Sie
1631. schrieb an ihren Sohn: Euch will ich das Einziehn meines Vermögens, und das darüber aufgenommne Inventarium, als wenn ich gestorben wäre, nicht beimessen; es lässt sich nicht denken, daß Ihr derjenigen den Unterhalt entziehen solltet, die Euch das Leben gab.

Das ganze Land murrte, aber fast Niemand wagte es, seine Stimme zu erheben. Die Furcht hielt diejenigen zurük, welche die Partei der Königin Mutter, und des Herzogs von Orleans, nemen konnten. Es war fast Niemand vorhanden, als der Marechal,

Herzog de Montmorenci, Gouverneur von Languedoc, welcher glaubte, dem Glük des Kardinals Troz bieten zu können; er schmeichelte sich, das Haupt einer Partei zu sein.

Aber sein hoher Mut reichte für diese gefärliche Rolle nicht hin; er war nicht Herr von seiner Provinz, wie Lesdiguieres vom Delphinat gewesen war. Seine Verschwendungen hatten ihn ausser Stand gesezt, Diener genug zu erkaufen. Sein Hang zu Vergnügungen erlaubte ihm nicht, sich ganz den Geschäften zu widmen. Mit Einem Worte, um Parteihaupt zu sein, musste eine Partei vorhanden sein, und er hatte keine.

Gaston schmeichelte ihm mit dem Titel eines Rächers der Königlichen Familie. Man rechnete auf einen ansehnlichen Beistand von Seiten des Herzogs Karl's des IV. von Lothringen, mit dessen Schwester Gaston sich vermält hatte. Aber dieser Herzog konnte sich selbst nicht gegen Ludwig den XIII. vertheidigen, der sich damals eines Theils seiner Staaten bemächtigte.

Der Spanische Hof lies Gaston auf eine Armee in den Niederlanden, und im Trier-

schen, hoffen, die er nach Frankreich führen sollte; und er konnte kaum zwei oder dreitausend Teutsche Reiter zusammenbringen, die er nicht zu besolden vermochte, und die lediglich vom Raube lebten.

Sobald er mit dieser Hülfe in Frankreich erschiene, sollte sich alles Volk zu ihm schlagen, und es war keine einzige Stadt auf dem ganzen Wege, die sich zu seinem Besten regte, von den Grenzen der Franche-Comté an, bis zu den Provinzen an der Loire, ja bis nach Languedoc.

Er hofte, der Herzog d'Epernon, der ehemals das ganze Königreich durchkreuzt hatte, um die Königin, seine Mutter, zu befreien, und ihrentwegen einen Krieg ausgestanden, und Frieden geschlossen hatte, würde sich jezt für eben diese Königin, und für einen ihrer Söhne, als den mutmaslichen Erben des Königreichs, wider einen Minister erklären, dessen Stolz dem Stolze des Herzogs d'Epernon so oft weh gethan hätte.

Auch dieses wirklich grosse Hülfsmittel schlug fehl. Der Herzog d'Epernon hatte sich beinahe zu Grunde gerichtet, um der Königin Mutter beizustehn, und beklagte sich

daß sie ihn vernachlässigte, nachdem er ihr so grosse Dienste geleistet hätte. Er hasste den Kardinal mehr, als jemand, fing aber an, ihn zu fürchten.

Der Prinz de Condé, der gegen den Marechal d'Ancré gefochten hatte, war weit davon entfernt, sich gegen Richelieu zu erklären. Er beugte sich unter dem Genie dieses Ministers, beschäftigte sich einzig und allein mit der Sorge, sein Glük zu machen, und trachtete nach dem Kommando der Truppen, jenseits der Loire, gegen seinen Schwager Montmorenci. Der Graf de Soissons hatte einen noch ohnmächtigen Has gegen den Kardinal, und durfte nicht laut werden.

Gaston sahe sich verlassen, weil er nicht stark genug war, und durchkreuzte das Königreich, mehr als ein von fremden Räubern begleiteter Flüchtling, als in der Gestalt eines Prinzen, welcher kam, um einen König zu bekriegen. Endlich kommt er in Languedoc an. Der Herzog de Montmorenci hatte daselbst, auf seine Kosten, und mittelst grosser Versprechungen, sechs bis siebentausend Mann zusammengeraft, welche damals eine Armee ausmachten.

Die Uneinigkeit, welche sich immer bei den Parteien einfindet, schwächte Gaston's Macht, sobald sie wirken konnte. Der Herzog d'Elbeuf, des Prinzen Günstling, wollte das Kommando mit dem Herzoge de Montmorenci theilen, der alles gethan hatte, und sich in seinem Gouvernement befand.

Das Treffen bei Castelnaudari fing mit Vorwürfen zwischen Gaston und Montmorenci an. Dieser Vorfall kann kaum ein Treffen genannt werden. Es war nur eine Schlägerei, oder ein Scharmüzel, wo der Herzog, mit einigen Herren von der Partei, auf ein kleines Detaschement von der Königlichen Armee anprellte, welche von dem Marechal von Schomberg kommandirt ward.

Den 1sten Sept. 1632.

Es mochte nun natürliche Hize sein, oder Unwille und Verzweiflung, oder auch Ueberladung mit Wein, welche damals nur gar zu gewöhnlich war; genug, der Herzog sezte über einen breiten Graben, wo ihm nur fünf bis sechs Personen folgten; das war die Art der alten Ritterschaft, aber nicht eines Generals. Nachdem er in die feindlichen Glieder eingedrungen war, fiel er, von häufigen Wunden bedekt, und ward, im Angesichte Gaston's,

und seiner kleinen Armee, gefangen genommen, die nicht die geringste Bewegung machte, ihm zu Hülfe zu eilen.

Gaston war nicht der Einzige, bei diesem Vorfall gegenwärtige Sohn Heinrich's des IV. Der Graf von Moret, ein natürlicher Sohn dieses Monarchen, und des Fräuleins de Beuil, wagte sich mehr, als der rechtmässige Sohn. Er wollte den Herzog de Montmorenci nicht verlassen, und ward, ihm zur Seite, getödtet. Dies ist eben der Graf von Moret, den man in der Folge wieder auferstehn lies, und von dem man behauptete, er wäre lange Zeit ein Einsiedler gewesen. Eine elende Fabel, die man diesen tragischen Begebenheiten einmischte!

In dem Augenblik, da Montmorenci gefangen ward, lies Gaston den Mut sinken, und die Armee, die Montmorenci ganz allein ihm verschaft hatte, zerstreute sich.

Es blieb diesem Prinzen nun nichts weiter übrig, als sich zu unterwerfen. Der Hof fertigt den Staatsrat und Generalfinanzkontrolleur Bullion an ihn ab, der ihm die Begnadigung des Herzogs de Montmorenci verspricht. Inzwischen sezte der König diese

Begnadigung, in dem Traktate, den er mit seinem Bruder machte, oder vielmehr in der Amnestie, die er ihm bewilligte, nicht fest. Es ist nicht gros gehandelt, wenn man Unglükliche und Schwächere betrügt; aber der Kardinal bestand einmal darauf, den Prinzen durch alle ersinnliche Mittel zu erniedrigen, und de Montmorenci'n aus dem Wege zu räumen. Gaston selbst versprach, in einem Artikel des Traktats, den Kardinal de Richelieu zu lieben.

Das tragische Ende des Marechals Herzogs de Montmorenci ist bekannt. Seine Todesstrafe war gerecht, da es die Hinrichtung des Marechals de Marillac nicht gewesen war. Aber der Tod eines so hofnungsvollen Mannes, der Schlachten gewonnen hatte, und der durch seine überaus grosse Tapferkeit, seine Grosmut, und seine Annemlichkeiten, dem ganzen Lande wehrt geworden war, machte den Kardinal verhasster, als der Tod des Marechals de Marillac.

Man schreibt, als er in das Gefängnis gebracht worden, habe man, an seinem Arm, ein Armband, mit dem Bildnisse der Königin Anne von Oestreich, gefunden. Dieser be-

sondre Umstand ist bei Hofe niemals bezweifelt worden, und ganz dem Geiste der Zeit angemessen.

Die Frau de Motteville, die Vertraute dieser Königin, gesteht in ihren Nachrichten, daß der Herzog de Montmorenci, so wie Buckingham, sich damit gerühmt habe, von ihren Reizen gefesselt zu sein. Er hatte blos den *Galeandar* der Spanier vorgestellt, — etwas Aehnliches von dem *Cicisbeo* der Italiener, — ein Ueberrest aus den Zeiten der Ritterschaft; dies war aber nicht vermögend, die Strenge Ludwig's des XIII. zu mildern.

Montmorenci vermachte, eh' er zum Tode ging, dem Kardinal ein berühmtes Gemälde von Caraccio. Dies war dem Geiste der Zeit nicht angemessen, sondern ein fremder, von der Annäherung des Todes eingegebner, Gedanke, den einige für Christlichen Heldenmut, andre für Schwachheit, ausgaben. Den 30sten Okt. 1632.

Der Prinz, der nur nach Frankreich gekommen zu sein schien, um seinen Freund und Vertheidiger auf das Blutgerüst zu liefern, und mit dem es so weit gekommen war, daß er es für eine Gnade ansehn musste, wenn Den 1sten Nov. 1632.

er blos verbannt ward, auch für seine Freiheit fürchtete, verlässt abermals das Königreich, und geht zu den Spaniern, und zu seiner Mutter nach Brüssel.

Unter einem andern Ministerium hätte eine Königin, ein zu den Feinden des Staats geflüchteter mutmaaslicher Kronerbe von Frankreich, das Misvergnügen aller Stände des Königreichs, und hundert Familien, welche Blut zu rächen hatten, bei den neuen Umständen, worin sich Europa befand, das Königreich zerreissen können. Gustav Adolph, die Geissel des Oestreichischen Hauses, verlor damals, mitten in seinem Siege
Den 16ten Novb 1632. bei Lüzen, unweit Leipzig, das Leben, und der Kaiser, der diesen Feind los war, konnte, nebst Spanien, nun Frankreich erdrükken. Aber die Schweden, welches noch nie geschehen war, erhielten sich in einem fremden Lande, nach dem Tode ihres Hauptes.

Teutschland war eben so unruhig, eben so blutig, als vormals, und Spanien ward alle Tage schwächer. Jede Kabale musste also unter der Gewalt des Kardinals erdrükt werden. Indessen ging kein Tag, ohne Intriken und Faktionen, vorüber. Er selbst gab, durch geheime Schwachheiten, die sich immer unvermerkt in

grosse Angelegenheiten mischen, und, troz allen Mänteln, die man ihnen umhängt, die Kleinheiten der Grösse aufdekken, Anlas dazu.

Man behauptet, die Herzogin de Chevreuse, die immer voller Intriken und noch schön war, verwikkelte den Kardinal, durch ihre Kunstgriffe, in die Leidenschaft, welche sie ihm einflössen wollte, und opferte ihn dem Siegelbewahrer Chateauneuf auf. Der Komthur de Jars, und andre, wussten um das Geheimnis.

Die Königin Anne, Ludwig's des XIII. Gemalin, hatte, bei dem Verlust ihres Einflusses, keinen andern Trost, als der Herzogin de Chevreuse denjenigen lächerlich machen zu helfen, den sie nicht stürzen konnte. Die Herzogin stellte sich, Neigung für den Kardinal zu haben, und spann Intriken an, in Erwartung seines Todes, den häufige Krankheiten so nahe prophezeihten, als man es wünschte. Eine schimpfliche Benennung, deren man sich, bei dieser Kabale, immer bediente, um den Kardinal zu bezeichnen, beleidigte ihn am meisten. *)

*) Die Königin Anne und die Herzogin nannten ihn *Cu pourri.*

Der Siegelbewahrer ward, ohne förmlichen Prozes, in das Gefängnis gesezt, weil man ihm keinen Prozes machen konnte. Der Komthur de Jars ward, nebst andern, die man beschuldigte, daß sie mit dem Bruder und der Mutter des Königs Verständnisse unterhielten, durch Kommissare verurtheilt, den Kopf zu verlieren. Der Komthur ward auf dem Schavott begnadigt; die andern aber hingerichtet.

Man verfolgte nicht blos die Unterthanen, die man beschuldigen konnte, daß sie es mit Gaston hielten; sondern der Herzog Karl der IV. von Lothringen ward auch ein Opfer. Ludwig der XIII. nam Nanci weg, und versprach, ihm seine Hauptstadt wiederzugeben, wenn ihm dieser Prinz seine Schwester Margrethe von Lothringen auslieferte, welche sich heimlich mit Ga-
1633. ston vermält hatte.

Diese Heurat war eine neue Quelle von Streitigkeiten und Zänkereien im Staat und in der Kirche. Diese Streitigkeiten konnten selbst dereinst eine grosse Staatveränderung nach sich ziehn. Es kam auf die Thronfolge an; und seit der Streitfrage über das Salische Gesez hatte man keine wichtigere abgehandelt, als diese.

Der König wollte, daß die Vermälung seines Bruders mit Margrethe'n von Lothringen für null und nichtig erklärt werden sollte. Gaston hatte nichts, als eine Tochter aus erster Ehe mit der Erbin des Hauses Montpensier. Wenn aber der mutmasliche Kronerbe auf seiner neuen Vermälung bestände, so wollte der König, daß der Prinz, der ihm etwa geboren würde, für unecht, und unfähig zu erben, erklärt werden sollte.

Das hies offenbar, alle Religionsgebräuche beleidigen. Da aber die Religion schlechterdings zu keinem andern Endzwek, als zum Besten der Staaten eingeführt sein kann, so ist es gewis, daß man ihre Gebräuche abschaffen mus, sobald sie schädlich, oder gefärlich, sind.

Die Vermälung des Prinzen war, in Gegenwart von Zeugen, gefeiert, von dem Vater und der ganzen Familie der Braut, gut geheissen, vollzogen, von den Parteien gerichtlich als gültig anerkannt, und vom Erzbischof von Malines feierlich bestätigt worden. Der ganze Römische Hof, und alle auswärtige Universitäten, betrachteten diese Verbindung als gültig und untrennbar; die Fakultät zu Löwen erklärte sogar in der Folge, daß es nicht

in des Pabstes Gewalt stände, sie aufzuheben, und erkannten sie für ein unauflösliches Sakrament.

Das Wohl des Staats verlangte, daß Prinzen vom Geblüt ihre Hand, ohne Einwilligung des Königs, nicht vergeben durften. Eben dieses Wohl des Staats konnte in der Folge von ihnen fordern, daß man die Frucht dieser für unrechtmässig erklärten Heurat für rechtmässig anerkennen sollte. Aber diese Gefahr war entfernt, und das nähere Interesse führte das Wort. Ueberdies war daran gelegen, daß der Kirche zum Troz, entschieden würde, daß ein solches Sakrament, wie die Ehe ist, aufgehoben werden müsse, wenn derjenige, der das Haupt der Familie vorstellt, nicht vorher seine Einwilligung dazu gegeben hat.

Im Sept. 1634. Ein vom Konseil ausgefertigtes Edikt that das, was Rom und die Kirchenversammlungen nicht würden gethan haben, und der König kam, mit dem Kardinal, in das Pariser Parlament, um das Edikt bestätigen zu lassen. Der Kardinal führte, bei diesem Lit de justice, das Wort, als Premierminister und Pair von Frankreich.

Eine

Eine Seele bekehren, sagte er, wäre mehr, als die Welt erschaffen; der König dürfte die Königin, seine Mutter, eben so wenig antasten, als die Bundeslade; und es ereigneten sich, bei grossen Krankheiten, niemals mehr, als zwei, oder drei, Rükfälle, wenn die edlen Theile nicht angegriffen wären.

Des Schlages ist fast die ganze Rede, und demungeacht noch immer eine der besten in der damaligen Zeit. Dieser falsche Geschmak, der so lange Zeit der herrschende war, benam dem Genie des Ministers nichts, und der Geist eines Staatsmanns hat sich immer mit falscher Beredsamkeit, und falschem Wiz, vertragen.

Die Vermälung des Prinzen ward feierlich aufgehoben; und selbst die Generalversammlung der Klerisei, im Jahr 1635, trat dem Edikte bei, und erklärte die, ohne des Königs Willen, vollzognen Heuraten der Prinzen vom Geblüt für null und nichtig. Rom aber bestätigte dieses Französische Staats- und Kirchengesez nicht.

Der Zustand des Königlichen Hauses ward für Europa problematisch. Wenn der mutmasliche Kronerbe auf seiner, in Frankreich verwor-

senen, Heurat bestand, so galten die aus dieser Ehe erzeugten Kinder in Frankreich für unecht, und hätten einen bürgerlichen Krieg erregen müssen, um Erben zu sein. Nam er eine andre Gemalin, so wurden die Kinder dieser neuen Ehe in Rom für Bastarde gehalten, und mussten gegen die Kinder der ersten Ehe einen bürgerlichen Krieg führen.

Allen diesen Weitläufigkeiten beugte die Standhaftigkeit des Prinzen vor. Dies war die einzige Gelegenheit, wobei er Standhaftigkeit zeigte; und der König willigte endlich, nach einigen Jahren, ein, die Gemalin seines Bruders anzuerkennen. Aber das Edikt, welches alle, ohne des Königs Einwilligung vollzogene, Heuraten der Prinzen vom Geblüt für null und nichtig erklärt, besteht noch immer in seiner völligen Kraft.

Diese Hartnäkkigkeit des Kardinals, den Bruder des Königs, bis in das Innerste seines Hauses zu verfolgen, ihm seine Gemalin zu nemen, seinen Schwager, den Herzog von Lothringen zu plündern, und die Königin Mutter in der Verbannung und im Mangel schmachten zu lassen, empört endlich die Anhän-

ger dieser Prinzen zu einem Komplot, den Kardinal aus dem Wege zu räumen.

Der Pater Chanteloube, Almosenier der Maria de' Medici, ward gerichtlich angeklagt, Meuchelmörder angestellt zu haben, wovon einer zu Mez gerädert ward. Diese Verbrechen waren sehr selten. Man hatte zwar öfter gegen Heinrich's des IV. Leben Verschwörungen gemacht; aber die grössten Feindschaften bringen auch nicht so viele Verbrechen hervor, als der Fanatismus.

Der Kardinal hatte nichts zu befürchten, weil er besser bewacht war, als Heinrich der IV. Er triumphirte über alle seine Feinde. Der unstäte und flüchtige Hof der Königin Marie, und des Prinzen, war noch immer in Streitigkeiten verwikkelt, welche auf Unglük und Faktionen zu folgen pflegen.

Der Kardinal de Richelieu hatte gegen mächtigere Feinde zu kämpfen. Er beschlos, troz allen geheimen Unruhen, welche das Innre des Landes in Gährung sezten, Frankreich's Macht und Ruhm auswärts fest zu gründen, und Heinrich's des IV. grossen Entwurf dadurch in's Werk zu richten, daß er das ganze Haus Oest-

reich in Teutschland, Italien und Spanien, öffentlich bekriegte.

Dieser Krieg machte ihn einem Herrn notwendig, der ihn nicht liebte, und bei welchem man oft im Begrif stand, ihn zu stürzen. Sein Ruhm war bei dieser Unternemung im Spiel. Die Zeit schien gekommen zu sein, Oesterreich's sinkende Macht niederzudrükken. Die Pikardie und Champagne waren Frankreich's Grenzen. Sie konnten weiter hinausgerükt werden, da die Schweden noch in Teutschland standen.

Die vereinigten Niederlande waren bereit, Spanien in Flandern anzugreifen, wenn Frankreich ihnen nur einigermaassen beistehn wollte. Dies waren die einzigen Bewegungsgründe zum Kriege gegen den Kaiser, der nicht eher, als durch den Westphälischen Frieden, sein Ende gewann, und zu dem Kriege gegen den König von Spanien, der noch lange nachher, bis zum Pyrenäischen Frieden dauerte. Alle andre Ursachen waren nur Vorwand.

Bisher hatte der Französische Hof, unter dem Namen eines Bundesgenossen von Schweden, und eines Friedensvermittlers im Teutschen Reich, von den Unruhen in Teutschland Nuzen zu ziehn gesucht. Die Schweden hatten eine

grosse Schlacht bei Nördlingen verlören. Ihre Niederlage selbst war Frankreich nüzlich; denn es machte sie dadurch von sich abhängig. Den 6ten Decb. 1634.

Der Kanzler Oxenstierna kam nach Compiegne, dem Glük des Kardinals zu huldigen, der von nun an die Angelegenheiten Teutschland's in Händen hatte, anstatt daß Oxenstierna sie bisher gelenkt hatte. Er macht zu gleicher Zeit einen Traktat mit den Generalstaaten, um im Voraus mit ihnen die Spanischen Niederlande zu theilen, die er leicht zu bezwingen hofte.

Ludwig der XIII. lies zu Brüssel, durch einen Herold, den Krieg ankündigen. Dieser Herold sollte dem Kardinalinfanten, Philipp's des III. Sohn, als Gouverneur der Niederlande, einen Fehdebrief überreichen. Man kann hierbei anmerken, daß dieser fürstliche Kardinal, nach der Gewohnheit damaliger Zeit, Armeen kommandirte. Er war einer von den Generalen gewesen, die die Schlacht bei Nördlingen, gegen die Schweden, gewannen.

Man sah, in diesem Jahrhunderte, die Kardinäle de Richelieu, de la Valette, und de Sourdis, den Küras tragen, und an der Spize der Truppen einherziehn. Alle diese Gewohnhei-

ten sind abgekommen. Die Kriegserklärung durch einen Herold ward, nach der Zeit, nicht wiederholt. Man begnügte sich, den Krieg zu Hause bekannt zu machen, ohne ihn seinen Feinden besonders bekannt machen zu lassen.

Der Kardinal de Richelieu zog auch noch den Herzog von Savoyen, und den Herzog von Parma, in dieses Bündnis. Besonders versicherte er sich des Herzogs Bernhard von Weimar dadurch, daß er demselben jährlich vier Millionen Livres gab, und ihm die Landgrafschaft Elsas versprach.

Keine einzige Begebenheit traf so ein, wie die Staatsklugheit sie berechnet hatte. Der Elsas, den Bernhard besizen sollte, fiel lange nachher in Frankreich's Hände, und Ludwig der XIII., welcher die Spanischen Niederlande, in einem einzigen Feldzuge, mit den Holländern theilen sollte, verlor seine Armee, und war im Begrif, die ganze Pikardie ein Raub der Spa-
16[illegible]. nier werden zu sehn. Sie hatten Corbie weggenommen. Der Kaiserliche General, Graf von Galas, und der Herzog von Lothringen, standen schon bei Dijon. Die Französischen Waffen waren anfänglich von allen Seiten unglüklich. Man musste alle Kräfte anstrengen,

um nur denenjenigen zu widerstehen, die man so leicht niederzuwerfen gehoft hatte.

Kurz, der Kardinal stand bald auf dem Punkt, durch eben diesen Krieg unglüklich zu werden, den er, zu seiner Ehre, und zu Frank-reich's Grösse, angesponnen hatte. Der schlechte Lauf der öffentlichen Angelegenheiten vermin-derte, eine Zeit lang, seine Macht am Hofe. Gaston, dessen Leben eine beständige Ebbe und Flut von Zänkereien und Aussöhnungen mit dem König seinem Bruder war, war nach Frank-reich zurükgekommen, und der Kardinal war genötigt, das Kommando der Armee diesem Prinzen und dem Grafen de Soissons zu über-lassen, welcher Corbie wieder einnam. 1636.

Er sahe sich nun der Rachsucht dieser beiden Prinzen blos gestellt. Es war damals, wie wir schon angeführt haben, die Zeit der Zusammen-verschwörungen, wie der Duelle. Eben die Per-sonen, welche, in der Folge, mit dem Kardinal von Rez, die ersten Unruhen der Fronde an-stifteten, und die Barrikaden veranstalteten, namen, von diesem Augenblik an, jede Gelegen-heit wahr, diesen Faktionsgeist, der sie verzehrte, in Uebung zu sezen. Gaston, und der Graf de Soissons willigten in alles, was sie gegen den

Kardinal unternemen würden. Es ward beschlossen, ihn bei dem Könige selbst zu ermorden; aber der Herzog von Orleans, der immer alles nur halb that, ward von Schrekken über das Verbrechen ergriffen, und gab das Zeichen nicht, welches die Verschwornen verabredet hatten.

Die Kaiserlichen wurden aus Bourgogne, und die Spanier aus der Pikardie, vertrieben. Der Herzog von Weimar war im Elsas glüklich, und bemächtigte sich beinahe dieser ganzen Landgrafschaft, welche Frankreich ihm garantirt hatte. Nach mehreren glüklichen Vorfällen, rettete endlich das Glük, welches das Leben des Kardinals aus so vielen Zusammenverschwörungen gerettet hatte, auch seinen Ruhm, der blos von dem glüklichen Ausgange abhing.

Diese Begierde nach Ruhm machte auch, daß er das Gebiet der schönen Wissenschaften und Künste zu erweitern suchte, selbst zu der Zeit, da die öffentlichen Angelegenheiten sowohl, als seine eigne, in der entscheidendsten Gährung standen, und mitten unter den Nachstellungen
1637. auf sein Leben. Er errichtete, gerade zu dieser Zeit die Französische Akademie, und gab, in sei-

nem Pallaste Schauspiele, an welchen er selbst zuweilen arbeitete.

Sobald die Gefahr vorüber war, nam er sein herrisches Wesen, und seinen strengen Stolz wieder an. Denn auch grade zu dieser Zeit zettelte er die ersten Unruhen in England an, und schrieb an den Grafen d'Estrades das Handbriefchen, welches der Vorbote von Karl's des I. Unglük war: Ehe ein Jahr vorübergeht, wird der König von England sehn, daß man mich nicht verachten mus.

Als die Belagerung von Fuenterabia von dem Prinzen von Condé aufgehoben, die Ar- 1638.
mee desselben geschlagen war, und der Herzog de la Valette angeklagt ward, daß er dem Prinzen de Condé nicht zu Hülfe gekommen sei, lies er den ausgetretnen la Valette durch eine Kommission richten, wobei der König selbst den Vorsiz führte. Dies war der alte Gebrauch der Pairschaft, als die Könige noch lediglich als Häupter der Pairs betrachtet wurden. Bei einer blos monarchischen Regierung aber lenkte die Gegenwart und die Stimme des Landesherrn zu sehr die Meinung der Richter.

Dieser von dem Kardinal erregte Krieg ge-
1638 wann nicht eher ein glükliches Ansehn, als bis der Herzog von Weimar endlich einen vollständigen Sieg erfochten hatte, worin er vier Kaiserliche Generale gefangen bekam, er sich in Freiburg und Breisach festsezte, und das Oestreich-Spanische Haus, durch die einzige glükliche Verschwörung damaliger Zeit, Portugal verloren hatte, und gegen das Ende des Jahrs 1640 noch Catalonien, durch offenbaren Aufruhr, einbüsste.

Ehe aber das Glük alle diese ausserordentliche Begebenheiten, zu Gunsten Frankreich's, hervorbrachte, war das Land seinem Untergang nahe, und die Truppen fingen schon an, schlecht besoldet zu werden.

Grotius, der Schwedische Gesandte zu Paris, sagt, daß die Finanzen schlecht verwaltet wurden. Er hatte wohl Recht, denn der Kardinal sahe sich, einige Zeit nach dem Verlust von Corbie, genötigt, vierundzwanzig neue Parlamentsräte, und einen Präsidenten, zu machen. Man hatte gewis keiner neuen Richter nötig, und es war schimpflich, daß man dergleichen machte, um aus dem Verkauf dieser Stellen etwas Geld zu ziehn. Das Parlament

beschwerte sich darüber. Der Kardinal, statt aller Antwort, lies fünf Räte, die sich, als freie Menschen, beschwert hatten, in Verhaft nemen. Alles, was sich ihm am Hofe, im Parlament, oder bei den Armeen, widersezte, fiel in Ungnade, ward verbannt, oder kam in's Gefängnis.

Daß sich nur zwanzig Personen fanden, welche die neuen Parlamentsstellen kauften, ist eine Bemerkung, die nicht viel sagen will; aber man lernt den Geist der Menschen, und besonders der Franzosen kennen, wenn man vernimmt, daß diese neue Mitglieder lange Zeit der Gegenstand des Abscheues und der Verachtung des ganzen Corps waren, und daß, in dem Kriege der Fronde, jeder derselben funfzehntausend Livres erlegen musste, um, durch diesen Beitrag zu einem Kriege gegen die Regierung, sich das Wohlwollen ihrer Mitglieder zu erkaufen. Ferner, daß sie, wie wir hernach sehn werden, davon den Ekelnamen Quinze-Vingt bekamen, und endlich, daß in unsern Tagen, als man die überflüssigen Räte abschaffen wollte, das Parlament, welches über die Einführung überzäliger Mitglieder geschrieen hatte, über die Abschaffung derselben ein eben so grosses Geschrei erhob. So werden die nemlichen Dinge, je nach-

dem die Zeiten sind, gut oder böse aufgenommen; und so beklagt man sich oft über die Heilung eben so sehr, als über die Verwundung.

Ludwig der XIII. musste immer einen Vertrauten, oder sogenannten Favoriten haben, der ihn, in seinen finstern Launen aufheiterte, und in dessen Busen er seinen Kummer ausschütten konnte. Der Herzog de Saint-Simon bekleidete diese Stelle; weil er aber gegen den Kardinal nicht Schonung genug bewiesen hatte, ward er vom Hofe entfernt, und nach Blayes verwiesen.

Der König hatte zuweilen dauernde Liebesintriken. Er liebte das Fräulein de la Fayette, eine Hofdame der regierenden Königin, wie ein schwacher, mit Gewissenszweifeln geplagter, und nicht sonderlich wollüstiger, Mensch nur immer lieben kann. Der Jesuit Caussin, des Königs Beichtvater, begünstigte diese Verbindung, welche dazu dienen konnte, die Zurükberufung der Königin Mutter zu bewirken.

Das Fräulein de la Fayette lies sich vom Könige lieben, und stand dabei mit beiden Königinnen, wider den Kardinal, im Ver-

ständnis. Aber der Minister überwog die Mätresse und den Beichtvater, wie er beide Königinnen überwogen hatte. Das Fräulein de la Fayette ward furchtsam gemacht, und musste sich in ein Kloster begeben, und bald 1637. nachher ward der Beichtvater Caussin in Verhaft genommen, und nach Niederbretagne verbannt.

Eben dieser Jesuit Caussin hatte Ludwigen dem XIII. den Rat gegeben, das Königreich unter den Schuz der heiligen Jungfrau zu geben, um die Liebe des Königs, und des Fräuleins de la Fayette, zu heiligen, welche nur als ein Herzensbündnis betrachtet ward, woran die Sinne sehr wenig Antheil hatten.

Der Rat ward befolgt, und der Kardinal de Richelieu brachte, in dem folgenden Jahre, diesen Gedanken zur Wirklichkeit, unterdessen, daß Caussin zu Quimpercorentin die besondre Zuneigung der heiligen Jungfrau gegen das Königreich Frankreich in elenden Versen besang. Da nun Maria auch die Schuzheilige des Hauses Oestreich war, so würde, ohne die Protestantischen Waffen der Schweden, und des Herzogs von Weimar, die heilige

Jungfrau vermutlich sehr unschlässig gewesen sein.

Die Herzogin Christine von Savoyen, Heinrich's des IV. Tochter, des Ludwig Amadeus Wittwe, und Regentin von Savoyen, hatte auch einen Jesuiten zum Beichtvater, der an diesem Hofe Kabalen machte, und seine Beichttochter gegen den Kardinal de Richelieu aufhezte. Der Minister zog seine Rache, und das Interesse des Staats, dem Völkerrechte vor, und trug kein Bedenken, diesen Jesuiten, in den Staaten der Herzogin, aufheben zu lassen.

Wir müssen hier anmerken, daß wir nie in der Geschichte irgend eine Unruhe, oder Intrike, am Hofe finden werden, wobei nicht die Beichtväter der Könige im Spiel gewesen wären, und daß sie auch oft in Ungnade gefallen sind. Ein Fürst ist schwach genug, seinen Beichtvater in Angelegenheiten des Staats um Rat zu fragen, (und das ist das Schlimmste bei der Ohrenbeichte). Der Beichtvater, der fast allemal von einer, oder der andern, Faktion ist, bemüht sich, seinem Beichtsohn diese Faktion, als den Willen Gottes vorzustellen. Der Minister bekommt bald Nachricht davon, der Beichtvater

wird bestraft, und man nimmt einen andern, der eben diese Kunstgriffe anwendet.

Die Intriken am Hofe, und die Kabalen, gehn immer ihren Gang fort. Die Königin Anne von Spanien, die wir Anne von Oestreich nennen, wird wie eine Verbrecherin behandelt, weil sie an die Herzogin de Chevreuse 1637. geschrieben hat, die des Kardinals Feindin und geflüchtet war. Ihre Papiere werden durchsucht, und sie mus vor dem Kanzler Seguier ein Verhör ausstehn. Von einem solchen Kriminalprozes hatte Frankreich noch kein Beispiel.

Alle diese zusammengedrängte Züge vollenden die Schilderung dieser Ministerschaft. Der nemliche Mann schien dazu bestimmt, über die ganze Familie Heinrich's des IV. zu herrschen, die Wittwe desselben bis in auswärtige Länder zu verfolgen, seinen Sohn Gaston zu mishandeln, gegen seine Tochter, die Königin von England, Parteien aufzuhezen, sich über seine zweite Tochter, die Herzogin von Savoyen, zum Herrn aufzuwerfen, Ludwig den XIII. endlich zu demütigen, indem er ihn zu einem mächtigen Fürsten machte, und seine Gemalin zittern zu machen.

So bracht' er die ganze Zeit seiner Ministerschaft damit zu, Has zu erwekken, und sich zu rächen, und man erlebte fast in jedem Jahre Rebellionen und Bestrafungen. Die Empörung des Grafen de Soissons war die gefärlichste; er ward von dem Herzoge de Bouillon, dem Sohne des Marechals, unterstüzt, der ihn in Sedam aufnam, und von dem Herzoge de Guise, einem Enkel des Guise mit der Narbe, der, mit dem Mute seiner Voraltern, auch ihr Glük zu verbinden glaubte; endlich auch von dem Gelde des Königs von Spanien, und seinen Niederländischen Truppen. Dies war also kein Versuch auf's Geratewohl, wie Gaston gemacht hatte.

Der Graf de Soissons und der Herzog de Bouillon hatten eine gute Armee, und wussten, sie anzuführen. Zu noch grössrer Sicherheit sollte der Kardinal, unterdessen, daß diese Armee anrükte, ermordet und Paris zum Aufruhr gebracht werden. Der Kardinal de Rez, der noch sehr jung war, machte, bei diesem Komplot, sein Probestük in der Verschwörungskunst. Der Sieg, welchen der Graf de Soissons
1631. bei Sedan, über die Königlichen Truppen erfocht, musste den Verschwornen Mut

machen; aber der Tod dieses Prinzen, der in der Schlacht blieb, zog abermals den Kardinal aus dieser neuen Gefahr.

Dies war das einzige Mal, daß er nicht Macht genug hatte, zu strafen. Von der Verschwörung gegen sein Leben wusst' er nichts, und die rebellische Armee war siegreich. Er musste mit dem Herzog de Bouillon unterhandeln, der im Besiz von Sedan war. Der einzige Herzog de Guise, eben derselbe, der in der Folge Neapel einnam, ward von dem Pariser Parlament in Kontumaz verurtheilt.

Der am Hofe zu Gnaden angenommne, und mit dem Kardinal zum Schein ausgesöhnte, Herzog de Bouillon gab eine eidliche Versicherung von seiner Treue, und zettelte, zu gleicher Zeit, eine neue Verschwörung an. Weil alles, was sich dem Könige näherte, den Minister hasste, und der König immer einen Favoriten haben musste, so hatte Richelieu selbst ihm den jungen d'Efiat Cinq-Mars gegeben, damit er seine eigne Kreatur bei dem Monarchen hätte. Dieser schnell zum Oberstallmeister gestiegne junge Mann, wollte eine Stelle im Konseil haben, und der Kardinal, der das nicht

zugeben wollte, bekam, von Stund an, an demselben einen unversöhnlichen Feind.

Was dem Cinq-Mars am meisten zur Verschwörung Mut machte, war der König selbst. Dieser war oft unzufrieden mit seinem Minister, dessen Stolz und herrisches Wesen, und dessen Verdienste sogar, ihn beleidigten, vertraute oft seinen Kummer seinem Günstling, den er lieber Freund nannte, und sprach von Richelieu mit so vielem Unwillen, daß Cinq-Mars dadurch Mut bekam, ihm, mehr als einmal, den Vorschlag zu thun, er wolle den Kardinal umbringen. Dies ist durch einen Brief bewiesen, den Ludwig der XIII. selbst an den Kanzler Seguier schrieb.

Eben dieser König war hernach so unzufrieden mit seinem Günstling, daß er ihn oft von sich verbannte; so, daß Cinq-Mars bald Ludwig den XIII. und den Kardinal de Richelieu, einen wie den andern, haßte. Er hatte schon Verständnisse mit dem Grafen de Soissons gehabt; diese sezte er mit dem Herzog de Bouillon fort, und Gaston, der sich, nach seinen mislungnen Unternemungen, auf seinen Appanagegütern zu Blois ruhig hielt, dieser Unthätigkeit aber überdrüssig, und von

seinen Vertrauten aufgehezt ward, trat dem Komplot bei. Jedes Komplot, das man anzettelte, hatte den Tod des Kardinals zum Hauptendzwek, und doch ward dieses so oft unternommne Vorhaben nie ausgeführt.

Ludwig der XIII. und Richelieu, welche beide schon mit einer Krankheit behaftet wa- 1642.
ren, die gefärlicher war, als die Zusammenverschwörungen, und sie auch bald in's Grab legte, marschirten nach Roussillon, um diese Provinz dem Hause Oestreich vollends zu entreissen. Der Herzog de Bouillon, dem man keine Armee hätte zu kommandiren geben müssen, da er erst kürzlich gegen die Königlichen Truppen gefochten hatte, kommandirte doch eine in Piemont gegen die Spanier, und grade zu dieser Zeit unterhielt er eine Verschwörung mit dem Prinz Gaston und mit Cinq-Mars.

Die Verschwornen machten mit dem Herzog d'Olivarez einen Traktat, vermöge dessen eine Spanische Armee in Frankreich eindringen, und, während der nahe geglaubten Regentschaft, wovon jeder Nuzen zu ziehen hofte, alles in Verwirrung sezen sollte. Cinq-Mars, der den König nach Narbonne be-

gleitet hatte, stand bei demselben, mehr als jemals, in Gnaden, und der zu Tarascon krank liegende **Richelieu** hatte seine ganze Zuneigung verloren, und nichts übrig behalten, als den Vortheil, ihm unentbehrlich zu sein.

Das Glük des **Kardinals** wollte, daß auch dieses Komplot entdekt werden sollte, und eine Abschrift des Traktats ihm in die
1642. Hände geriet. Cinq-Mars musste mit dem Leben bezalen. Es ist eine von den Hofleuten damaliger Zeit fortgepflanzte Anekdote, daß der **König**, der den Oberstallmeister so oft l i e b e r F r e u n d genannt hatte, in der zu dessen Hinrichtung bestimmten Stunde die Uhr aus der Tasche zog, und sagte: I c h g l a u b e, d e r l i e b e F r e u n d m a c h t j e z t e i n j ä m m e r l i c h G e s i c h t.

Der Herzog de Bouillon ward, mitten in seiner Armee, zu Casal in Verhaft genommen. Er kam mit dem Leben davon, weil man sein Fürstenthum Sedan nötiger hatte, als sein Blut. Er, der zweimal ein Verräter des Staats geworden war, behielt seine fürstliche Würde bei, und bekam, zum Tausch für Sedan, Güter, die ihm noch mehr einbrachten.

De Thou, dem man nichts vorwerfen konnte, als Wissenschaft von der Verschwörung, die er gemisbilligt hatte, ward zum Tode verurtheilt, weil er sie nicht angegeben. Vergebens stellte er vor, daß er seine Angabe doch nicht würde haben beweisen können, und daß er weit eher den Tod würde verdient haben, wenn er den Bruder des Königs eines Staatsverbrechens beschuldigt hätte, das er nicht hätte beweisen können.

Eine so evident richtige Rechtfertigung ward von dem Kardinal, der ihm persönlich feind war, nicht angenommen. Die Richter verurtheilten ihn, einem Geseze Ludwig's des XI zu Folge, dessen Name allein schon hinreicht, zu beweisen, daß das Gesez grausam war. *)

*) Barneveld's Sohn wurde in Holland auf eine ähnliche Anklage hingerichtet; eben so hatte man es mit dem Florentiner Nera 1497 gemacht; inzwischen war der Mailändische Rechtsgelehrte Gigas aufgetreten, und hatte seine Stimme gegen diese übergrosse Strenge erheben. *Qui tales condemnant*, sagte er, *non sunt judices, sed carnifices.* Hunghens von Zunlichem, Vater des berühmten Hunghens, mach-

Die Königin selbst hatte Wissenschaft von der Verschwörung; weil sie aber nicht angeklagt war, so entging sie den Kränkungen, die sie sonst auszustehn gehabt hätte. Gaston, Herzog von Orleans, gab, nach seiner Gewohnheit, seine Mitschuldigen an, demütigte sich, und willigte darein, zu Blois ohne Wacht, und ohne Ehrenbezeigungen, zu bleiben; denn es war schon einmal sein Schiksal, seine Freunde in das Gefängnis, oder auf das Schavott, zu bringen.

Der Kardinal lies in seiner, von der Gerechtigkeit bestätigten, Rache seine ganze geblerische Strenge blikken. Er schleppte den Oberstallmeister, in seinem Gefolge, von Tarascon nach Lyon, auf der Rhone, in einem an sein Schif angebundnen Boote, war selbst

te auf den Tod des Herrn de Thou folgendes Lateinisches Distichon:

O legum subtile nefas; quibus inter amicos
Nolle fidem frustra prodere, proditio est.

Der Herzog de Bouillon war Neffe des mit Frankreich verbündeten Stathalters, und hatte dem Kardinal bei Ludwig dem XIII. gedient.

A. der Kehlschen Herausgeber.

dem Tode nahe, und triumphirte über denjenigen, der von Henkers Händen sterben sollte.

Von da aus lies sich der Kardinal von seiner Leibwacht, auf den Schultern, nach Paris tragen, wo er, in einem gemieteten Zimmer, zwei Mann an beiden Seiten seines Bettes haben konnte. Seine Garden lösten einander ab. Man brach Pforten durch die Stadtmauern, um ihn bequemer in die Städte zu bringen. Auf die Art langte er in Paris an, woselbst er gar bald in seinem acht- undfunfzigsten Jahre verstarb. Der König war sehr zufrieden, ihn verloren zu haben, und sehr verlegen, sein eigner Herr zu sein. Den 4ten Dec. 1642.

Der Minister regierte, wie man sagt, noch nach seinem Tode, weil man einige erledigte Stellen mit Leuten besezte, die er dazu ernannt hatte; aber die Patente waren, vor seinem Tode, ausgefertigt, und der unwiderleglichste Beweis, daß er nur zu sehr regiert hatte, und nun nicht mehr regierte, war dieser, daß alle diejenigen, die er hatte in die Bastille einsperren lassen, aus derselben losgelassen wurden, wie losgebundne Schlachtopfer, die man nun nicht mehr seiner Rachgier aufopfern durfte.

Er vermachte dem Könige drei Millionen heutiger Münze, die Mark zu funfzig Livres; eine Summe, die er immer vorrätig liegen hatte. Seine häusliche Ausgaben, seitdem er Premierminister war, beliefen sich täglich auf tausend Thaler. Alles war bei ihm Prunk und Pomp, unterdessen bei dem Könige alles einfach und vernachlässigt war. Seine Garden gingen bis in die Thür des Zimmers, wenn er zu seinem Herrn ging. Ueberall hatte er den Vortritt vor den Prinzen vom Geblüt. Es fehlte ihm nichts, als die Krone; und selbst, als er schon im Sterben war, und noch hofte, den König zu überleben,
Den traf er Maasregeln, die Regentschaft des
3ten Juli Reichs zu übernemen. Heinrich's des IV.
1642. Wittwe war fünf Monate vorangegangen,
Im Mai und Ludwig der XIII. folgte ihm fünf Mo-
1643. nate nachher.

Es ist schwer zu bestimmen, wer von den dreien der Unglüklichste war. Die Königin Mutter, die lange umhergeirrt hatte, starb zu Köln in Armut. Ihr Sohn, Herr eines schönen Königreichs, schmekte nie die Vergnügungen der Grösse, wenn es ja dergleichen giebt, selbst nicht die Vergnügungen

der Menschlichkeit; lebte immer unter dem Joch, und strebte immer, es abzuschütteln; war krank, traurig, mürrisch, und sich selbst zur Last; hatte keinen Diener, der ihn liebte; war mistrauisch gegen seine Gemalin, von seinem Bruder gehasst, von seinen Mätressen verlassen, ohne die Liebe gekannt zu haben, von seinen Günstlingen verraten, auf dem Throne vernachlässigt, und fast allein, mitten an einem Hofe, der nur seinen Tod erwartete, und ohn' Unterlas prophezeihte, und der ihn für unfähig hielt, Kinder zu zeugen; wahrlich, das Schiksal des geringsten Bürgers, der im Schosse seiner Familie ruhig lebte, war dem seinigen weit vorzuziehen.

Der Kardinal de Richelieu war vielleicht der unglüklichste von den dreien, weil er am meisten gehasst ward, und, bei seiner schwachen Gesundheit, mit seinen von Blut beflekten Händen eine ungeheure Last zu tragen hatte, unter welcher er oft im Begrif stand, zerschmettert zu werden.

In dieser Zeit der Verschwörungen und der Hinrichtungen blühte doch das Königreich, und troz allen diesen Plagen kündigte sich das

Jahrhundert der Verfeinerung und der Künste an. Ludwig der XIII. trug nicht das Geringste dazu bei; aber der Kardinal de Richelieu hatte vielen Antheil an dieser Veränderung. Die Philosophie konnte zwar den scholastischen Rost noch nicht ganz fortschaffen, aber Corneille begann, im Jahre 1636, mit seinem Trauerspiele der Cid, das so genannte Jahrhundert Ludwig's des XIV. Poussin that es, in einigen Theilen der Malerei, dem Raphael von Urbino gleich. Die Bildhauerkunst ward von Girardon bald zur Volkommenheit gebracht, und selbst das Trauerdenkmal des Kardinals de Richelieu ist ein Beweis davon. Die Franzosen fingen an, sich, hauptsächlich durch die Annemlichkeit und Feinheit ihres Verstandes und Wizes, zu empfelen. Es war die Morgenröte des guten Geschmaks.

Die Nation war noch nicht, was sie hernach geworden ist. Die Handlung blühte noch nicht, und es war noch keine allgemeine Polizei eingeführt. Das Innre des Reichs musste noch erst eingerichtet werden. Es gab noch keine schöne Stadt ausser Paris, und auch dieser fehlte noch manches Notwendige, wie

wir nachher, in Ludwig's des XIV. Jahrhunderte, sehen werden.

Alles war, in der Lebensart sowohl, als in der Kleidung, von demjenigen sehr unterschieden, was man heut zu Tage sieht. Wenn die jezigen Menschen die damaligen sehen sollten, so würden sie nicht glauben, ihre Väter zu erblikken. Die kleinen Halbstiefeln, der Brustlaz, der Mantel, der grosse ausgenähte Kragen, der Knebelbart, und der kleine Spizbart, würden sie uns eben so unkenntlich machen, als ihre Leidenschaft für die Komplotte, ihr rasender Hang zum Zweikampf, ihre Schmausereien in den Wirtshäusern, und ihre allgemeine Unwissenheit, bei ihrem natürlich guten Verstande.

Die Nation war nicht so reich an gemünztem Gelde und verarbeitetem Silber, als sie es nachher geworden ist; auch hatten die Minister, welche alles vom Volke zogen, was sie nur konnten, jährlich nicht viel mehr, als die Hälfte der Einkünfte Ludwig's des XIV. An Kunstfleis und Betriebsamkeit war man noch ärmer. Die groben Tuchmanufakturen von Rouen und Elbeuf waren die besten, die man in Frankreich kannte; an Tapezereien,

Kristalgläser und Spiegel war nicht zu denken. Die Uhrmacherkunst war in ihrer Kindheit, und schränkte sich darauf ein, einen Strang an der Feder einer Uhr zu befestigen; die Perpendikel waren noch nicht erfunden. Der Seehandel nach der Levante war zehnmal unbeträchtlicher, als heut zu Tage. Der Amerikanische Handel betraf blos einiges Pelzwerk aus Kanada. Nach Ostindien ging kein Schif, da indessen Holland Königreiche, und England grosse Niederlassungen, in diesem Theile der Welt besas.

Frankreich hatte also weit weniger Geld, als unter Ludwig dem XIV. Die Regierung borgte gegen höhere Zinsen. Die niedrigsten Zinsen, die sie für Errichtung der Renten gab, waren, bei dem Absterben des Kardinals de Richelieu, sieben und ein halb vom Hundert. Dies giebt, nebst mehrern andern, einen unwiderleglichen Beweis ab, daß das ihm zugeschriebne Testament nicht von ihm sein kann.

Der unwissende und abgeschmakte Verfälscher, der seinen Namen angenommen hat, sagt im ersten Kapitel des zweiten Theils, daß die Erhebung der Renten das ganze Kapital in sieben und einem halben Jahre wiedergiebt.

Er hat also die sieben und ein halb für den siebenten Theil vom Hundert genommen, und hat nicht eingesehn, daß die Wiedererstattung eines Kapitals in sieben und einem halben Jahre, nicht sieben und ein halb, sondern vierzehn, auf ein Jahr beträgt. Alles, was er in diesem Kapitel sagt, ist von einem Menschen, der die ersten Gründe der Rechenkunst nicht besser versteht, als die Elemente der Staatsgeschäfte.

Ich lasse mich hier in diese einzelne Umstände ein, blos um zu zeigen, wie sehr die Menschen sich von dem Namen täuschen lassen. So lange dieses Werk der Finsternis für ein Werk des Kardinals de Richelieu galt, ward es, wie ein Meisterstük, gepriesen. Als man aber die Menge von Fehlern, die benachbarten Länder betreffend, die falschen Berechnungen, und die abscheuliche Ignoranz, erkannt hatte, mit welcher behauptet wird, Frankreich hätte mehr Häfen am Mittelländischen Meere, als die Spanische Monarchie; und als man endlich gewahr ward, daß in einem angeblichen politischen Testamente des Kardinals de Richelieu nicht ein Wort von der Art gesagt war, wie man sich in dem

Kriege, den man zu führen hatte, betragen sollte: da verachtete man das Meisterstük, das man ohne Untersuchung bewundert hatte.

Viertes Kapitel.

Von der Regierungsverfassung und den Sitten in Spanien von Philipp dem II. an, bis auf Karl'n den II.

Seit dem Tode Philipp's des II. sieht man die Spanischen Monarchen ihre unumschränkte Gewalt in ihren Staaten befestigen, und ihr Ansehn in Europa unvermerkt verlieren. Der Anfang dieser Abname ward gleich in den ersten Regierungsjahren Philipp's des III. merklich.

Die Schwachheit seines Karakters verbreitete sich über alle Theile seiner Regierung. Es war freilich schwer, immer mit Sorgfalt über Amerika, über die weitläufigen Besizungen in Asien, über Italien, und über die Niederlande zu wachen; aber sein Vater hatte über diese Schwierigkeiten gesiegt, und die Schäze aus Mexiko, Peru, Brasilien und Ostindien, mussten alle Hindernisse aus dem Wege räumen.

Die Nachlässigkeit ging so weit, und die Verwaltung der öffentlichen Gelder so treulos, daß man, in dem Kriege, der immer noch gegen die vereinigten Provinzen fortdauerte, nicht Geld genug hatte, die Spanischen Truppen auszuzalen. Sie empörten sich, und dreitausend derselben gingen zu dem Prinzen 1604.
Moriz über. Ein blosser Statthalter, bezalte, vermöge der Ordnung, womit er alles eingerichtet hatte, seine Truppen besser, als der Beherrscher so vieler Königreiche.

Philipp der III. hätte die Meere mit Schiffen bedekken können, und die kleinen Provinzen Holland und Zeeland hatten deren mehr, als er. Ihre Flotte nam ihm die vornemsten 1606.
Molukkischen Inseln weg; besonders Ambone, welche die herrlichsten Gewürze hervorbringt, in deren Besiz die Holländer geblieben sind. Kurz, diese sieben kleinen Provinzen machten die Macht dieser grossen Monarchie zu Lande unnüz, und waren ihr zur See überlegen.

Philipp der III., der mit Frankreich und England Frieden, und blos mit dieser aufkeimenden Republik Krieg hatte, sieht sich genötigt, mit derselben einen Waffenstillstand auf 1609.
zwölf Jahr zu schliessen, ihr alles das zu las-

sen, was sie besas, ihr den freien Handel nach Indien zuzusichern, und endlich dem Hause Nassau seine, auf dem Grund und Boden der Monarchie liegenden, Güter wieder zu geben.

Heinrich der IV. hatte den Ruhm, diesen Waffenstillstand, durch seine Gesandten, zu schliessen. Gemeiniglich ist es der schwächere Theil, der einen Waffenstillstand verlangt, und doch wollte der Prinz Moriz keinen haben. Es machte mehr Schwierigkeit, seine Einwilligung dazu zu erhalten, als den König von Spanien zur Entschliessung zu bringen.

1609. Die Vertreibung der Mauren that der Monarchie noch weit mehr Schaden. Philipp der III. konnte mit einer Handvoll Holländer nicht fertig werden, aber sechs bis siebenmalhunderttausend Mauren konnt' er unglüklicherweise aus seinen Staaten jagen. Diese Ueberbleibsel der alten Ueberwinder Spanien's waren grösstentheils entwafnet, mit dem Handel und Akkerbau beschäftigt, lange nicht so furchtbar in Spanien, als die Protestanten in Frankreich, und weit nüzlicher, weil sie, in dem Lande der Trägheit, arbeitsam waren.

Man

Man zwang sie, Christen zu scheinen. Die Inquisition verfolgte sie unablässig. Diese Verfolgung brachte einige Empörungen hervor, die aber schwach waren, und bald getilgt wurden. Heinrich der IV. wollte diese Leute in 1609. seinen Schuz nemen; aber sein Verständnis mit ihnen ward, durch die Verräterei eines Schreibers von dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten, entdekt; dieser Vorfall beschleunigte ihre Zerstreuung.

Man hatte schon den Entschlus gefasst, sie zu verjagen. Vergebens erboten sie sich, die Erlaubnis, Spanische Luft zu schöpfen, mit zwei Millionen goldner Dukaten zu erkaufen. Das Konseil war unerbittlich. Zwanzigtausend dieser Verbannten flüchteten in die Gebirge; weil sie aber keine andre Waffen hatten, als Schleudern und Steine, wurden sie daselbst bald überwältigt. Man beschäftigte sich zwei Jahre lang damit, Bürger aus dem Königreiche fortzuschaffen, und den Staat zu entvölkern.

So beraubte sich Philipp seiner arbeitsamsten Unterthanen, anstatt den Türken nachzuahmen, welche die Griechen in Zaum zu hal-

ten wissen, und weit davon entfernt sind, sie zu zwingen, sich anderwärts niederzulassen.

Der grösste Theil dieser Spanischen Mauren flüchtete nach Afrika, ihrem alten Vaterlande. Einige gingen, unter der Regentschaft der Maria de' Medici, nach Frankreich. Diejenigen, welche ihrer Religion nicht entsagen wollten, schiften sich in Frankreich nach Tunis ein. Einige zum Christenthum übergegangne Familien liessen sich in der Provence, und in Languedok, nieder. Andre kamen sogar nach Paris, und ihr Geschlecht ist daselbst nicht unbekannt geblieben. Endlich aber sind diese Flüchtlinge mit der Nation zusammengeschmolzen, welche Spanien's Fehler benuzte, und in der Folge, durch die Auswanderung der Reformirten, in den nemlichen Fehler fiel. So vermischen sich alle Völker, und alle Nationen werden, eine in die andre verschlungen, bald durch Verfolgungen, und bald durch Eroberungen.

Diese grosse Auswanderung, verbunden mit derjenigen, welche sich unter Isabelle'n ereignete, und mit den Kolonieen, welche der Geiz in die neue Welt versezte, erschöpfte unvermerkt Spanien an Einwohnern, und bald

war die Monarchie weiter nichts, als ein grosser Körper ohne Seele. Der Aberglaube, dieses Laster schwacher Seelen, sezte die Regierung Philipp's des III. auch noch herunter. Sein Hof war, wie Ludwig's des XIII. Hof, ein Chaos von Intriken. Diese beiden Könige konnten nicht ohne Günstlinge leben, und nicht ohne Premierminister regieren. Der nachmalige Kardinal, Herzog de Lerma, beherrschte lange Zeit den König und das Königreich. Die Verwirrung, worin alles sich befand, trieb ihn von seinem Plaze. Sein Sohn war sein Nachfolger, und Spanien befand sich dabei nicht besser.

Unter Philipp's des III. Sohn Philipp 1621.
dem VI. nam die Unordnung zu. Sein Favorit, der Graf-Herzog d'Olivarez, lies ihn, beim Antritt seiner Regierung, den Namen der Grosse annemen; wär' er das gewesen, so hätt' er keinen Premierminister gehabt. Europa und seine Unterthanen verweigerten ihm diesen Titel, und als er hernach Roussillon durch die Schwäche seiner Waffen, Portugal durch seine Nachlässigkeit, und Katalonien durch den Misbrauch seiner Gewalt, verloren hatte, legte ihm das Publikum zur Devise einen Gra-

ben, mit den Worten, bei: Je mehr man ihm abnimmt, desto grösser wird er.

Dieses schöne Königreich war damals nicht sonderlich mächtig von aussen, und höchst elend von innen. Von Polizei wusste man gar nichts. Der innre Handel war, durch die Abgaben, die man noch immer, von einer Provinz zur andern, einzufordern fortfuhr, zu Grunde gerichtet. Da jede dieser Provinzen vormals ein kleines Königreich gewesen war, so bestanden noch die alten Zölle. Was ehmals ein notwendiges Gesez gewesen war, ward nun ein lästiger Misbrauch. Man verstand die Kunst nicht, aus allen diesen Theilen des Königreichs ein regelmässiges Ganze zu machen.

Der nemliche Misbrauch hat in Frankreich geherrscht; aber in Spanien war er so hoch gestiegen, daß man nicht einmal Geld aus einer Provinz in die andre bringen durfte. Kein Kunstfleis kam, unter diesem glüklichen Himmelsstrich, den Geschenken der Natur zu Hülfe. Weder die Seide von Valencia, noch die schöne Wolle von Andalusien und Kastilien, ward von Spanischen Händen verarbeitet. Feine Leinwand war ein fast unbekannter Luxus. Die Niederländischen Manufakturen, diese Ue-

berbleibsel von Denkmalen des Burgundischen Hauses, versahen Madrid mit allen damals bekannten Prachtwaaren. Gold- und Silberstoffe waren in dieser Monarchie verboten, wie in einer dürftigen Republik, welche zu verarmen fürchtet.

In der That war auch Spanien, ungeachtet der Minen der neuen Welt, so arm, daß Philipp's des IV. Minister sich genötigt sahen, Kupfermünze schlagen zu lassen, der man beinahe einen eben so hohen Wehrt beilegte, als dem Silbergelde. Der Herr von Mexiko und Peru musste also falsche Münze machen, um die Ausgaben des Staats zu bestreiten. Man musste, nach des weisen Gourville Versicherung, persönliche Taxen auflegen, weil weder die Bürger noch die Landleute, die fast gar keine fahrende Habe besassen, zur Abtragung gezwungen werden konnten. Nie fand sich Karl's des V. Ausdruk so bestätigt: In Frankreich ist alles im Ueberflus, und in Spanien fehlt es an allem.

Philipp's des IV. Regierung war eine wirkliche Kette von Verlusten und Unglüksfällen, und der Herzog-Graf d'Olivarez war, in seiner Regierungsverwaltung eben so unglüklich, als der

Kardinal de Richelieu in der seinigen glüklich war.

1625. Die Holländer, welche, nach Ablauf des zwölfjährigen Waffenstillstandes, den Krieg wieder anfingen, nemen den Spaniern Brasilien weg, wovon sie Surinam behalten haben; sie nemen Mastricht, und haben es behalten. Philipp's Armeen werden, von den Franzosen, ohne Kriegserklärung aus dem Veltlin und Piemont verjagt; und als endlich, im Jahre 1635, der Krieg erklärt wird, ist er, von allen Seiten,
1639. unglüklich. Die Provinz Artois wird angegrif-
1640. fen. Ganz Katalonien, aus Eifersucht auf seine Privilegien, in welche er Eingriffe that, empört sich, und begiebt sich unter Französische
1641. Herrschaft. Portugal schüttelt das Joch ab. Eine eben so gut ausgeführte, als klüglich berechnete, Verschwörung sezte das Haus Braganza auf den Thron. Der Premierminister Olivarez hatte die Kränkung, selbst zu dieser grossen Staatsveränderung beigetragen zu haben, indem er dem Herzoge de Braganza Geld schikte, um der Weigerung dieses Prinzen, nach Madrid zu kommen, allen Vorwand zu benemen; und dieses Geld selbst ward zur Bezalung der Verschwornen angewendet.

Die Revolution lies sich ohne Schwierigkeit bewerkstelligen. Olivarez war so unbedachtsam gewesen, eine Spanische Besazung aus der Festung Lissabon wegzunemen. Wenige Truppen standen im Königreiche. Das Volk war über eine neue Auflage aufgebracht, und endlich hatte der Premierminister, welcher den Herzog de Braganza zu täuschen glaubte, demselben das Kommando über die Truppen gegeben. Die Herzogin von Mantua, als Vicekönigin, ward weggejagt, ohne daß irgend jemand sie vertheidigte. Ein Spanischer Staatssekretär, und einer von seinen Schreibern, waren die einzigen, die der öffentlichen Rache aufgeopfert wurden. Den 11ten Decbr. 1646.

Alle Städte von Portugal folgten dem Beispiele von Lissabon fast an dem nemlichen Tage. Juan de Braganza ward überall, ohne den geringsten Auflauf, zum Könige ausgerufen. Ein Sohn kann seinem Vater nicht ungehinderter succediren. Von Lissabon gingen Schiffe nach allen Städten von Asien und Afrika, und nach allen Inseln, welche zur Krone Portugal gehörten. Alle verjagten, ohne Bedenken, die Spanischen Gouverneurs. Alles, was von Brasilien übrig, und von den Holländern nicht den Spaniern abgenommen war, ging wieder zu den

Portugiesen über, und endlich vereinigten sich die Holländer mit dem neuen Könige Dom Juan de Braganza, und gaben ihm zurük, was sie in Brasilien den Spaniern abgenommen hatten.

Die Azorischen Inseln, Mosambike, Goa und Makao, dachten, wie Lissabon. Die Verschwörung schien in allen diesen Orten abgeredet zu sein. Man sah überall, wie verhasst eine fremde Regierung ist, und wie wenig kluge Anstalten die Spanischen Minister gemacht hatten, so viel Staaten beizubehalten.

Man sah auch, wie den Königen, bei ihren Unglüksfällen, geschmeichelt wird, und wie sorgfältig man ihnen traurige Wahrheiten verschweigt. Die Art, wie Olivarez Philipp dem IV. den Verlust von Portugal ankündigte, ist berühmt genug.

Ich verkündige Euch, Sire, eine fröliche Botschaft, sagte er; Ew. Majestät haben alle Güter des Herzogs de Braganza gewonnen. Er hat den Einfal gehabt, sich zum König ausrufen zu lassen, und durch dieses Verbrechen habt Ihr das Recht erworben, seine Güter zu konfisziren.

Die Konfiskazion kam nicht zu Stande. Portugal war ein beträchtliches Königreich, besonders, als die Reichthümer von Brasilien anfingen, ihm einen Handel zu verschaffen, der sehr vortheilhaft hätte sein können, wenn Liebe zur Arbeit den Kunstfleis der Portugiesischen Nation belebt hätte.

Der Herzog-Graf d'Olivarez, der so lange Herr von der Spanischen Monarchie, und des Kardinals de Richelieu Nacheiferer gewesen war, fiel endlich in Ungnade, weil er unglüklich gewesen. Diese beide Minister waren lange Zeit, einer wie der andre, Könige gewesen, der eine in Frankreich, der andre in Spanien. Beide hatten das Königliche Haus, die Grossen, und das Volk, zu Feinden. Beide waren in ihrem Karakter, in ihren Tugenden, und in ihren Lastern, sehr von einander verschieden. Olivarez war eben so zurükhaltend, still und sanft, als Richelieu hizig, hochfahrend, und blutdürstig. Was den Kardinal de Richelieu in seinem Ministerposten erhielt, und ihn fast allemal dem Herzog-Grafen d'Olivarez überlegen machte, war seine Thätigkeit.

Der Spanische Minister verlor alles durch seine Fahrlässigkeit; er starb des Todes aller ab-

gesezten Minister. Man sagt, sie sterben vor Kummer. Aber nicht sowohl der Kummer über die Einsamkeit, nach geräuschvollen Geschäften, bringt sie um, als vielmehr der Kummer, zu fühlen, daß sie gehasst werden, und daß sie sich nicht rächen können. Der Kardinal de Richelieu hatte seine Tage auf eine andre Weise verkürzt, nemlich durch die Unruhen, die ihn, mitten in der Fülle seiner Allgewalt, verzehrte.

Bei allen Verlusten, welche das Oestreich-Spanische Haus erlitt, blieben demselben noch mehr Länder, als das Königreich Spanien heut zu Tage besizt. Das Mailändische, Flandern, Neapel und Sicilien, gehörten dieser Monarchie, und so schlecht auch ihre Regierungsverfassung war, so machte sie doch Frankreich, bis zum Pyrenäischen Frieden, viel zu schaffen.

Spanien's Entvölkerung war so gros, daß der berühmte Ustaris, ein Staatsmann, welcher, im Jahre 1723, zum Nuzen seines Landes, schrieb, daselbst nicht mehr, als etwa sieben Millionen Einwohner zält, also noch nicht einmal zwei Fünftheile der Einwohner von Frankreich. Bei der Klage über die Abname der Bürger, beschwert er sich auch darüber, daß die Anzal der Mönche immer die nemliche geblieben ist. Er

gesteht dabei, daß die Einkünfte des Monarchen über die Gold- und Silberbergwerke sich noch nicht auf achtzig Millionen unserer Livres beliefen.

In den Künsten des Genies zeichneten sich die Spanier, von Philipp's des II. Zeiten, bis auf Philipp den IV. aus. Ihr Theater, so unvollkommen es auch war, übertraf die Schaubühne andrer Nationen, diente der Englischen zum Muster, und als das Trauerspiel nachher, mit einigem Glanz, in Frankreich auftrat, borgte es Manches von der Spanischen Bühne. Geschichte, Romane, sinnreiche Erdichtungen und Moral, wurden in Spanien mit einem Erfolg bearbeitet, der die Fortschritte der Bühne weit übertraf; aber gesunde Philosophie blieb dort immer unbekannt. Inquisition und Aberglaube pflanzten die Scholastischen Irrthümer fort; Mathematik ward wenig getrieben, und die Spanier bedienten sich, in ihren Kriegen, fast immer Italienischer Feldmesser. Sie hatten einige Maler vom zweiten Range, aber niemals eine Malerschule. Die Baukunst machte keine grosse Fortschritte. Das Eskurial ward, nach den Rissen eines Franzosen, gebaut.

Die mechanischen Künste waren alle sehr unausgebildet.

Die Pracht der Vornemen bestand in grossem Vorrat von Silbergeschirr, und in einer zalreichen Dienerschaft. Es herrschte bei den Grossen eine prunkvolle Freigebigkeit, welche die Fremden blendete, und die nur in Spanien gewöhnlich war; nemlich das Geld, das man im Spiele gewann, mit allen Anwesenden zu theilen, sie mochten sein, von welchem Stande sie wollten.

Montresor berichtet, daß, als der Herzog de Lerma Gaston, Ludwig's des XIII. Bruder, und sein Gefolge, in den Niederlanden empfing, er eine noch weit sonderbarere Pracht auskramte. Dieser Premierminister, bei welchem Gaston sich einige Tage lang aufhielt, lies, nach jeder Malzeit zweitausend Louisd'or auf einen Spieltisch legen. Das Gefolge des Prinzen, und der Prinz selbst, spielte mit diesem Gelde.

Stiergefechte waren sehr häufig, wie sie es noch heut zu Tage sind. Dies war das prächtigste und galanteste, aber auch das gefärlichste, Schauspiel. Inzwischen war alles das unbekannt, was das Leben bequem macht.

Dieser Mangel des Nüzlichen und Angenemen nam, seit der Austreibung der Mauren, zu. Daher kommt es, daß man in Spanien reist, wie in den Arabischen Wüsten, und daß man in den Städten nicht viel mehrere Bequemlichkeiten antrift.

Die Gesellschaft blieb von der Vollkommenheit eben so weit entfernt, als die Handarbeiten. Die Frauenzimmer lebten beinahe eben so eingesperrt, als in Afrika, verglichen diese Sklaverei mit der Freiheit in Frankreich, und waren dadurch nur noch unglüklicher. Dieser Zwang hatte eine bei uns unbekannte Kunst zur Vollkommenheit gebracht, nemlich die Kunst, mit den Fingern zu sprechen. Ein Liebhaber erklärte sich nicht anders unter den Fenstern seiner Geliebten, welche dagegen die kleinen hölzernen Gitter, Jalousies genannt, die die Stelle der Glasfenstern vertraten, zurüknam, um ihm, in eben der Sprache, zu antworten.

Jederman spielte auf der Guitarre, und Traurigkeit beherrschte nichts desto weniger die ganze Oberfläche von Spanien. Die Andachtsübungen vertraten, bei den müssigen Bürgern die Stelle der Beschäftigungen. Man sagte

damals, daß Stolz, Andacht, Liebe, und Müssiggang den Karakter der Nation ausmachten, aber es gab auch keine von den blutigen Staatsveränderungen, von den Verschwörungen, und von den grausamen Bestrafungen, die man an andern Europäischen Höfen sah.

Weder der Herzog de Lerma, noch der Herzog-Graf d'Olivarez, vergossen das Blut ihrer Feinde auf Blutgerüsten. Die Könige wurden nicht gemeuchelmordet, wie in Frankreich, und starben nicht von Henkershänden, wie in England. Ohne die Greuel der Inquisition hätte man Spanien damals nichts vorzuwerfen gehabt.

Nach Philipp's des IV. im Jahre 1666 erfolgten Tode, war Spanien sehr unglüklich. Seine Wittwe **Marie von Oesterreich**, des Kaisers **Leopold** Schwester, ward Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes **Dom Carlos** oder **Karl's des II.** Ihre Regentschaft war nicht so stürmisch, als die Regentschaft der **Anne von Oesterreich** in Frankreich; Beide hatten aber die traurige Aehnlichkeit, daß die Königin von Spanien sich den Has der Spanier dadurch zuzog, daß sie einen ausländischen Priester zum Minister

machte; so wie die Königin von Frankreich die Gemüter der Franzosen dadurch aufbrachte, daß sie dieselben dem Joch eines Italienischen Kardinals unterwarf. In beiden Monarchieen lehnten sich die Grossen des Staats gegen diese beide Minister auf, und das Innre der beiden Königreiche stand unter gleich schlimmer Verwaltung.

Der Premierminister, welcher eine Zeitlang, während der Minderjährigkeit des Dom Carlos, oder Karl's des II., Spanien regierte, war der Jesuit Eberhard Niethard, ein Teutscher, der Königin Beichtvater, und Grosinquisitor. Die Unverträglichkeit, welche die Religion zwischen die Klostergelübde, und die Intriken einer Ministerstelle, gesezt zu haben scheint, erregte gleich Murren gegen den Jesuiten.

Sein Karakter vermehrte den allgemeinen Unwillen. Niethard wusste, seine Beichttochter zu regieren; aber einen Staat zu beherrschen verstand er nicht. Er hatte nichts vom Minister und vom Priester, als Stolz und Ehrgeiz; nicht einmal Verstellungskunst. Er hatte sich einst, noch ehe er die Regierung führte, unterstanden, zu dem Herzog de Ler-

ma zu sagen: Eure Schuldigkeit ist es, mir Ehrfurcht zu bezeigen. Ich habe alle Tage Euren Gott in meinen Händen, und Eure Königin zu meinen Füssen.

Bei diesem der wahren Ehre so sehr widerstreitenden Stolze, lies er den Schaz ohne Geld, die Festungen der ganzen Monarchie im Verfall, die Häfen ohne Schiffe, die Armeen ohne Kriegszucht, und ohne Generale, welche das Kommandiren verstanden. Dies trug denn hauptsächlich zu den ersten Fortschritten Ludwig's des XIV. bei, als er seinen Schwager und seine Schwiegermutter, im Jahre 1667, angrif, und ihnen die Hälfte von Flandern, und die ganze Franche-Comté entris.

Man empörte sich gegen den Jesuiten, wie man sich in Frankreich gegen Mazarini empört hatte. Niethart fand besonders am Don Juan von Oesterreich, Philipp's des IV. unechtem Sohne, einen eben so unversöhnlichen Feind, als der Kardinal am grossen Condé hatte. So wie Condé in's Gefängnis gesezt ward, so ward Don Juan verbannt.

Diese

Diese Unruhen brachten zwei Faktionen hervor, welche Spanien theilten, aber doch keinen Bürgerkrieg zu wege brachten. Es war schon an dem, daß er ausbrechen sollte; aber die Königin beugte ihm dadurch vor, daß sie, wider ihren Willen, den Pater Niethart absezte, so wie die Königin Anne von Oestreich sich gezwungen sah, ihren Minister Mazarini fortzuschikken; aber Mazarini kam, mächtiger als jemals, zurük. Der im Jahre 1669 abgesezte Pater Niethart konnte nicht wieder nach Spanien kommen. Die Ursach davon ist, daß die Regentin von Spanien einen andern Beichtvater bekam, der sich der Zurükkunft des ersten widersezte; die Regentin von Frankreich aber keinen Minister hatte, der Mazarini'n ersezen konnte.

Niethart ging nach Rom, wo er um den Kardinalshut anhielt, den man abgedankten Ministern nicht zu geben pflegt. Er lebte daselbst, von seinen Mitbrüdern nicht sonderlich geachtet, als welche immer einigen Groll gegen denjenigen blikken lassen, der sich über sie emporgeschwungen hat. Endlich aber erhielt er, durch seine Intriken, und durch die Gunst der Königin von Spanien, die Kardinalswürde,

nach welcher alle Geistliche streben; und nun wurden seine Mitbrüder, die Jesuiten, seine Höflinge.

Des Don Carlos, oder Karl's des II., Regierung war eben so schwach, als die Regierung Philipp's des III. und Philipp's des IV., wie wir solches, in Ludwig's des XIV. Jahrhunderte sehn werden.

Fünftes Kapitel.

Von den Teutschen unter Rudolph dem II., Matthias, und Ferdinand dem II. Von den Unglüksfällen des Kurfürsten Friedrich's von der Pfalz. Von Gustav Adolph's Eroberungen. Westphälischer Friede, u. s. w.

Unterdessen daß Frankreich, unter Heinrich dem IV., neues Leben bekam, England unter Elisabet blühte, und Spanien, unter Philipp dem II. die überwiegende Macht von Europa war, spielten Teutschland und die Nördlichen Gegenden keine so grosse Rolle.

Wenn man Teutschland als den Siz des Kaiserthums betrachtet, so war dieses Kaiserthum nichts, als ein leerer Name, und man kann anmerken, daß es, seit Karl's des V.

Thronentsagung, bis zu Leopold's Regierung, gar keinen Einflus in Italien gehabt hat. Die Krönungen zu Rom und Mailand wurden, als unnüze Ceremonien, abgeschaft; vormals sah man sie für wesentlich an; seitdem aber Ferdinand der I, des Kaisers Karl's des V. Bruder und Nachfolger, die Reise nach Rom vernachlässigte, gewöhnte man sich daran, ohne dieselbe zu leben. Die Ansprüche der Kaiser auf Rom, und die Ansprüche der Päbste auf die Ertheilung der Kaiserwürde, kamen unvermerkt in Vergessenheit, und alles hat sich am Ende auf ein Glükwünschungsschreiben eingeschränkt, welches der Pabst an den erwählten Kaiser ergehen lässt.

Teutschland behielt den Titel des Römischen Reichs, war aber schwach, weil es immer getrennt war. Es war ein Freistaat von Fürsten, worin der Kaiser den Vorsiz führte, und da alle diese Fürsten, einer gegen den andern, Ansprüche hatten, so unterhielten sie fast immer einen bürgerlichen Krieg, bald heimlich, bald öffentlich, den ihr sich widerstreitendes Interesse, und die drei in Teutschland angenommne Religionen, nährten, die noch wi-

derstreitender waren, als das Interesse der Fürsten.

Unmöglich konnte dieser weitläufige, in so viel uneinige Fürstenthümer getheilte, Staat, der damals weder Handel trieb, noch Reichthümer besas, auf das Staatssystem von Europa einen grossen Einflus haben. Er war nicht stark von aussen, aber desto stärker von innen, weil die Nation immer arbeitsam und kriegerisch war.

Hätte die Teutsche Reichsverfassung unterlegen, hätten die Türken einen Theil von Teutschland angegriffen, und der andre Theil fremde Herrscher herbeigerufen, so würden die Politiker nicht ermangelt haben, zu beweisen, daß das schon durch sich selbst zerrissne Teutschland sich nicht erhalten konnte; sie würden bewiesen haben, daß die sonderbare Form seiner Regierungsverfassung, die Menge seiner Fürsten, und die Vielheit der Religionen, ihm schlechterdings den Umsturz, und eine unvermeidliche Sklaverei, zuziehn mussten.

Die Ursachen von dem Verfall des alten Römischen Reichs waren bei weitem nicht so in die Augen fallend; indessen hat Teutschland's Staatskörper unerschütterlich fortgedauert, ob

er gleich alles in seinem Busen trug, was ihn zerstören zu müssen schien, und man kann diese Dauer einer so vielfach zusammengesezten Regierungsform nicht leicht einer andern Ursach, als dem Genie der Nation, zuschreiben.

Teutschland hatte, im Jahre 1552, unter dem Kaiser Karl'n dem V, Mez, Toul, und Verdün, verloren; aber dieses Gebiet, welches zum alten Frankreich gehörte, konnte eher für einen Auswuchs am Teutschen Staatskörper, als für einen natürlichen Theil dieses Staats angesehn werden.

Weder Ferdinand der I., noch seine Nachfolger, machten den geringsten Versuch, diese Städte wieder zu erobern. Die Kaiser aus dem Hause Oestreich, die nun auch Könige von Ungarn geworden waren, hatten immer die Türken zu fürchten, und waren nicht im Stande, Frankreich zu beunruhigen, so schwach es auch, von Franz dem II. bis auf Heinrich den IV. sein mochte. Teutsche Fürsten konnten wohl kommen, und es plündern, aber der Teutsche Reichskörper konnte sich nicht vereinigen, um es zu unterdrükken.

Umsonst suchte Ferdinand der I. die drei Religionen, welche das Reich theilten, und

die Fürsten, welche sich zuweilen bekriegten, zu vereinigen. Der alte Grundsaz: Erreg Zwiespalt und beherrsche! stand ihm nicht an. Teutschland musste einig sein, wenn er mächtig sein sollte; aber anstatt einig zu sein, ward es zerstükkelt.

Grade zu seiner Zeit gaben die Teutschen Ritter den Polen Liefland, welches für eine Kaiserliche Provinz gehalten ward, und jezt in den Händen der Russen ist. Die Säcularisirung der Bisthümer in Sachsen und im Brandenburgischen waren keine Zerstükkelung des Staats, sondern eine grosse Veränderung, welche diese Fürsten mächtiger, und den Kaiser schwächer machte.

Maximilian der II. war noch weniger souverän, als Ferdinand der I. Hätte das Kaiserthum noch einige Stärke gehabt, so hätt' er seine Rechte auf die Niederlande gelten gemacht, welche wirklich eine Kaiserliche Provinz waren. Der Kaiser und der Reichstag waren die natürlichen Richter. Diese Völker, denen man so lange den Namen Rebellen beilegte, hätten nach den Gesezen in die Reichsacht erklärt werden müssen. Indessen lies Maximilian der II. den Prinzen Wil-

helm den Verschwiegnen von Oranien in den Niederlanden, an der Spize Teutscher Truppen Krieg führen, ohne sich in den Streit zu mischen.

Umsonst lies dieser Kaiser, im Jahre 1575, nach der Abreise des Königs Heinrich's des III. von Frankreich, die man für eine Thronentsagung ansah, sich zum König von Polen wählen; der Woywode Batthori von Siebenbürgen, ein Vasall des Kaisers, behielt den Vorzug vor seinem Souverän, und der Schuz der Osmanischen Pforte, den dieser Batthori genos, war stärker, als der Wiener Hof.

Rudolph der II., der seinem Vater Maximilian dem II. folgte, führte die Zügel des Reichs in noch schwächern Händen. Er war zugleich Kaiser, König von Böhmen, und König von Ungarn, und hatte nicht den geringsten Einflus, weder auf Böhmen, noch auf Ungarn, noch auf Teutschland; am wenigsten aber auf Italien. Rudolph's Zeiten scheinen zu beweisen, daß es in der Politik keine allgemeine Regeln giebt.

Dieser Fürst ward für weit unfähiger zu regieren gehalten, als der König Heinrich der

III. von Frankreich. Das Betragen des Königs von Frankreich kostete ihm das Leben, und brachte das Königreich beinahe zum Untergang. Des weit schwächern Rudolph's Betragen verursacht in Teutschland nicht die mindeste Unruhe. Die Ursach davon ist, daß in Frankreich alle vorneme Herren sich auf den Trümmern des Thrones festsezen wollten, die Teutschen Vornemen aber alle schon festsassen.

Es giebt Zeiten, wo ein Fürst kriegerisch sein mus. Rudolph, der das nicht war, sah ganz Ungarn von den Türken überschwemmt. Die Finanzverfassung in Teutschland war so schlecht, daß man eine öffentliche Kollekte einsammeln musste, um etwas Geld zu bekommen, sich den Osmanischen Erobrern zu widersezen. An allen Kirchthüren wurden Almosenstökke ausgesezt, und dies ist der erste Krieg, den man mit Almosen geführt hat. Er ward als ein heiliger Krieg betrachtet, und war darum nichts desto glüklicher, und ohne die Unruhen im Serrail blieb Ungarn wahrscheinlicherweise auf immer unter der Botmässigkeit von Konstantinopel.

Unter diesem Kaiser sah man in Teutschland grade eben das, was man kurz vorher in Frankreich unter Heinrich dem III. gesehn hatte, — eine Katholische Ligue gegen eine Protestantische, ohne daß der Souverän den Bemühungen weder der einen, noch der andern, Einhalt thun konnte. Die Religion, die so lange die Ursach so vieler Unruhen im Reiche gewesen war, war nun nichts mehr, als ein blosser Vorwand. Es kam auf die Erbfolge in den Herzogthümern Kleve und Jülich an.

Dies war abermals eine Folge der Lehnsverfassung, und es war nicht leicht anders, als mit den Waffen, zu entscheiden, wem diese Lehne gehörten. Die Häuser Sachsen, Brandenburg und Pfalz-Neuburg, stritten darüber. Der Erzherzog Leopold, des Kaisers Vetter, hatte sich einstweilen, bis zu ausgemachter Sache, in den Besiz von Kleve gesezt.

Dieser Streit war, wie wir gesehn haben, die einzige Ursach von dem Tode Heinrich's des IV. Er wollte der Protestantischen Ligue zu Hülfe marschiren. Dieser siegreiche Fürst, an der Spize kriegge übter Truppen, der gröss-

ten Generale, und der besten Minister von Europa, war im Begrif, sich Rudolph's und Philipp's des III. Schwäche zu Nuze zu machen.

Heinrich's des IV. Tod, der diese grosse Unternemung vereitelte, machte Rudolphen um nichts glüklicher. Er hatte seinem Bruder Matthias Ungarn, Oestreich und Mähren überlassen, als der König von Frankreich Anstalt machte, gegen ihn zu marschiren, und als er von einem so furchtbaren Feinde befreiet war, musst' er doch noch eben diesem Matthias Böhmen abtreten, und lebte, mit Beibehaltung des Kaiserlichen Titels, als ein Privatmann.

Alles geschah, in seinem Reiche, ohne ihn. Er hatte sich sogar nicht einmal in die sonderbare Geschichte des Kurfürsten von Köln, Gerhard's von Truchses, gemischt, welcher sein Erzbisthum und seine Gemalin zugleich behalten wollte, und durch die Waffen seiner Domherren, und seines Mitwerbers, aus seinem Kurfürstenthum gejagt ward.

Diese sonderbare Unthätigkeit rührte von einem Grundsaz her, der, bei einem Kaiser, noch seltsamer war. Die Philosophie, worauf

er sich legte, hatte ihn alles gelehrt, was man damals wissen konnte, die Erfüllung seiner Herrscherpflichten ausgenommen. Es war ihm viel lieber, sich von dem berühmten Tycho de Brahe unterrichten zu lassen, als die Ständeversammlung von Ungarn und Böhmen zu halten.

Die berühmten Astronomischen Tabellen des Tycho de Brahe und Kepler's führen den Namen dieses Kaisers. Sie sind unter dem Namen der Rudolphinischen Tafeln bekannt, wie die, welche, im zwölften Jahrhunderte, in Spanien, von zweien Arabern angefertigt wurden, ihren Namen vom König Alphons bekamen.

Die Teutschen zeichneten sich besonders, in diesem Jahrhunderte, durch Feststellung der Anfangsgründe der wahren Naturkunde, aus. In den Künsten des Geschmaks brachten sie es nie so weit, als die Italiener; sie gaben sich auch kaum Mühe darum. Nur geduldige und arbeitsame Männer haben die Gabe der Erfindung in der Naturkunde.

Dieses Genie war, schon seit langer Zeit, bei den Teutschen bemerkbar, und erstrekte sich bis auf ihre nördliche Nachbaren. **Tycho**

Brahe war ein Däne. Es war etwas ziemlich ausserordentliches, besonders in den damaligen Zeiten, einen Dänischen Edelmann hunderttausend Thaler von seinem eignen Vermögen verwenden zu sehn, um, mit Hülfe des Königs Friedrich's des II von Dänemark, nicht allein eine Sternwarte, sondern auch eine kleine, von verschiednen Gelehrten bewohnte, Stadt, zu erbauen. Sie ward Uraniburg, die Gestirnstadt, genannt.

Tycho Brahe hatte zwar die damals gemeine Schwachheit, von der Sterndeuterkunst überzeugt zu sein; aber er war darum nicht minder ein guter Sternkundiger, und geschikter Mechanikus. Sein Schiksal war das Schiksal grosser Männer. Er ward, nach dem Tode des Königs, seines Beschüzers, in seinem Vaterlande verfolgt; aber er fand einen neuen Beschüzer an dem Kaiser Rudolph, der ihn, wegen aller seiner Verluste, und wegen aller Ungerechtigkeit der Höfe, entschädigte.

Kopernik hatte das wahre Weltsystem entdekt, ehe Tycho Brahe das seinige erfand, welches nur scharfsinnig ist. Der Lichtstral, der heut zu Tage die Welt erleuchtet, kam aus der kleinen Stadt Thoren in Polnisch-Preussen,

und zwar schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts.

Kepler, ein geborner Wirtemberger, erriet, im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, die mathematischen Geseze, nach welchen die Gestirne laufen, und ward als ein Gesezgeber in der Sternkunde betrachtet. Der Kanzler Baco brachte damals neue Wissenschaften in Vorschlag; Kopernik aber und Kepler erfanden sie.

Grösser Anstrengungen des Geistes hatte selbst das Alterthum nicht aufzuweisen, und Griechenland war nie durch herrlichere Entdekkungen berühmt geworden. Aber die andern Künste blühten, zu gleicher Zeit, in Griechenland, und in Teutschland ward nur die Naturkunde allein von einer kleinen Anzal, dem grossen Haufen unbekannter, Weisen getrieben. Dieser grosse Haufe war roh und unausgebildet. Es gab ganze Provinzen, wo die Menschen kaum zu denken vermochten, und man wusste nichts, als sich, der Religion wegen, zu hassen.

Endlich stürzten die Katholische und die Protestantische Ligue Teutschland in einen dreissigjahrigen Bürgerkrieg, der es in eine weit bedauernswürdigere Lage brachte, als die gewesen

war, worin sich Frankreich, vor der friedlichen und glüklichen Regierung Heinrich's des IV., befunden hatte.

Im Jahre 1619, in welchem Rudolph's Nachfolger, der Kaiser Matthias, starb, wäre das Kaiserthum dem Hause Oestreich beinahe entschlüpft; aber Ferdinand, Erzherzog von Gräz, verschafte sich am Ende alle Stimmen. Maximilian von Baiern, der ihm das Reich streitig machte, trat es ihm ab. Er that noch mehr. Er unterstüzte den Kaiserlichen Thron, auf Kosten seines Bluts und seiner Schäze, und befestigte die Grösse eines Hauses, welches in der Folge das seinige unterdrükte.

Zwei vereinigte Zweige des Hauses Baiern hätten Teutschland's Schiksal eine andre Gestalt geben können; nemlich die Kurfürsten von der Pfalz, und die Herzoge von Baiern. Zwei grosse Hindernisse standen ihrem Einverständnisse im Wege; Mitbewerbung und Verschiedenheit der Religionen. Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz war reformirt; der Herzog von Baiern katholisch. Dieser Kurfürst von der Pfalz war einer der unglüklichsten Fürsten seiner Zeit, und die Ursach der dauernden Unglüksfälle für Teutschland.

Nie hatten die Begriffe von Freiheit in Europa ein grössers Uebergewicht gehabt, als zu den damaligen Zeiten. Ungarn, Böhmen, und Oestreich selbst, waren eben so eifersüchtig auf ihre Freiheiten, als die Engländer. Dieser Geist herrschte in Teutschland seit den lezten Zeiten Karl's des V. Das Beispiel der sieben vereinigten Provinzen war Völkern immer gegenwärtig, welche die nemlichen Rechte, und mehr Macht, zu haben glaubten, als die Holländer.

Als der Kaiser Matthias, im Jahre 1618, seinen Vetter Ferdinand von Gräz zum künftigen König von Ungarn und Böhmen erwählen, und ihm von den andern Erzherzogen Oestreich abtreten lies, beklagten sich Ungarn, Böhmen und Oestreich gleichmässig, daß man auf das Recht der Staaten nicht gehörig Rüksicht genommen hätte. Die Religion hatte Antheil an den Beschwerden der Böhmen, und nun stieg die Wut auf das höchste. Die Protestanten wollten die Kirchen wieder hergestellt wissen, welche die Katholiken hatten niederreissen lassen.

Des Matthias und Ferdinand's Staatsrat erklärte sich gegen die Protestanten. Diese

drangen in das Ratszimmer und stürzten drei von den vornemsten Räten aus dem Saalfenster auf die Gasse. Diese Heftigkeit bezeichnet die Wut des Volks, die fast allemal grösser ist, als die Grausamkeiten, worüber es sich beschwert. Das Sonderbarste aber war, daß die Aufrührer in einem Manifest behaupteten, sie hätten lediglich nach den Gesezen gehandelt, und hätten das Recht, die Räte, die sie unterdrükten, zum Fenster hinauszuwerfen. Oestreich nam Böhmen's Partei, und unter diesen Unruhen ward Ferdinand von Gräz zum Kaiser erwählt.

Seine neue Würde schrekte die Böhmischen Protestanten nicht, welche damals sehr stark waren. Sie glaubten sich berechtigt, den König wieder abzusezen, den sie gewählt hatten, und boten ihre Krone dem Kurfürsten von der Pfalz, Königs Jakob's des I. von England Eidam, an. Er nam diesen Thron an, ohne mächtig genug zu sein, sich auf demselben zu erhalten. Sein Vetter Maximilian von Baiern schlug ihn, mit den Kaiserlichen und seinen eignen Truppen, bei Prag, und nam ihm seine Krone und die Pfalz ab.

Den 16ten Nov 1620

Diese Schlacht war der Anfang des dreissigjährigen Blutbades. Der Sieg bei Prag entschied

schied auf einige Zeit den alten Zwist der Reichsfürsten und des Kaisers, und machte Ferdinand den II. zum unumschränkten Beherrscher. Er that den Kurfürsten von der Pfalz in die 1621. Reichsacht, durch ein blosses Dekret seines Hofgerichts, und echtete alle Fürsten und Herren seiner Partei, den Kaiserlichen Wahlkapitulationen zum Troz, welche nur einen Zügel für die Schwachen abgeben konnten.

Der Kurfürst von der Pfalz flüchtete nach Schlesien, Dänemark, Holland, England und Frankreich. Er gehörte zu den unglüklichen Fürsten, denen das Glük immer zuwider ist, und sahe alle Hülfsmittel fehlschlagen, auf die er hätte rechnen können. Er fand keine Hülfe bei seinem Schwiegervater, dem Könige von England, der bei dem Geschrei seiner Nation, bei den Bitten seines Eidams, und bei dem Interesse der Protestantischen Partei, deren Haupt er hätte sein können, taub war. Auch Ludwig der XIII. stand ihm nicht bei, ungeachtet derselbe ein sichtbares Interesse dabei hatte, die Unterdrükkung der Teutschen Fürsten zu verhindern. Ludwig der XIII. ward damals nicht von dem Kardinal de Richelieu regiert.

Dem Hause Pfalz, und der Protestantischen Union in Teutschland, blieb damals kein andrer Beistand übrig, als zwei Krieger, deren jeder eine kleine fliegende Armee hatte, wie die Condottieri in Italien. Der eine war ein Prinz von Braunschweig, dessen ganzes Eigenthum in der Verwaltung, oder Usurpation, des Bisthums Halberstadt bestand. Er nannte sich Gottes Freund, der Priester Feind, und verdiente den lezten Titel, weil er blos von Plünderung der Kirchen lebte. Die andre Stüze dieser zu Grunde gerichteten Partei war ein Abenteurer, ein unechter Zweig des Hauses Mansfeld, der des Titels Priesterfeind eben so würdig war, als der Prinz von Braunschweig.

Diese beiden Helfer konnten wohl dazu dienen, einen Theil von Teutschland zu verheeren, aber nicht, den Pfälzer, und das Gleichgewicht der Fürsten, wiederherzustellen. Der Kaiser,
1623. der nun in Teutschland fest sas, versammelt einen Reichstag zu Regensburg, und erklärt: **Da der Kurfürst von der Pfalz sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht, so sind seine Länder, Güter, und Würden, der Kai-**

serlichen Domänenkammer anheimgefallen. Weil Wir aber die Zal der Kurfürsten nicht vermindern wollen, so wollen, verordnen, und befelen Wir, daß Maximilian von Baiern mit dem Kurfürstenthum Pfalz belehnt werde. Er gab diese Belehnung wirklich vom Thron herab, und sein Vicekanzler erklärte, daß der Kaiser diese Würde aus eigner voller Macht verliehe.

Der Protestantische Bund, der seinem Untergange nahe war, wandte neue Anstrengungen an, um seinem völligen Umsturz vorzubeugen. Er sezte den König Christiern den IV. an seine Spize. England gab etwas Geld her; aber weder das Geld der Engländer, noch die Dänischen Truppen, weder Braunschweig noch Mansfeld, konnten gegen den Kaiser emporkommen, und dienten blos dazu, Teutschland zu verheeren. Ferdinand der II. triumphirte über alles, durch seine beiden Generals Wallenstein und Tilly. Der König von Dänemark ward immer an der Spize seiner Armee geschlagen, und Ferdinand, ohne aus seinem Hause zu kommen, war siegreich und allmächtig.

Er that den Herzog von Meklenburg, einen der Häupter der Protestantischen Union, in den Reichsbann, und gab dieses Herzogthum seinem General Wallenstein. Eben so erklärte er den Herzog Karl von Mantua in die Acht, weil er sich, ohne seinen Befel, in den Besiz seines Landes gesezt hatte, das ihm, nach dem Rechte der Geburt, zukam. Die Kaiserlichen Truppen überfielen und plünderten Mantua, und verbreiteten Schrekken in Italien. Er fing an, die alte Kette wieder zusammenzuziehn, welche Italien an das Reich geknüpft hatte, und seit so langer Zeit schlaf geworden war. Hundertundfunfzigtausend Soldaten, welche in Teutschland auf Diskrezion lebten, machten seine Gewalt ganz unumschränkt.

Diese Gewalt ward damals über ein sehr unglükliches Volk ausgeübt. Man kann dies aus der Münze abnemen, deren Zälwehrt damals viermal höher gesezt war, als der alte Wehrt, und die bei alledem noch geringhaltiger war. Der Herzog von Wallenstein sagte öffentlich: die Zeit wäre gekommen, die Kurfürsten den Herzogen und Pairs in Frankreich gleich zu machen, und die Bischöfe als Kapellanie des Kaisers zu behandeln. Dies ist eben der Wal-

lenstein, der sich in der Folge unabhängig machen, und seine Obern nur darum überwältigen wollte, um sich über sie zu erheben.

Der Gebrauch, den Ferdinand der II. von seinem Glük und von seiner Gewalt machte, zerstörte das eine und die andre. Er wollte sich, als gebietender Herr, in die Angelegenheiten von Schweden und Polen mischen, und gegen den jungen Gustav Adolph Partei nemen, welcher damals seine Ansprüche gegen seinen Verwandten, den König Sigismund von Polen, vertheidigte.

Dadurch zwang er also selbst diesen Fürsten, nach Teutschland zu kommen, und bereitete seinen eignen Untergang. Auch beschleunigte er sein Verderben dadurch, daß er die Protestantischen Fürsten zur Verzweiflung brachte.

Ferdinand der II. hielt sich mit Recht für
mächtig genug, den von Karl'n dem V. geschloss- 1629.
nen Passauer Frieden umzustossen, und, aus eigner Macht und Gewalt, allen Fürsten und Herren anzubefelen, die Bisthümer und Pfründen, deren sie sich bemächtigt hatten, wieder herauszugeben.

Dies Edikt ist noch stärker, als der Widerruf des Edikts von Nantes, welches, un-

ter Ludwig dem XIV. so viel Aufsehn gemacht hat. Diese beide gleiche Unternemungen hatten einen sehr ungleichen Erfolg. Der von den Protestantischen Fürsten, welchen der König von Dänemark nicht mehr beizustehn wagte, herbeigerufne Gustav Adolph kam, um sie zu rächen, und rächte sich selbst.

Der Kaiser wollte die Kirche wieder herstellen, um Herr davon zu sein. Der Kardinal de Richelieu erklärte sich wider ihn. Rom selbst war ihm hinderlich. Die Furcht vor seiner Macht war stärker, als das Interesse der Religion. Es war eben so wenig ausserordentlich, daß der Minister des Allerchristlichsten Königs, und der Römische Hof selbst, die Partei der Protestanten gegen einen furchtbaren Kaiser nam, als Franz den I. und Heinrich den II. mit den Türken, gegen Karl'n den V. verbunden zu sehn. Dies ist der stärkste Beweis, daß die Religion schweigt, wenn das Interesse spricht.

Man legt gern alle grosse Dinge einem einzigen Manne bei, wenn er einige grosse Dinge gethan hat. Es ist ein sehr allgemeines Vorurtheil in Frankreich, daß der Kardinal de Richelieu einzig und allein Gustav Adolph's Waffen nach Teutschland zog, und diese Staatsver-

änderung vorbereitete. Aber es ist augenscheinlich, daß er nichts anders that, als sich die Umstände zu Nuze machen.

Ferdinand der II. hatte dem Könige Gustav wirklich den Krieg angekündigt. Er wollte ihm Liefland wegnemen, dessen sich dieser junge Erobrer bemächtiget hatte. Er stand Sigismunden, seinem Mitwerber um das Königreich Schweden, gegen ihn, bei, und verweigerte ihm den Königstitel. Interesse, Stolz und Rache, riefen Gustaven nach Teutschland; und wenn ihn auch, als er in Pommern war, das Französische Ministerium nicht mit Gelde unterstüzt hätte, so würd' er doch nichts desto weniger, in einem schon angefangnen Kriege, das Glük der Waffen versucht haben.

Er war in Pommern Sieger, als Frankreich 1631. seinen Traktat mit ihm schlos. Dreimalhunderttausend Franken, die man ein für allemal gab, und neunmalhunderttausend, die man ihm jährlich bezalte, waren weder ein grosser Gegenstand, noch ein grosses Werk der Staatsklugheit, noch eine hinlängliche Beihülfe. Gustav Adolph that alles durch sich selbst. Er kam mit noch nicht funfzehntausend Mann nach Teutschland, hatte aber bald an vierzigtausend beisam-

men, weil er in dem Lande selbst sich rekrutirte, wo seine Truppen Nahrung fanden, und Teutschland selbst ihm zu seinen Eroberungen in Teutschland dienen musste. Er zwingt den Kurfürsten von Brandenburg, ihm die Festung Spandau, und überall freien Durchzug, zuzugestehn; und nötigt den Kurfürsten von Sachsen, ihm das Komando seiner eignen Truppen zu geben.

Die vom Tilly angeführte Kaiserliche Armee wird, vor den Thoren von Leipzig, auf's Haupt geschlagen. Alles unterwirft sich ihm, von den Ufern der Elbe an, bis an die Ufer des Rheins. Er sezt in einem Augenblik, an Einem Ende von Teutschland, den Herzog von Meklenburg wieder in seine Staaten ein, und erscheint fast zu gleicher Zeit am andern Ende desselben in der Pfalz, nachdem er Mainz weggenommen hat.

Den 17ten Sept. 1631.

Der Kaiser, der unbeweglich in Wien bleibt, und, in weniger als Einem Feldzuge, von der hohen Stufe der Grösse heruntergesunken ist, die so fürchterlich geschienen hatte, sieht sich dahin gebracht, den Pabst Urban den VIII. um Geld und Truppen anzusprechen. Beides wird ihm abgeschlagen. Er will den Römischen Hof bewegen, einen Kreuzzug gegen Gustaven auszuschreiben. Der heilige Vater verspricht ein Jubeljahr statt eines Kreuzzuges.

Gustav zieht siegreich durch ganz Teutschland. Er führt den Kurfürsten von der Pfalz nach München, der doch wenigstens den Trost hat, den Pallast desjenigen zu betreten, der ihm seine Besizungen genommen hatte. Dieser Kurfürst war im Begrif, in sein Kurfürstenthum, und sogar in das Königreich Böhmen, wieder eingesezt zu werden, und zwar durch die Hände des Erobrers, als Gustav, in der zweiten Schlacht bei Leipzig, auf dem Felde von Lüzen, Den 6ten mitten in seinem Siege, das Leben verlor. Die- Novb. ser Tod hatte den verderblichsten Einflus auf 1632. den Kurfürsten von der Pfalz, der damals krank war, sich nun ohne alle Rettung für verloren hielt, und so sein unglükliches Leben endigte.

Wenn man frägt, wie es zuging, daß Nordische Schwärme ehmals das Römische Reich eroberten, so sehe man, was Gustav, in Zeit von zwei Jahren, gegen Völker gethan hat, die kriegrischer waren, als das Römische Reich damals war; und dann wird man sich nicht mehr wundern.

Es ist eine aller Aufmerksamkeit würdige Begebenheit, daß weder Gustav's Tod, noch die Minderjährigkeit seiner Tochter, der Königin Christine von Schweden, noch die blutige

Niederlage der Schweden bei Nördlingen, der Eroberung den mindesten Eintrag that. Damals spielte das Französische Ministerium wirklich die Hauptrolle. Es schrieb, durch seinen Beistand, den Schweden, und den Protestantischen Teutschen Fürsten, Geseze vor; und dies brachte nachher dem Könige von Frankreich, auf Kosten des Hauses Oestreich, den Elsas zuwege.

Gustav Adolph hatte sehr grosse Generale, die er gebildet hatte, nach sich gelassen. Dies ist beinahe der Fall bei allen Eroberern. Sie wurden von einem Helden aus dem Hause Sachsen, Bernhard von Weimar, unterstüzt, der von dem alten Kurzweig abstammte, den Karl der V. seiner Besizungen beraubt hatte, und der noch Has gegen das Haus Oestreich athmete.

Der ganze Besiz dieses Fürsten schränkte sich auf eine kleine Armee ein, die er in diesen unruhigen Zeiten zusammengeworben hatte, die von ihm gebildet und im Kriege geübt war, und ihren Sold mit ihrem Degen suchen musste. Frankreich bezälte diese Armee, so wie es damals die Schweden besoldete.

Der Kaiser, der nicht aus seinem Kabinet kam, hatte ihnen keinen grossen General mehr

entgegen zu sezen. Er hatte sich selbst des einzigen Mannes beraubt, der seine Waffen, und seinen Thron, wieder emporbringen konnte. Er fürchtete nemlich, der berühmte Herzog von **Wallenstein**, dem er eine unbegrenzte Macht über seine Armeen gegeben hatte, würde sich dieser gefärlichen Gewalt, gegen ihn selber, bedienen. Er lies daher diesen General, welcher unabhängig sein wollte, meuchlings ermorden. Den 3ten Febr. 1634.

So hatte sich Ferdinand der I. des in Ungarn zu mächtig gewordnen Kardinals Martinusius entledigt; und Heinrich der III. den Kardinal und den Herzog de Guise aus dem Wege räumen lassen.

Hätte Ferdinand der II. seine Armeen selbst kommandirt, wie es, bei diesen kritischen Umständen, seine Schuldigkeit war, so hätte er nicht nötig gehabt, zu dieser Rache schwacher Geister seine Zuflucht zu nemen, die er für notwendig hielt, und die Ihn um nichts glüklicher machte.

Nie ward Teutschland mehr gedemütigt, als damals. Ein Schwedischer Kanzler herrschte daselbst, und hielt alle Protestantische Fürsten unter seiner Botmässigkeit. Dieser Kanzler Oxenstierna, der anfänglich den Geist Gustav Adolph's, seines Herrn, athmete, wollte nicht, daß die

Franzosen an der Frucht von Gustav's Eroberungen Antheil haben sollten; aber nach der Schlacht bei Nördlingen sah er sich genötigt, den Französischen Minister zu bitten, daß er sich möchte gefallen lassen, den Elsas, unter dem Titel eines Protektors, in Besiz zu nemen.

Der Kardinal de Richelieu versprach Elsas dem Bernhard von Weimar, und that alles, was er konnte, um Frankreich den Besiz dieses Landes zu versichern. Bis dahin hatte das Französische Ministerium in die Zeit gesehn, und unter der Hand gewirkt; nun aber trat es hervor. Es kündigte beiden Zweigen des Hauses Oestreich, welche beide in Spanien und im Teutschen Reich geschwächt waren, den Krieg an. Dies ist der wichtigste Zeitpunkt von diesem dreissigjährigen Kriege. Frankreich, Schweden, Holland und Savoyen, griffen, zu gleicher Zeit, das Haus Oestreich an, und Heinrich's des IV. wahres Staatssystem ward nun befolgt.

Den 15ten Febr. 1637. Ferdinand der II. starb, unter diesen traurigen Umständen, in seinem neunundfunfzigsten Jahre, nach einer achtzehnjährigen Regierung, die immer, durch innerliche und auswärtige Kriege, beunruhigt ward, und hatte nie anders, als aus seinem Kabinet, gefochten. Er war sehr

unglüklich, weil er im Glük glaubte, blutdürstig sein zu müssen, und in der Folge grosse Widerwärtigkeiten auszustehn hatte.

Teutschland war noch unglüklicher, als er. Es ward wechselsweise durch sich selbst, durch die Schweden, und durch die Franzosen, verwüstet, musste Mangel und Hungersnot erdulden, und versank in Barbarei, als eine unvermeidliche Folge eines so langwierigen und so unglüklichen Krieges.

Ferdinand der II. ist, als ein grosser Kaiser, gepriesen worden, und Teutschland war nie mehr zu beklagen, als unter seiner Regierung. Unter dem verachteten Rudolph dem II. war es glüklich gewesen.

Ferdinand der II. hinterlies seinem Sohne Ferdinand dem III., der schon zum Römischen König gewählt war, das Reich, aber ein zerrissnes Reich, wovon Frankreich und Schweden die Beute theilten.

Unter Ferdinand dem III. nam Oestreich's Macht immer mehr ab. Die in Teutschland eingenistete Schweden gingen nicht wieder heraus. Das mit denselben verbundne Frankreich unterstüzte immer die Protestantische Partei mit seinem Gelde, und mit seinen Waffen; und ob

es gleich selbst in einen anfänglich unglüklichen Krieg mit Spanien verwikkelt war, und das Ministerium oft Verschwörungen, oder bürgerliche Kriege zu dämpfen hatte, so triumphirte es doch über das Teutsche Reich, wie ein Verwundeter, mit fremder Hülfe, einen Feind zu Boden wirft, der stärker verwundet ist, als er selber.

Der Herzog **Bernhard von Weimar**, ein Abkömmling des unglüklichen Herzogs von Sachsen, den **Karl der V.** seiner Besizungen beraubt hatte, rächte an Oestreich das Unglük seines Hauses. Er war einer von Gustav's Generalen gewesen, und es war keiner unter seinen Generalen, der nicht, nach dem Tode desselben, Schweden's Ruhm aufrecht erhielt. Der Herzog von **Weimar** war dem Kaiser der verderblichste von allen.

Er hatte zwar gleich Anfangs die grosse Schlacht bei Nördlingen verloren; als er aber nachher, mit Französischem Gelde, eine Armee zusammengebracht hatte, die blos ihm gehorchte, gewann er, in weniger als vier Monaten, vier Schlachten gegen die Kaiserlichen. Er hofte, sich ein unabhängiges Land am Rheine zu verschaffen. Frankreich selbst garantirte ihm, durch seinen Traktat den Besiz des Elsasses.

Dieser neue Erobrer starb, in einem Alter 1639.
von fünfunddreissig Jahren, und vermachte seine Armee seinen Brüdern, wie man sein Vatergut vermacht. Frankreich aber, welches mehr Geld hatte, als die Brüder des Herzog von Weimar, kaufte die Armee, und sezte die Eroberungen für sie fort. Der Marechal de Guebriant, der Vicomte de Türenne, und der Herzog d'Enghien, der hernach der grosse Condé ward, vollendeten, was der Herzog von Weimar angefangen hatte. Die Schwedischen Generale Banner und Torstensohn bedrängten Oestreich von der einen Seite, unterdessen daß Türenne und Condé es von der andern Seite angriffen.

Ferdinand der III., von so vielen Erschütterungen ermüdet, sahe sich endlich genötigt, den Westphälischen Frieden zu schliessen. Die Schweden und die Franzosen wurden, durch diesen berühmten Frieden, Teutschland's Gesezgeber in der Staatskunst und Religion. Der Zwist der Kaiser und der Reichsfürsten, der seit siebenhundert Jahren fortdauerte, ward endlich beigelegt. Teutschland ward eine grosse, aus einem Könige, aus den Kurfürsten, den Reichsfürsten, und Reichsstädten, zusammengesezte Aristokratie.

Das erschöpfte Teutschland musste noch den Schweden, die es verheert und ihm den Frieden gegeben hatten, fünf Millionen Reichsthaler bezalen. Die Könige von Schweden wurden Reichsfürsten, und liessen sich den besten Theil von Pommern, Stettin, Wismar, Rügen, Verden, Bremen, und andre beträchtliche Ländereien, abtreten. Der König von Frankreich ward Landgraf von Elsas, ohne Reichsfürst zu sein.

Das Haus Pfalz ward endlich in seine Rechte wiederhergestellt, die Oberpfalz ausgenommen, welche dem Baierschen Hause verblieb. Die Anforderungen der geringsten Edelleute wurden von den Bevollmächtigten, wie vor einem höchsten Gerichtshof, abgehandelt. Hundertundvierzig Zurükgaben wurden verordnet, und bewerkstelligt. Die drei Religionen, die Römischkatholische, die Lutherische, und die Kalvinische, wurden, eine wie die andre, bestätigt. Das Kaiserliche Reichskammergericht ward aus vierundzwanzig Protestantischen, und sechsundzwanzig Katholischen, Mitgliedern zusammengesezt, und der Kaiser musste sogar in seinen Reichshofrat zu Wien sechs Protestantische Mitglieder aufnemen.

Ohne diesen Frieden wäre Teutschland das geworden, was es unter Karl's des Grossen Nachfolgern war, ein beinahe wildes Land. Die Städte waren, von Schlesien bis an den Rhein, verwüstet, die Felder unbebaut, die Dörfer öde. Die von dem Kaiserlichen General Tilly eingeäscherte Stadt Magdeburg war nicht wieder aufgebaut. Der Handel von Augsburg und Nürnberg war zerstört.

Es waren fast keine Manufakturen mehr vorhanden, als Eisen- und Stahl-Manufakturen. Geld war ausserordentlich selten. Alle Bequemlichkeiten des Lebens waren unbekannt. Die Sitten zeugten von der Rauhigkeit, welche dreissig Kriegsjahre allen Gemüthern mitgetheilt hatten. Es gehörte ein ganzes Jahrhundert dazu, um Teutschland alles das zu verschaffen, was ihm fehlte.

Die Französischen Flüchtlinge machten den Anfang zu dieser Reform, und Teutschland hat, vor allen Ländern, aus der Widerrufung des Edikts von Nantes den grössten Nuzen gezogen. Alles Uebrige ist durch sich selbst, und mit der Zeit, zu Stande gekommen. Die Künste pflanzen sich immer, von einem Nachbar auf den andern, fort, und Teutschland ist

endlich eben so blühend geworden, als es Italien, im sechszehnten Jahrhunderte, war, da so viel Fürsten an ihren Höfen Pracht und Verfeinerung um die Wette unterhielten.

Sechstes Kapitel.

Von England bis zu dem Jahre 1641.

Wenn Spanien, nach Philipp dem II., schwächer ward; wenn Frankreich, nach Heinrich dem IV., bis zu den glüklichen Fortschritten des Kardinals de Richelieu, im Verfall und Unruhen geriet: so kam England auch auf lange Zeit, nach der Königin Elisabet, in Verfall. Ihr Nachfolger Jakob der I. hätte mehr Einflus, als sie, in Europa haben müssen, weil er die Schottische Krone mit der Englischen verband; und doch war seine Regierung weit minder glänzend.

Es ist zu merken, daß die Geseze der Thronfolge in England nicht so stark und unverlezlich waren, als in Frankreich und Spanien. Man sieht das Testament der Königin Elisabet, wodurch Jakob zur Krone berufen
1603. ward, für einen seiner Rechtsansprüche an,

und Jakob hatte befürchtet, in dem Testamente einer hochgeschäzten Königin, deren lezter Wille die Nation hätte lenken können, nicht genannt zu werden.

Ungeachtet dessen, was er dem Testamente der Elisabet zu danken hatte, betrauerte er die Mörderin seiner Mutter nicht. Sobald er zum König anerkannt war, glaubte er, ein göttliches Recht dazu zu haben. Aus dieser Ursach lies er sich den Titel geheiligte Majestät beilegen. Dies war der erste Grund des Misvergnügens der Nation, und der unerhörten Unglüksfälle seines Sohnes und seiner Nachkommenschaft.

In den ersten ruhigen Jahren seiner Regierung entspann sich die schreklichste Verschwörung, die jemals in menschliche Herzen gekommen ist. Alle andre Komplotte, welche Rachsucht, Staatsklugheit, und die Barbarei bürgerlicher Kriege hervorgebracht haben, selbst der Fanatismus, kommen der Grausamkeit der Pulververschwörung nicht gleich. Die Englischen Katholiken hatten Nachgiebigkeiten von dem Könige erwartet, welche nicht erfolgten. Einige derselben, welche mehr, als andre, von der Parteiwut, und von jener finstern Gall-

süchtigkeit besessen waren, welche zu grossen Verbrechen hinreisst, beschlossen, ihre Religion in England zur herrschenden zu machen, und zu dem Ende, mit einem einzigen Schlage, den König, die Königliche Familie, und alle Pairs des Königreichs, auszurotten.

Im Febr. 1605. Ein Percy, aus dem Hause Northumberland, ein Catesby, und verschiedne andre, fassten den Gedanken, sechsunddreissig Tonnen Pulver unter das Parliamentshaus bringen zu lassen, wo der König die Anrede an sein Parliament halten sollte. Nie war ein Verbrechen leichter auszuführen, und nie schien ein Erfolg sichrer. Niemand konnte ein so unerhörtes Unternemen argwohnen. Kein Hindernis konnte sich dazwischen legen.

Die sechsunddreissig Fässer Pulver, die man in Holland, zu verschiednen Zeiten, hatte aufkaufen lassen, waren schon unter dem Balken der Parliamentskammer, in einen, seit einigen Monaten von Percy gemieteten, Kohlenkeller, hingebracht. Man erwartete nur den Tag der Versammlung. Es war nichts dabei zu befürchten, als die etwanigen Gewissensbisse irgend eines Mitverschwornen; aber die Jesuiten Garnet und Oldekorn, bei

welchen sie gebeichtet, hatten alle ihre Gewissensskrupel aus dem Wege geräumt.

Percy, der, ohne Mitleid, den Adel und den König um das Leben bringen wollte, hatte Mitleid mit einem seiner Freunde, Namens Monteagle, welcher Pair des Königreichs war; und diese einzige Regung der Menschlichkeit brachte die Unternemung zum Scheitern. Er schrieb, unter fremder Hand, an diesen Pair: Wenn Euch Euer Leben lieb ist, so wohnet der Eröfnung des Parliaments nicht bei. Gott und Menschen sind darüber einig, die Verkehrtheit der jezigen Zeit zu bestrafen. Die Gefahr wird nicht länger dauern, als die Zeit, die Ihr nötig habt, diesen Brief zu verbrennen.

Percy hielt es, in seiner sorglosen Sicherheit, für unmöglich, zu erraten, daß das ganze Parliament, durch einen Vorrat von Pulver, umkommen sollte. Als indessen der Brief im Königlichen Konseil verlesen war, und niemand die Beschaffenheit des Komplots, wovon nicht die geringste Anzeige vorhanden war, mutmaassen konnte, dachte der König über die kurze Zeit nach, welche die Gefahr dauern

sollte, und erriet ganz genau den Anschlag der Verschwornen. Auf seinen Befel werden, in der Nacht vor dem Tage der Versammlung, die Keller unter dem Saale durchsucht. Man trift einen Menschen an der Thüre, mit der Lunte, und ein Pferd, das auf ihn wartet. Man findet die sechsunddreissig Fässer Pulver.

Percy, und die Häupter der Verschwörung, hatten, bei der ersten Nachricht von der Entdekkung, noch die Zeit, hundert Katholische Reiter zusammenzubringen, und sie verkauften ihr Leben theuer. Nur acht Verschworne wurden gefangen, und hingerichtet. Die beiden Jesuiten hatten ein gleiches Schiksal. Der König behauptete öffentlich, sie wären rechtmässig verurtheilt; ihr Orden aber behauptete ihre Unschuld, und machte sie zu Märterern. So war der Geist der Zeit in allen Ländern beschaffen, wo die Religionsstreitigkeiten die Menschen verblendeten, und bethörten.

Indessen war die Pulververschwörung das einzige grosse Beispiel von Grausamkeit, welches die Engländer, unter Jakob's des I. Regierung, der Welt gaben. Er war so we-

nig Verfolger, daß er vielmehr offenbare Toleranz übte. Den Presbyterianern verwies er sehr hart ihre damalige Lehre, daß die Hölle notwendig die künftige Wohnung eines jeden Römischkatholischen sein müsste.

Seine Regierung war ein zweiundzwanzigjähriger Friede. Die Handlung blühte, und die Nation lebte im Ueberflus. Doch ward diese Regierung auswärtig und daheim verachtet. Auswärtig, weil er, der an der Spize der Protestantischen Partei in Europa stand, dieselbe, bei der entscheidenden Gährung im Böhmischen Kriege, nicht gegen die Katholische Partei unterstüzte; seinen Eidam, den Kurfürsten von der Pfalz, verlies; unterhandelte, wenn er schlagen sollte; sich von den Höfen zu Wien und Madrid zugleich betrügen lies; immer glänzende Gesandschaften schikte, und doch niemals Bundsgenossen hatte.

Sein geringer Kredit bei den fremden Nationen trug nicht wenig dazu bei, ihn auch um denjenigen zu bringen, den er bei der seinigen hätte haben sollen. Sein Ansehn in England erlitt selbst durch die Probe einen grossen Stos, worauf er es dadurch sezte, daß er demselben zu viel Gewicht und Glanz

beilegen wollte, und seinem Parliament unaufhörlich vorsagte, Gott hätte ihn zum unumschränkten Herrn gemacht, und alle ihre Privilegien wären nur Begünstigungen Königlicher Gnade. Dadurch reizte er die Parliamenter, die Grenzen der Königlichen Gewalt, und der Rechte der Nation, zu untersuchen. Von der Zeit an bemühte man sich, Grenzen festzusezen, die bis dahin nicht recht bekannt gewesen waren.

Des Königs Beredsamkeit diente blos dazu, ihm strenge Kritiken zuzuziehn. Man lies seiner Gelehrsamkeit nicht alle Gerechtigkeit widerfahren, die er zu verdienen glaubte. Heinrich der IV. nannte ihn niemals anders, als Meister Jakob, und seine Unterthanen gaben ihm auch keine schmeichelhaftere Namen. Auch sagte er zu seinem Parliament: Ich habe Euch gepfiffen, und Ihr wolltet nicht tanzen; ich sang Euch Klagelieder vor, und Ihr wurdet nicht gerührt. Da er auf diese Weise seine Rechte durch unnüze übelaufgenommne Reden auf's Spiel sezte, bekam er fast niemals das Geld, das er verlangte. Seine Freigebigkeiten und sein Geldmangel nötigten

ihn, wie viele andre Fürsten, Würden und Titel zu verkaufen, welche die Eitelkeit immer theuer bezalt. Er machte zweihundert Ritter zu Erbbaronets, und diese unbedeutende Ehre ward von jedem derselben mit zweitausend Pfund Sterling bezalt. Der ganze Vorzug dieser Baronets bestand darin, daß sie den Vortritt vor den Rittern hatten. Weder diese noch jene hatten Siz im Oberhause, und der Ueberrest der Nation achtete diesen neuen Rang sehr wenig.

Was die Engländer hauptsächlich von ihm abwendig machte, war, daß er sich seinen Günstlingen so ganz überlies. Ludwig der XIII., Philipp der III., und Jakob, hatten, zu gleicher Zeit, die nemliche Schwachheit; und unterdessen, daß Ludwig der XIII. sich von Cadenet, der zum Herzog de Luines erhoben war, und Philipp der III. von Sandoval, den er zum Herzog de Lerma gemacht hatte, ganz und gar regieren liessen, stand Jakob unter der Herrschaft eines Schottländers, Namens Carr, den er zum Herzog von Sommerset ernannte. Hernach verlies er diesen Liebling für einen gewissen Geor-

ge Villers, wie ein Frauenzimmer einen Liebhaber, um des andern willen, verlässt.

Dieser George Villers ist eben der Buckingham, der damals, durch seine reizende Gestalt, durch seine Liebschaften, und durch seine Ansprüche, in Europa in so grossem Ruf stand. Er war der erste Edelmann in England, welcher Herzog ward, ohne mit den Königen verwandt oder verschwägert zu sein. Dies war eine von den eigensinnigen Launen des menschlichen Verstandes, daß ein König, der sich auf die Theologie legte, und Kontroversen schrieb, sich ohne Rükhalt einem Romanhelden überlies.

Buckingham sezte dem Prinzen von Wales, der hernach der unglükliche Karl der I. ward, in den Kopf, verkleidet, und ohne einiges Gefolge, nach Madrid zu gehn, um die Liebe der Infantin von Spanien zu werben, wegen deren Vermälung mit diesem jungen Prinzen man damals in Unterhandlung stand. Er erbot sich, auf dieser Reise im Geschmak der fahrenden Ritterschaft Knappendienste zu thun. Jakob, den man den Salomo von England nannte, bot die Hände zu diesem thörichten Abenteuer, wobei er

die Sicherheit seines Sohnes auf's Spiel sezte. Jemehr er genötigt war, damals das Haus Oestreich zu schonen, um desto weniger konnte er der Sache der Protestanten, und seines Tochtermanns, des Kurfürsten von der Pfalz, nüzen.

Um das Abenteuer vollständig zu machen, beleidigte der Herzog von Buckingham den Premierminister, Herzog-Graf d'Olivarez, in dessen Gemalin er verliebt war, mit Worten, brach die Heurat mit der Infantin ab, und führte den Prinzen von Wales, eben so schnell wieder nach England, als er gekommen war. Er unterhandelte sogleich um Karl's Vermälung mit Henrietten, Heinrich's des IV. Tochter, und Ludwig's des XIII. Schwester, und ob er sich gleich in Frankreich noch grössere Verwegenheiten erlaubte, als in Spanien, so gelang es ihm doch.

Jakob aber konnte bei seiner Nation seinen verlornen Kredit niemals wieder erlangen. Die Vorrechte der Königlichen Majestät, die er in alle seine Reden mischte, aber nicht durch seine Handlungen unterstüzte, gaben einer Faktion das Dasein, welche in der Folge den Thron umstürzte, und ihn mehr als einmal

vergab, nachdem sie ihn mit Blut besudelt hatte.

Dies war die Faktion der Puritaner, die zum Theil noch, unter dem Namen der Whigs, fortdauert. Die entgegengesezte Partei, welche es mit der Anglikanischen Kirche, und mit der Königlichen Gewalt hielt, hat den Namen der Torys angenommen. Diese Feindseligkeiten hauchten der Nation, von Stund' an, einen Geist der Hartherzigkeit, Heftigkeit, und des mürrischen Wesens, ein, der den kaum entwikkelten Keim der Wissenschaften und der Künste wieder erstikte.

Zu Elisabet's Zeiten hatten einige Genies das bis dahin noch immer ungebaut gebliebne Feld der Wissenschaften in England zu bebauen angefangen. Shakspeare, und nach ihm Ben Johnson, hatten die Schaubühne veredelt, Spencer das Heldengedicht wieder auferwekt, Franz Baco, schäzbarer durch seine gelehrte Arbeiten, als durch seinen Kanzlerposten, der Philosophie eine ganz neue Laufbahn geöfnet. Die Menschen wurden verfeinerter und aufgeklärter. Die Zänkereien der Klerisei und die Zwistigkeiten zwischen der Kö-

niglichen Partei und dem Parliament führten aber die alte Barbarei wieder ein.

Die Grenzen der Königlichen Gewalt, der Parliamentsprivilegien, und der Freiheiten der Nation, waren in England sowohl, als in Schottland, schwer zu unterscheiden. Mit den Rechten des Anglikanischen und Schottischen Bischofsstuhles hatte es die nemliche Bewandnis. Heinrich der VIII. hatte alle Schranken niedergerissen; Elisabet fand einige neu aufgerichtete, welche sie mit Geschiklichkeit wegzuräumen und wieder aufzurichten wusste. Jakob der I. stritt dagegen; er ris sie nicht nieder, behauptete aber, daß sie alle weggerissen werden müssten, und die von ihm solchergestalt gewarnte Nation machte Anstalten, sie zu vertheidigen. Karl der I. wollte, gleich 1625
nach seiner Thronbesteigung, thun, was sein und in den
Vater zu oft in Anregung gebracht, aber nie- folg.
mals ausgeführt hatte. Jah.

England war so, wie Teutschland, Polen, Schweden, und Dänemark, im Besiz, seinen Landesherren Subsidien, wie ein freiwilliges Geschenk zu bewilligen. Karl der I. wollte seinem Schwager, dem Kurfürsten von der Pfalz, und den Protestanten, gegen den Kai-

ser, beistehn. Sein Vater Jakob hatte endlich, im lezten Jahre seines Lebens, diesen Entschlus gefasst, als es schon zu spät war. Man musste Geld haben, um Truppen in die untere Pfalz zu schikken, und andre Unkosten zu bestreiten. Nur mit Hülfe dieses Metalls ist man mächtig, seitdem dasselbe das Vorstellungszeichen aller Dinge geworden ist.

Der König forderte das Geld, als eine Schuld; das Parliament wollte es blos, als ein freiwilliges Geschenk bewilligen, und verlangte, daß der König die Misbräuche abschafte, ehe es seine Einwilligung gäbe. Wenn man in jedem Lande erst alle Misbräuche abgeschaft wissen wollte, ehe man Truppen anwürbe, so würde man niemals zum Kriegführen kommen. Karl der I. ward von seiner Schwester, der Kurfürstin von der Pfalz, zu dieser Zurüstung bewogen. Durch sie war ihr Gemal gezwungen worden, die Böhmische Krone anzunemen, sie hatte hernach, fünf ganzer Jahre lang, ihrem Vater angelegen, ihr beizustehn, und endlich, durch das Zureden des Herzogs von Buckingham, den so lange verzögerten Beistand erhalten.

Das Parliament bewilligte nur eine sehr geringe Beihülfe. Es gab in England einige Beispiele von Königen, welche, wenn sie kein Parliament zusammenberufen wollten, und doch Geld nötig hatten, solches den Privatpersonen, als ein Anlehn abgepresst hatten. Das Anlehn war immer erzwungen. Der Anleiher verlor gemeiniglich sein Geld, und wer nicht borgen wollte, ward in's Gefängnis gesezt. Diese tyrannische Mittel waren bei solchen Gelegenheiten angewendet worden, wo ein festsizender, und mit gewafneten Truppen versehner, König einige Bedrükkungen ungestraft verüben konnte. Karl der I. bediente sich dieses Mittels auch; milderte es aber einigermaassen. Er borgte etwas Geld, und schafte sich damit eine Flotte und Soldaten an, welche zurükkamen, ohne das Geringste ausgerichtet zu haben.

Es musste ein neues Parliament zusammenberufen werden. Das Unterhaus, anstatt dem Könige Beistand zu bewilligen, verfolgte seinen Günstling, den Herzog von Buckingham, dessen Macht und Stolz die Nation empörten. Karl, der den, in der Person seines Ministers ihm angethanen, Schimpf nicht 1626.

dulden wollte, lies zwei Mitglieder des Unterhauses, die in der Anklage die hizigsten gewesen waren, in Verhaft nemen.

Dieses despotische Verfahren, welches die Geseze beleidigte, wusste er nicht durchzusezen, und die Schwachheit, womit er die beiden Gefangnen wieder losgab, machte die, durch die Gefangennemung der beiden Parliamentsglieder gegen ihn aufgebrachten, Gemüter, noch dreister gegen ihn. Einen Pair des Reichs sezte er aus gleicher Ursache in's Gefängnis, und lies ihn, auf eben die Weise, wieder los Dies war nicht der Weg, Subsidien zu bekommen, und er erhielt auch keine. Die gezwungnen Anleihen dauerten fort. Man legte den Bürgern, welche nicht borgen wollten, Soldaten in die Häuser, und dieses Verfahren machte vollends aller Herzen abwendig. Der Herzog von Buckingham vermehrte noch das allgemeine Misvergnügen durch seinen fruchtlosen Kriegszug nach Rochelle.

1627. Es ward ein neues Parliament zusammenberufen; aber das hies, aufgebrachte Bürger in nähere Verbindung bringen. Sie dachten auf nichts, als wie sie die Rechte der Nation und des Parliaments wieder herstellen wollten.

Sie

Sie stimmten dahin, daß das berühmte Gesez *Habeas corpus*, diese Schuzwehr der Freiheit, nie verlezt werden müsste; daß kein Geld anders, als mittelst einer Parliamentsakte, aufgenommen werden dürfte, und daß es eine Verlezung der Freiheit und des Eigenthums wäre, wenn man Soldaten in die Bürgerhäuser legte.

Der König, der immer hartnäkkig darauf bestand, seine Gewalt aufrecht zu erhalten, und Geld zu fordern, schwächte die erste, ohne zu dem leztern zu gelangen. Immer wollte man dem Herzoge von Buckingham den Prozes machen. Ein Fanatiker, Namens Felton, der, 1628.
wie schon gesagt, durch den allgemeinen Groll in Mut gesezt war, brachte ihn, in seinem eignen Hause, mitten unter seinen Höflingen, meuchlings um's Leben; und dieser Streich bewies, welche Raserei damals anfing, sich der Gemüter der Nation zu bemächtigen.

Es war eine kleine Abgabe auf die Ein- und Ausfuhr der Waaren gelegt, welche man den Tonnen- und Waage-Zoll nannte. Diesen Zoll hatte der verstorbne König, kraft einer Parliamentsakte, immer genossen, und Karl glaubte, dazu keiner neuen Akte nötig zu haben.

Als nun drei Londoner Kaufleute sich weigerten, diese kleine Taxe zu erlegen, namen ihnen die Zollbedienten ihre Waaren weg. Einer dieser drei Kaufleute war ein Mitglied vom Unterhause. Da dieses seine Freiheiten, und die Freiheiten des Volks zugleich, zu vertheidigen hatte, so verfolgte es die Königlichen Zollbedienten. Der aufgebrachte **König** hob das Parliament auf, und lies vier Mitglieder des Unterhauses in Verhaft nemen. Dies sind die ersten geringfügigen Begebenheiten, welche den ganzen Staat umkehrten, und den Thron mit Blut besprüzten.

Mit diesen Quellen des öffentlichen Elends vereinigte sich noch der Strom der kirchlichen Zwistigkeiten in Schottland. **Karl** wollte seines Vaters Entwürfe in der Religion, wie im Staate, ausführen. Vor **Marie Stuart** war die Bischöfliche Würde in Schottland, zu den Zeiten des Reformation, nicht abgeschaft worden; aber die Presbyterianer hielten diese Protestantische Bischöfe unter dem Joche. Eine Republik von Priestern, die unter sich gleichen Rang hatten, beherrschte das Schottische Volk. Dies war das einzige Land auf Erden, wo Ehrenstellen und Reichthümer den Bischöfen keine Gewalt gaben. Den Siz im Parliamente, die

Ehrenvorrechte, und die Einkünfte ihrer Bischöflichen Würde, behielten sie bei; aber sie waren Hirten ohne Heerde, und Pairs des Reichs ohne Einflus.

Das Schottische Parliament, welches ganz aus Presbyterianern bestand, lies die Bischöfe blos fortdauern, um sie herunterzusezen. Die alten Abteien waren in den Händen weltlicher Besizer, welche, Kraft dieses Abttitels, Siz und Stimme im Parliament hatten. Nach und nach verringerte sich die Anzal dieser Titularäbte. Jakob der I. stellte die Bischöfliche Würde mit allen ihren Rechten wieder her. Der König von England ward in Schottland nicht für das Oberhaupt der Kirche anerkannt; weil er aber in dem Lande geboren war, und an verschiedne Mitglieder das Englische Geld, die Jahrgehalte, und die Ehrenstellen, verschwendete, so war seine Herrschaft in Edimburg grösser, als in London.

Die Wiederherstellung der Bischöflichen Würde hinderte die Gesellschaft der Presbyterianer nicht an ihrer Fortdauer. Diese beide Gesellschaften stiessen immer gegen einander, und die Synodalrepublik behielt immer das Uebergewicht über die Episkopalmonarchie. Jakob, welcher die Bischöfe als Anhänger des Throns, und die

Presbyterkalvinisten als Feinde desselben, betrachtete, glaubte, das Schottische Volk endlich auf die Seite der Bischöfe zu bringen, wenn er eine neue Liturgie einführen lies, welches eigentlich die Anglikanische war. Er starb, eh' er dieses Vorhaben ausführen konnte, welches nun sein Sohn Karl in's Werk zu richten gedachte.

Die Liturgie bestand in einigen Gebetsformeln, in einigen Ceremonien, und in einem Chorrok, welchen die Prediger in der Kir-
1637. che tragen mussten. Kaum hatte der Bischof von Edimburg in der Kirche die Vorschrift zu diesen gleichgültigen Gebräuchen abgelesen, als das Volk sich wütend gegen ihn empörte, und ihn mit Steinen warf. Der Aufruhr ging von Stadt zu Stadt. Die Presbyterianer schlossen einen Bund, als wenn es auf den Umsturz aller göttlichen und menschlichen Geseze angesehn wäre. Die den Grossen so natürliche Leidenschaft, ihre Unternemungen durchzusezen, von der einen, und die Wut des Pöbels von der andern Seite, fachten einen bürgerlichen Krieg in Schottland an.

Damals wusste man nicht, wer das Kriegesfeuer nährte, und Karl's tragisches Ende vorbereitete; das war der Kardinal de Richelieu.

Dieser Minister und König in Einer Person wollte die Maria de' Medici hindern, bei ihrer Tochter in England eine Zuflucht zu finden, und Karl'n in Frankreich's Interesse ziehn; bekam aber von dem mehr stolzen, als staatsklugen, Englischen Monarchen abschlägige Antworten, die ihn verdrossen.

Man liest in einem Briefe des Kardinals an den Grafen d'Estrades, damaligen Gesandten am Englischen Hofe, die von uns schon angeführten sehr merkwürdigen Worte: Es wird den König und die Königin von England gereuen, ehe ein Jahr vergeht, daß sie meine Anerbietungen gering geschäzt haben. Man wird bald erfahren, daß man mich nicht verachten mus. 1637.

Er hatte unter seinen Sekretären einen Irrländischen Priester, den er nach London und Edimburg schikte, um mit Geld den Saamen der Zwietracht unter die Puritaner auszustreuen. Auch von diesem Kunstgrif enthält der Brief an den Grafen d'Estrades die Beweise. Wenn man alle Archive öfnete, so würde man immer die Religion dem Interesse und der Rachsucht aufgeopfert sehn.

Die Schottländer rüsteten sich zum Kriege. Karl nam seine Zuflucht zur Anglikanischen Geistlichkeit, und selbst zu den Englischen Katholiken, welche alle gleichen Has gegen die Puritaner hegten. Sie gaben ihm blos darum Geld, weil es ein Religionskrieg war; er bekam sogar zwanzigtausend Mann auf etliche Monate. Diese zwanzigtausend Mann halfen ihm nicht viel mehr, als zum Unterhandeln; und als der grösste Theil dieser Armee, in Ermanglung des Soldes, aus einander gegangen war, wur-
1638 und ferner. den die Unterhandlungen schwieriger. Man musste sich also von neuem zum Kriege entschliessen.

Man findet wenig Beispiele in der Geschichte von einer solchen Grösse der Seele, als die Herren blikken liessen, die das geheime Konseil des Königs ausmachten. Sie opferten ihm einen grossen Theil ihrer Güter. Der berühmte Erzbischof Lowth von Kanterbury, und besonders der Marquis Hamilton, zeichneten sich, durch diese Grosmut, vorzüglich aus. Der berühmte Graf von Strafford gab allein zwanzigtausend Pfund Sterling. Weil aber alle diese Freigebigkeiten bei weitem nicht hinreichten, sahe sich

der König doch noch genötigt, ein Parliament zusammen zu berufen.

Das Unterhaus betrachtete die Schottländer nicht als Feinde, sondern als Brüder, welche es lehrten, seine Freiheiten vertheidigen. Der König erhielt von demselben nichts, als bittre Klagen gegen alle die Mittel, die er anwendete, die Beihülfen von demselben zu erlangen, welche es ihm versagte. Alle Rechte, welcher der König sich angemaaßt hatte, wurden für Misbräuche erklärt; namentlich der Tonnen- und Waage-Zoll, die Seehandlungssteuer, der Verkauf ausschliessender Privilegien an Kaufleute, Einquartirung der Soldaten auf Billets in Bürgerhäuser, und kurz alles, was der öffentlichen Freiheit Zwang anthat. Man beschwerte sich hauptsächlich über einen Gerichtshof, die Sternkammer genannt, durch dessen Entscheidungen verschiedne Bürger zu strenge waren verurtheilt worden. Karl hob dies neue Parliament wieder auf, und vermehrte dadurch die Beschwerden der Nation.

Karl schien es recht darauf anzulegen, alle Gemüter zu empören; denn anstatt, bei so mislichen Umständen, der Stadt London zu schonen,

erregte er derselben einen Prozes vor der Sternkammer wegen einiger Ländereien in Ireland, und lies sie zu einer beträchtlichen Geldstrafe verurtheilen. Auch fuhr er fort, alle die Taxen einheben zu lassen, über welche das Parliament sich beschwert hatte. Mit einem solchen Verfahren hätte ein despotischer König seine Unterthanen zum Aufruhr gebracht; wie vielmehr ein König in einer eingeschränkten Monarchie? Von den Engländern schlecht unterstüzt, und durch des Kardinals de Richelieu Intriken heimlich beunruhigt, konnt' er der Armee der Schottischen Puritaner das Vordringen bis Newcastle nicht verwehren. Da er sein Unglük solchergestalt vorbereitet hatte, berief er
1640. endlich das Parliament zusammen, welches seinen Untergang vollendete.

Diese Versammlung fing, wie alle die vorigen, damit an, daß sie verlangte, er sollte den Beschwerden abhelfen, die Sternkammer aufheben, und die willkührlichen Auflagen, vornemlich die auf die Seehandlung, abschaffen; endlich bestand sie auch darauf, daß das Parliament alle drei Jahre zusammenberufen werden sollte. Karl, der nicht mehr widerstehn konnte, bewilligte alles. Er glaubte, sein Ansehn wie-

der zu gewinnen, wenn er nachgäbe; aber er betrog sich. Er hofte, daß sein Parliament ihm behülflich sein würde, sich an den Schottländern zu rächen, die einen Einfall in England gethan hatten; und eben dieses Parliament schenkte ihnen dreimalhunderttausend Pfund Sterling zur Belohnung für den bürgerlichen Krieg. Er schmeichelte sich, die Partei der Puritaner in England zu unterdrükken, und fast das ganze Unterhaus bestand aus Puritanern.

Er liebte den Grafen von Strafford, der sich seinem Dienste mit so vieler Grosmut gewidmet hatte, auf das zärtlichste; und das Unterhaus klagte diesen Strafford, grade um dieser Ergebenheit willen, des Hochverrats an. Man legte ihm einige Unterschleife zur Last, die in diesen unruhigen Zeiten unvermeidlich, aber alle zum Dienste des Königs begangen, und durch die Seelengrösse wieder gut gemacht waren, womit er ihn unterstüzt hatte.

Die Pairs verurtheilten ihn, aber zur Vollziehung des Urtheils war noch die Einwilligung des Königs erforderlich. Das wild gewordne Volk verlangte sein Blut mit grossem Geschrei. Strafford trieb die Tugend so weit, daß er selbst den König bat, in seinen Tod zu willigen; und

1641. der König war schwach genug, die fatale Akte zu unterschreiben, welche die Engländer lehrte, noch kostbareres Blut zu vergiessen.

Siebentes Kapitel.

Von den Widerwärtigkeiten und dem Tode Karl's des I.

England, Schottland, und Ireland, waren damals, so wie Frankreich, in heftige Faktionen getheilt; aber die in Frankreich waren weiter nichts als Kabalen von Prinzen, und Herren, gegen einen Premierminister, der sie unterdrükte. Die Parteien hingegen, in welche sich Karl's des I. Königreich theilte, waren allgemeine Konvulsionen in allen Gemütern, ein heftiger und überlegter Eifer, die Verfassung des Staats umzukehren, bei den Königlichgesinnten ein übelverdauter Entwurf, die despotische Gewalt einzuführen, bei der Nation ein rasender Durst nach Freiheit, bei dem Unterhause das Schmachten nach Gewalt, bei den Bischöfen das unbestimmte Verlangen, die Kalvinisch-Puritanische Partei zu unterdrükken, bei den Puritanern der feste Vorsaz, die Bischöfe zu demütigen, und bei den sogenannten Independenten end-

lich der überlegte und verstekte Plan, die Fehler aller übrigen zu benuzen, um sich zu Herren derselben zu machen.

Mitten unter allen diesen Unruhen glaubten die Irländischen Katholiken, den Zeitpunkt endlich gefunden zu haben, das Englische Joch abzuschütteln. Religion und Freiheit, diese beide Quellen der grössten Handlungen, stürzten sie in ein entsezliches Unternemen, wovon man, ausser der Bartholomäusnacht, kein Beispiel findet. Sie beredeten sich nemlich, an Einem Im
Tage, alle Protestanten ihrer Insel zu ermorden, Oktb. 1641.
und brachten wirklich mehr als vierzigtausend um.

Dieses Blutbad ist, in der Geschichte der Verbrechen, nicht so berühmt, als die Bartholomäusnacht; ob es gleich eben so allgemein war, und sich durch alle die Abscheulichkeiten hervorthat, wodurch sich ein solcher Fanatismus auszeichnen kann. Aber diese lezte Verschwörung der einen Hälfte eines Volks gegen die andre, um der Religion willen, trug sich in einer, den andern Nationen damals wenig bekannten, Insel zu; sie geschah nicht unter der Veranlassung so wichtiger Personen, als eine Katharina de' Medici, ein König von Frankreich, und ein Herzog de Guise war;

und die geschlachteten Opfer waren nicht so vornem, obgleich eben so zalreich. Der Auftritt war eben so blutig; aber die Schaubühne zog die Augen von Europa nicht auf sich. Noch jezt ist alles voll von den Entsezlichkeiten der Bartholomäusnacht, und das Irelandische Blutbad ist beinahe vergessen.

Wenn man die Todschläge zählte, welche der Fanatismus, von den Streitigkeiten des Athanasius und des Arius bis auf unsere Zeiten, veranlasst hat, so würde man finden, daß diese Zänkereien zur Entvölkerung der Erde mehr beigetragen haben, als die Kriege; denn in Schlachten wird nur das männliche Geschlecht ausgerottet, welches immer zalreicher ist, als das weibliche; aber in den, der Religion zu Ehren angestellten, Blutbädern werden die Weiber, wie die Männer, geschlachtet.

Unterdessen daß ein Theil des Irelandischen Volks den andern würgte, war der König Karl der I. in Schottland, wo eben erst Friede geworden war, und England ward vom Unterhause regiert. Die Irelandischen Katholiken, um sich, dieses Blutbades wegen, zu rechtfertigen, behaupteten, vom Könige selbst den Auf-

trag erhalten zu haben, zu den Waffen zu greifen; und Karl, welcher Schottland und England um Beistand gegen dieselben ansprach, sahe sich selbst des Verbrechens wegen angeklagt, welches er bestrafen wollte.

Das Schottische Parliament verwies ihn mit Recht an das Parliament zu London, weil Ireland wirklich ein Eigenthum von England, und nicht von Schottland, ist. Er geht also wieder nach London. Das Unterhaus, welches glaubt, oder sich zu glauben stellt, daß er an dem Aufruhr in Ireland wirklich Antheil hat, schikt nur wenig Geld und Truppen nach dieser Insel, um nicht das Königreich zu entblössen, und macht dem Könige die fürchterlichsten Gegenvorstellungen.

Es eröfnet ihm: er solle künftig keine Personen in seinem Konseil haben, als diejenigen, welche das Parliament ihm benennen würde; im Falle der Weigerung würde es seine Maasregeln nemen. Drei Mitglieder des Hauses gingen hin, ihm knieend diese Vorstellung zu überreichen, welche ihm den Krieg ankündigte. Olivier Kromwell sas damals schon im Unterhause, und sagte: wenn

dieser Entwurf zur Gegenvorstellung nicht das Unterhaus passirte, so wollt' er seine wenigen Güter verkaufen, und England verlassen.

Diese Rede beweist, daß er damals ein Schwärmer für die Freiheit war, die er hernach, als sich sein Ehrgeiz entwikkelt hatte, unter die Füsse trat.

1641. Karl durft' es damals nicht wagen, das Parliament aufzuheben; man würde ihm nicht gehorcht haben. Er hatte verschiedne Offiziere von der vorher gegen Schottland versammelten Armee, die jezt immer um seine Person waren, auf seiner Seite. Auch unterstüzten ihn die Bischöfe, und die hin und wieder in London sich aufhaltende Katholische Herren. Diese, die, durch die Pulververschwörung, die Königliche Familie hatten ausrotten wollen, traten nun auf die Seite derselben; alles Uebrige war wider den König.

Der von den Puritanern des Unterhauses aufgehezte Pöbel von London erfüllte die Stadt mit Aufruhr, und schrie an der Pforte des Oberhauses: Keine Bischöfe, keine Bischöfe! Zwölf furchtsam gewordne Prälaten beschlossen, sich wegzubegeben, und verwahrten

sich gegen alles, was, in ihrer Abwesenheit vorgenommen werden dürfte. Das Oberhaus schikte sie in den Towr, und bald nachher begaben sich die andern Bischöfe aus dem Parliamente.

Bei diesem Verfall der Macht des Königs gab ihm einer seiner Günstlinge, der Lord Digby, den fatalen Rat, sie, durch einen Streich der höchsten Gewalt, aufrecht zu erhalten. Der König vergas, daß dies grade die Zeit war, wo er sie nicht auf das Spiel sezen musste. Er ging selbst in das Unterhaus, um daselbst fünf Mitglieder in Verhaft nemen zu lassen, die seinem Interesse am meisten entgegen waren, und die er des Hochverraths beschuldigte.

Diese fünf Mitglieder hatten sich weggeschlichen. Das ganze Unterhaus schrie über Eingrif in seine Privilegieen. Der König, wie ein Wahnsinniger, der nicht mehr weis, was er anfangen soll, geht vom Unterhause weg auf das Rathaus, und verlangt Beistand. Der Stadtrat antwortet ihm blos durch Beschwerden über ihn selbst. Er begiebt sich nach Windsor, und schreibt von dort, weil er sieht, daß er den ihm angeratnen Schritt nicht durch-

sezen kann, an das Unterhaus: Er stünde von seinem Verfahren gegen die Glieder desselben ab, und würde sich die Sorge für die Privilegieen des Parliaments eben so angelegen sein lassen, als die Sorge für sein eignes Leben. Seine Gewaltthätigkeit hatte ihn verhaßt gemacht; seine Abbitte machte ihn verächtlich.

Das Unterhaus fing damals an, das Land zu regieren. Die Pairs sizen im Parliament für sich selbst; dies ist das alte Recht der Barone und Lehnsbesizer. Die Glieder des Unterhauses sizen im Parliament für die Städte und Flekken, von welchen sie deputirt sind. Das Volk hatte weit mehr Zutrauen zu seinen Deputirten, die es repräsentiren, als zu den Pairs. Diese, um den Kredit wieder zu erwerben, den sie nach und nach verloren, traten den Meinungen der Nation bei, und unterstüzten das Ansehn eines Parliaments, von welchem sie ursprünglich den vornemsten Theil ausmachten.

Während dieser Anarchie triumphiren die Irländischen Rebellen, und, mit dem Blute ihrer Landsleute besprüzt, berufen sie sich noch

im-

immer auf den Namen des Königs, und hauptsächlich der Königin, seiner Gemalin, weil diese Katholisch war. Die beiden Parliamentshäuser thun den Vorschlag, die Miliz des Königreichs zu bewafnen, wohl verstanden, daß nur solche Offiziere an der Spize derselben stehn sollen, welche das Parliament dazu ernennen würde.

Nach dem Geseze konnte man, ohne des Königs Einwilligung, in Absicht auf die Miliz, nichts unternemen. Das Parliament konnte sich wohl vorstellen, daß er einer wider ihn selbst getrofnen Einrichtung seine Unterschrift versagen würde. Der König begiebt sich, oder entflieht vielmehr, nach den Nördlichen Gegenden von England. Seine Gemalin, Henriette von Frankreich, Heinrich's des IV. Tochter, welche fast alle Eigenschaften ihres Königlichen Vaters, seine Thätigkeit und Unerschrokkenheit, sein einschmeichelndes Wesen, und sogar seine Galanterie, besas, stand ihrem Gemal, dem sie übrigens nicht getreu war, wie eine Heldin bei.

Sie verkauft ihre Mobilien und ihre Juweelen, borgt in England und Holland Geld auf, giebt alles ihrem Gemal, und geht selbst

nach Holland, um, durch Vermittlung ihrer Tochter, der Prinzessin Marie, Gemalin des Prinzen von Oranien, Hülfe zu suchen. Sie unterhandelt an den Nordischen Höfen, und sucht überall Beistand, ausgenommen in ihrem Vaterlande, wo der Kardinal de Richelieu, ihr Feind, und der König, ihr Bruder, zum Sterben krank lagen.

Der bürgerliche Krieg war noch nicht erklärt. Das Parliament hatte, aus eigner Macht, dem Ritter Hotham zum Gouverneur in Hull, einer kleinen Seestadt in der Provinz York, ernannt, wo seit langer Zeit Magazine von Waffen und Kriegsbedürfnissen angelegt waren. Der König begiebt sich dahin, und verlangt, eingelassen zu werden. Hotham lässt die Thore schliessen, und weil er noch Ehrfurcht für die Person des Königs, seines Herrn, beibehalten hat, knieet er auf dem Wall nieder, und bittet um Vergebung, daß er ihm nicht gehorcht.

Von der Zeit an widersezte man sich ihm mit minderer Ehrfurcht. England wird mit Manifesten des Königs und des Parliaments überschwemmt. Die Herren, die es mit dem Könige hielten, finden sich bei ihm ein. Er

läſſt von London das groſſe Reichsſiegel kommen, ohne welches, wie man geglaubt hatte, kein Geſez ſein konnte. Aber die Geſeze, welche das Parliament gegen ihn gab, wurden nichts deſto weniger öffentlich bekannt gemacht. Er pflanzte ſeine Königliche Standarte in Nottingham auf; aber es fanden ſich bei derſelben anfänglich blos einige unbewafnete Glieder der Miliz ein. Endlich brachte er, mit der Hülfe, welche ihm die Königin, ſeine Gemalin verſchafte, mit den Geſchenken der Univerſität Oxford, welche ihm ihr ganzes Silbergeſchirr verehrte, und mit allem dem, was ſeine Freunde ihm zubrachten, eine Armee von ungefähr vierzehntauſend Mann zuſammen.

Das Parliament, welchem das Geld der Nation zu Gebote ſtand, hatte eine beträchtlichere Armee. Karl erklärte gleich in Gegenwart der ſeinigen: Er wolle die Geſeze des Königreichs, und ſelbſt die Privilegien des wider ihn bewafneten Parliaments aufrecht erhalten, und in der wahren Proteſtantiſchen Religion leben und ſterben.

So gehorchen die Fürsten, wenn es auf Religion ankommt, mehr dem Volke, als dieses ihnen, gehorcht. Wenn das, was man Dogmen nennt, einmal bei einer Nation Wurzel gefasst hat, so mus der Landesherr thun, als wollte er für diese Dogmen sein Leben lassen. Es ist immer leichter, diese Rolle zu spielen, als den Pöbel aufzuklären. *)

*) Das Leztre würde das edelste und sicherste sein. Die Fürsten haben sehr politisch zu handlen geglaubt, wenn sie sich stellen, als wären sie voller Religionseifer, aber sie haben dadurch weiter nichts gewonnen, als daß sie sich von den Fanatikern ihrer Sekte abhängig gemacht und den gegen sie empörten Staatsparteien die Unterstüzung des Fanatismus aller übrigen zugesichert haben. Dieser Fanatismus nun allein hat diesen Parteien die Stärke geben können, der Königlichen Machtgewalt zu widerstehen, oder sie zu zerstören.

Es ist sogar zur Sicherheit und Unabhängigkeit des Fürsten nicht einmal notwendig, daß er sich unmittelbar mit der Bemühung, sein Volk aufzuklären, beschäftige; es ist genug, wenn er diejenigen, deren Metier es mit sich bringt, den Pöbel zu täuschen, nur nicht unterstüzt und besoldet.

Bei der gegenwärtigen Verfassung von Europa ist keine schnelle Revolution möglich, wofern nicht religiöser Fanatismus eine Triebfeder dabei ist. Mit aller Bemühung, die ein Fürst sich giebt, die Religion

Die Armeen des Königs wurden fast immer von dem Prinzen Ruprecht, dem Bruder des unglüklichen Kurfürsten Fridrich's von der Pfalz, kommandirt; einem Prinzen von grosser Herzhaftigkeit, und der überdies, durch seine Kenntnisse in der Naturwissenschaft, berühmt war, worin er neue Entdekkungen machte.

Die Treffen bei Worcester und Edgehill waren anfänglich den Angelegenheiten des Königs günstig. Er rükte bis nahe an London vor. Die Königin, seine Gemalin, führte ihm aus Holland Soldaten, Geschüz, Waffen, und Kriegsbedürfnisse, zu, und reiste gleich wieder ab, um neue Hülse zu holen, womit sie, nach einigen Monaten, ankam. An dieser mutigen Thätigkeit erkannte man Heinrich's des IV. Tochter. Die Parliamentsanhänger liessen den Mut nicht sinken; sie 1642.

und das Volk unter dem Joch der Priester zu erhalten, gewinnt er also weiter nichts, als daß er den Faktionssüchtigen in seinen Staaten das einzige mit gutem Erfolg anwendbare Mittel erhält, wodurch sie seinen Thron erschüttern können.

A. der Kehlschen Herausg.

fühlten ihre Hülfsquellen; ob sie gleich geschlagen waren, handelten sie wie Oberherren, gegen welche der König sich empört hatte.

Sie verurtheilten die Unterthanen, welche dem Könige Städte übergeben wollten, als Landesverräter, und der König wollte damals gegen seine Gefangne nicht Repressalien brauchen. Dies allein kann denjenigen bei der Nachwelt rechtfertigen, der damals, in den Augen seines Volks, so strafbar war.

Die Politiker finden ihn tadelhafter, daß er zuviel unterhandelte, anstatt daß er, ihrer Meinung nach, von seinem ersten Siege Vortheil ziehn, und blos den thätigen und unerschroknen Mut anwenden sollte, der einzig und allein solchen Händeln ein entscheidendes Ende machen kann.

1643. Karl und der Prinz Ruprecht behielten die Oberhand in diesem Feldzuge, ob sie gleich bei Newbury geschlagen waren. Das Parliament ward dadurch nur noch hartnäkkiger. Man sahe, was sehr selten geschieht, eine Gesellschaft fester und unerschütterlicher in ihren Absichten, als es ein König an der Spize seiner Truppen war.

Die Puritaner, welche in beiden Parlia-mentshäusern die Oberhand hatten, namen endlich die Larve ab. Sie verbanden sich feier-lich mit Schottland, und unterzeichneten die 1648. berüchtigte Konventionsakte, durch welche sie sich anheischig machten, die Bischofswürde ab-zuschaffen.

Aus dieser Akte gieng deutlich hervor, daß das Puritanischgesinnte Schottland und Eng-land sich zur Republik machen wollten. Dies war der Geist des Kalvinismus. Er versuchte lange Zeit in Frankreich eben diese grosse Un-ternemung. In Holland führte er sie aus; aber in Frankreich und England konnte man nicht anders, als durch Ströme von Blut, zu diesem, den Völkern so angenemen, Endzwek gelangen.

Unterdessen, daß der Presbyterianismus auf diese Weise England und Schottland in die Waffen brachte, diente der Katholicismus noch den Rebellen in Ireland zum Vorwande, welche, mit dem Blute von vierzigtausend Landsleuten besprüzt, noch immer fortfuhren, sich gegen die von dem Londoner Parliament abgeschikten Truppen zu wehren.

Die Religionskriege unter Ludwig dem XIII. waren noch ganz neu, und der Einfall der Schweden in Teutschland, unter dem Vorwande der Religion, dauerte noch, in seiner ganzen Stärke, fort. Es war ein höchst beweinenswehrter Umstand, daß die Christen, so viele Jahrhunderte hindurch, in den Dogmen, in dem Gottesdienst, in der Kirchenzucht, und in der Priestergewalt, den Anlas aufsuchten, den Theil von Europa, den sie bewohnen, fast ununterbrochen mit Blute zu düngen.

Die Wut des Bürgerkriegs ward, durch jene finstre und wilde Sittenstrenge, womit sich die Puritaner brüsteten, genährt. Das Parliament wählte diesen Zeitpunkt, ein kleines Buch des Königs Jakob's des I., worin dieser gelehrte Monarch behauptete, daß es erlaubt wäre, sich am Sonntage, nach dem Gottesdienste, zu belustigen, durch den Henker verbrennen zu lassen. Man glaubte dadurch der Religion einen Dienst zu thun, und den regierenden König zu beschimpfen. Einige Zeit nachher lies sich eben dieses Parliament einfallen, einen Fasttag in jeder Woche anzuordnen, und zu befelen, daß man den Wert

der dadurch ersparten Mahlzeit, zum Behuf des bürgerlichen Krieges, hergeben sollte.

Unter so vielen Unruhen, welche England so oft zerrüttet haben, ehe es zu der dauerhaften und glüklichen Regierungsform gelangt ist, welche es heut zu Tage hat, waren die Unruhen dieser Jahre bis zu des Königs Tod, die einzigen, in welchen ausschweifende Lächerlichkeit mit ausschweifender Wut in Verbindung stand. Diese Lächerlichkeit, welche die Reformatoren den Römischen Glaubensgenossen so oft vorgeworfen hatten, ward nun der Antheil der Presbyterianer.

„Die Bischöfe betrugen sich sehr niederträchtig und feigherzig; sie sollten für eine Sache, die sie für gerecht hielten, das Leben lassen. Aber die Presbyterianer betrugen sich wie Wahnsinnige. Ihre Kleidung, ihre Reden, ihre pöbelhafte Anspielungen auf Stellen des neuen Testaments, ihre Verdrehungen, ihre Predigten, ihre Weissagungen, kurz alles, hätte verdient, wenn anders dies Schauspiel nicht gar zu ekelhaft gewesen wäre, auf der Jahrmarktsbühne zu London vorgestellt zu werden. Zum Unglük aber paarte sich die Abgeschmaktheit dieser Fanatiker mit Wut und Raserei;

eben die Menschen, deren die Kinder sonst gespottet hätten, jagten Schrekken ein, weil sie sich in Blute badeten, und sie waren zu gleicher Zeit, unter allen Menschen, die thörichtsten und die fürchterlichsten.

Man mus nicht glauben, daß es in irgend einer von den Faktionen, weder in England, noch in Ireland, noch in Schottland, weder bei dem Könige, noch bei seinen Feinden, viele von den aufgeklärten Köpfen gab, welche sich über die Vorurtheile ihrer Partei wegsezen, und die Irrthümer und den Fanatismus der übrigen benuzen, um sie zu beherrschen.

Dies war nicht der Geist dieser Nationen. Fast alle waren redlich und von ganzem Herzen der Partei zugethan, zu welcher sie sich bekannten. Diejenigen, welche die Partei veränderten, weil sie etwa persönlich unzufrieden waren, thaten es immer mit dem Ausdruk des beleidigten Stolzes. Die Independenten waren die einzigen, welche ihre Absichten verbargen; erstlich, weil sie die übrigen Sekten zu sehr empört haben würden, da sie selbst kaum für Christen gehalten wurden; und zweitens, weil sie schwärmerische Begriffe von der uranfänglichen Gleichheit der Menschen hat-

ten, dieses Gleichheitssystem aber zu sehr gegen den Ehrgeiz der übrigen ansties.

Einer von den grössten Beweisen dieser in den Gemütern damals überall herrschenden unbiegsamen Wildheit ist die Hinrichtung des Erzbischofs William Lowth von Kanterbury, welcher endlich, nach einem vierjährigen Gefängnis, von dem Parliament verurtheilt ward. Das einzige wirklich erweisliche Verbrechen, das man ihm zur Last legte, war, daß er sich, bei der Einweihung einer Kirche in London, einiger Ceremonien der Römisch-katholischen Kirche bedient hatte.

Nach dem Urtheilsspruch sollte der Bischof gehangen, das Herz ihm aus dem Leibe gerissen, und um die Ohren geschlagen werden; welches die gewöhnliche Strafe der Verräter war. Man begnadigte ihn, und lies ihm den Kopf abschlagen.

Als Karl die Parliamenter von England und Schottland gegen sich vereinigt sah, und zwischen den Armeen dieser beiden Königreiche in's Gedränge kam, glaubte er, wenigstens mit den rebellischen Katholiken in Ireland einen Waffenstillstand schliessen zu müssen, um einen Theil der Englischen Truppen, welche

auf dieser Insel dienten, auf seine Seite zu bringen.

Diese Staatsklugheit glükte ihm. Er bekam nicht allein viele Engländer von der Irelândischen Armee in seine Dienste, sondern es vergrösserte auch eine grosse Anzal Irelânder seine Armee.

Nun warf ihm das Parliament öffentlich vor, daß er der Urheber der Rebellion und des Blutbades in Ireland gewesen wäre. Zum Unglük wurden diese neue Truppen, worauf er sich so sehr verlassen musste, von dem Lord Fairfax, einem der Generale des Parlia-
1644. ments, gänzlich geschlagen, und dem Könige blieb nichts übrig, als der Verdrus, seinen Feinden den Vorwand an die Hand gegeben zu haben, ihn als einen Mitschuldigen der Irelânder anzuklagen.

Nun fiel er von einem Unglük in das andre. Der Prinz Ruprecht, nachdem er lange die Ehre der Königlichen Waffen aufrecht erhalten hatte, wird bei York geschlagen, und
1644. seine Armee von Manchester und Fairfax auseinander gesprengt. Karl zieht sich nach Oxford zurük, wo er bald belagert wird. Die Königin flüchtet nach Frankreich.

Die Gefahr des Königs bewegt seine Freunde zu neuen Anstrengungen ihrer Kräfte. Die Belagrung von Oxford wird aufgehoben. Er sammelt neue Truppen, und erficht einige Vortheile. Aber dieser Schimmer von Glük dauerte nicht lange. Das Parliament war immer im Stande, ihm eine stärkre Armee, als die seinige, entgegenzusezen.

Die Generale Essex, Manchester und Waller, griffen Karl'n bei Newbury, auf dem Wege nach Oxford, an. Kromwell war Oberster bei ihrer Armee, und hatte sich schon, durch Thaten einer ausserordentlichen Herzhaftigkeit, bekannt gemacht. Man sagt, daß, als das Korps, welches Manchester kommandirte, bei diesem Treffen von Newbury, gewichen, und Manchester selbst zur Flucht mit fortgerissen war, Kromwell, ganz verwundet, auf ihn losgejagt sei, und ihm zugerufen habe: Ihr irrt Euch, Mylord, da stehn die Feinde nicht! So bracht' er ihn wieder in's Treffen zurük, und kurz, man hatte Kromwell'n das Glük dieses Tages zu verdanken. Gewis ist es, daß Kromwell, welcher anfing, eben so viel Kredit im Unterhause zu haben, als er Ruhm bei der Armee hatte,

Den 27sten Oktob. 1644.

seinen General anklagte, daß er seine Schuldigkeit nicht gethan hätte.

Der Hang der Engländer zu unerhörten Dingen brachte damals eine seltsame Neuerung zuwege, welche Kromwell's Karakter entwikkelte, und zu gleicher Zeit den Grund zu seiner Grösse, zu dem Fall des Parliaments und des Bischofthums, zur Hinrichtung des Königs, und zur Vertilgung der Monarchie, legte.

Die Sekte der Independenten fing an, einiges Aufsehn zu machen. Die hizigsten Presbyterianer hatten sich zu dieser Partei geschlagen. Sie glichen den Quakern darin, daß sie keine andre Prediger, als sich selbst, noch eine andre Erklärung des Evangeliums haben wollten, als die ihre eigne Einsichten ihnen eingaben; darin aber waren sie von ihnen unterschieden, daß sie eben so unruhig, als die Quaker friedfertig, waren. Ihr schimärischer Endzwek war die Gleichheit unter allen Menschen, aber sie strebten nach dieser Gleichheit durch Gewaltthätigkeit. Olivier Kromwell betrachtete sie als bequeme Werkzeuge, seine Absichten zu begünstigen.

Die in verschiedne Faktionen getheilte Stadt London beschwerte sich damals über die Last des bürgerlichen Krieges, womit sie von dem Parliamente schwer gedrükt ward. Kromwell lies dem Unterhause, durch einige Independenten, den Vorschlag thun, die Armee zu reformiren, und sich, nebst den Pairs, anheischig zu machen, auf alle bürgerliche und militärische Bedienungen Verzicht zu thun.

Diese Bedienungen waren insgesamt in den Händen der Mitglieder beider Häuser. Drei Pairs waren Generale bei den Armeen des Parliaments. Die mehresten Obersten und Majors, Zahlmeister, Zeugmeister, und Kommissare aller Art, waren Glieder des Unterhauses. Konnte man sich schmeicheln, so viele mächtige Männer mit blossen Worten dahin zu bringen, daß sie ihre Würden, und ihre Einkünfte aufopferten? Und dies geschah doch in einer einzigen Sizung.

Das Unterhaus vorzüglich lies sich von dem Gedanken blenden, die Gemüter des Volks durch eine Uneigennüzigkeit ohne Beispiel zu beherrschen. Man nannte diese Akte die Akte der Entsagung seiner selbst. Die Pairs waren unschlüssig; aber das Un-

terhaus ris sie mit fort. Die Lords Essex, Damby, Fairfax, und Manchester, legten
1645. selbst ihre Generalsstelle nieder; und der Ritter Fairfax, ein Sohn des Generals, welcher nicht im Parliament sas, ward allein zum Befelshaber der Armee ernannt.

Das war es grade, was Kromwell haben wollte. Er hatte eine unumschränkte Gewalt über den Ritter Fairfax, und im Parliamente war seine Gewalt so gros, daß man ein Regiment für ihn beibehielt, ob er gleich ein Parliamentsglied war. Es ward sogar dem General anbefolen, ihm das Kommando der Kavallerie anzuvertrauen, die man damals nach Oxford schikte. Eben der Mann, welcher die Geschiklichkeit gehabt hatte, allen Parliamentsgliedern alle Kriegsbedienungen abzunemen, hatte auch noch die Geschiklichkeit, die Offiziere von der Independentenpartei in ihren Posten bestätigen zu lassen, und von Stund an merkte man wohl, daß die Armee das Parliament regieren sollte.

Der neue General Fairfax reformirte, mit Kromwell's Hülfe, die ganze Armee, stekte einige Regimenter unter die andern, veränderte alle Korps und führte eine neue Kriegs-

zucht

zucht ein. Was zu jeder andern Zeit einen Aufruhr erwekt hätte, geschah damals ohne den mindesten Widerstand.

Diese von einem neuen Geiste beseelte Armee ging grade auf den König, bei Oxford, los, und nun erfolgte die entscheidende Schlacht bei Nasebus. **Cromwell**, als General von der Kavallerie, nachdem er die Kavallerie des Königs geworfen hatte, kam zurük, und sprengte auch seine Infanterie in die Flucht. Er trug fast allein den Ruhm dieses merkwürdigen Tages davon. Die Königliche Armee ward, nach einem grossen Gemezel, theils gefangen, theils zerstreut.

Den 14ten Jan. 1645.

Alle Städte ergaben sich an **Fairfax** und **Cromwell**. Der junge Prinz von Wales, der nachher Karl der II ward, nam frühzeitig Antheil an dem Unglük seines Vaters, und musste nach der kleinen Insel Scilly flüchten. Der König zog sich endlich, mit den Trümmern seiner Armee, nach Oxford zurük, und verlangte Frieden vom Parliament, welchen man ihm zu bewilligen gar nicht geneigt war.

Das Unterhaus spottete des Unglüks seines Monarchen. Der General hatte diesem

Hause des Königs Briefschatulle überschikt, welche auf dem Schlachtfelde gefunden worden, und mit Briefen von der Königin, seiner Gemalin, angefüllt war. Einige dieser Briefe waren blosse Schilderungen der Zärtlichkeit und des Schmerzens. Das Haus begleitete die Lesung derselben mit den bittern Spöttereien, welche sich nur die wildeste Grausamkeit erlaubt.

Der König war in Oxford, einer fast ganz unbefestigten Stadt, zwischen der siegreichen Englischen, und der von den Engländern besoldeten Schottischen, Armee. Er glaubte, seine Sicherheit bei der Schottischen Armee zu finden, weil diese nicht so erbittert auf ihn war. Er gab sich also in ihre Hände; weil aber das Unterhaus der Schottischen Armee zweimalhunderttausend Pfund Sterling rükständige Gelder auszalte, und noch eben so viel schuldig blieb, so verlor der König von Stund' an seine Freiheit.

Den 16ten Febr. 1645. Die Schottländer lieferten ihn dem Kommissar des Englischen Parliaments aus, welcher anfänglich nicht wusste, wie er seinen gefangnen König behandeln sollte. Der Krieg schien geendigt zu sein. Die bezalte Schotti-

sche Armee ging nach Hause. Das Parliament hatte weiter nichts zu fürchten, als seine eigne Armee, die ihm den Sieg erfochten hatte. Cromwell und seine Independenten hatten, bei dieser Armee, die Oberhand.

Das Parliament, oder vielmehr das Unterhaus, welches in London allmächtig war, und fühlte, daß es die Armee auch werden würde, wollte sich diese, ihrem Herrn so gefärlich gewordne, Armee vom Halse schaffen. Es beschlos also, einen Theil davon nach Ireland marschiren zu lassen, und den andern abzudanken. Man kann leicht denken, daß Cromwell solches nicht zugab. Dies war der entscheidende Augenblik. Er stiftete ein Konseil von Offizieren, und eins von gemeinen Soldaten, die man mit dem Namen *Agitators* (Erörterer) belegte. Diese machten anfänglich nur Gegenvorstellungen; bald aber schrieben sie Geseze vor. Der König war in den Händen einiger Kommissare des Parliaments in einem Schlosse, Namens Holmby. Die Soldaten vom Konseil der Agitatoren begaben sich nach diesem Schlosse, entführten ihn dem Parliament, und brachten ihn nach Newmarket.

Nach diesem Streiche der höchsten Gewalt marschirte die Armee nach London. Cromwell, der seinen Gewaltthätigkeiten den Mantel des förmlichen Verfahrens umhängen wollte, lies von der Armee elf Parliamentsglieder verklagen, welche offenbare Feinde der Independentenpartei waren. Von dem Augenblik an durften diese Glieder nicht mehr im Parliamente erscheinen.

Die Stadt London öfnete endlich die Augen über so viel Unheil, aber zu spät, und ohne Nuzen. Sie sah ein unterdrükkendes Parliament nun selbst unter dem Druk, ihren gefangnen König in den Händen der Soldaten, und ihre Bürger in Gefahr. Der Stadtrat versammelt seine Miliz; London wird in gröster Eil befestigt; als aber die Armee vor
1647. den Thoren ankam, öfnete London die Thore und schwieg. Das Parliament übergab dem General Fairfax den Towr, dankte der Armee für ihren Ungehorsam, und beschenkte sie mit Gelde.

Es blieb immer noch die Frage, was man mit dem gefangnen König anfangen sollte, den die Independenten nach dem Königlichen Pallast Hamptoncourt gebracht hatten.

Cromwell von der einen Seite, und die Presbyterianer von der andern, unterhandelten mit ihm heimlich. Die Schottländer erboten sich, ihn zu entführen. Karl, der sich vor allen Parteien gleich sehr fürchtete, fand Mittel, von Hamtoncourt zu entweichen, und sich nach der Insel Wight zu begeben, wo er einen Sicherheitsort zu finden glaubte, und nur ein neues Gefängnis fand.

Bei dieser Anarchie eines rottsüchtigen und verachteten Parliaments, einer getheilten Stadt, einer verwegnen Armee, eines flüchtigen und gefangnen Königs, bemeisterte sich eben der Geist, der seit langer Zeit die Independenten beseelte, plözlich verschiedner Soldaten bei der Armee. Sie nannten sich die Gleichmacher, und wollten dadurch andeuten, daß sie überall vollkommne Gleichheit einführen, und keinen Herrn über sich, weder in der Armee, noch im Staate, noch in der Kirche, dulden wollten. Sie thaten nichts, als was das Unterhaus gethan hatte; sie ahmten ihren Offizieren nach, und ihr Recht schien so gegründet, als der andern ihres; ihre Anzal war beträchtlich.

Da Cromwell sahe, daß sie um so gefärlicher waren, als sie sich seiner eignen Grundsäze bedienten, und daß sie ihm die Frucht so vieler Staatskunst, und so vieler Bemühungen, rauben würden, so beschlos er plözlich, sie, mit Gefahr seines eignen Lebens, auszurotten. Als sie sich eines Tages versammelt hatten, rükt er, an der Spize seines Regiments der roten Brüder, mit welchen er immer gesiegt hatte, auf sie an, befragt sie, im Namen Gottes, was sie wollen, und greift sie, mit solcher Heftigkeit, an, daß sie kaum widerstehn können. Er lies etliche davon aufknüpfen, und zerstreute solchergestalt eine Faktion, deren Verbrechen darin bestand, daß sie ihm nachgeahmt hatte.

Diese That vermehrte seine Gewalt in der Armee, im Parliamente, und in London. Der Ritter Fairfax war immer General, aber mit weit geringerm Einflus, als er. Der auf der Insel Wight gefangen gehaltne König hörte gar nicht auf, Friedensvorschläge zu thun, als wenn man noch im Kriege begriffen wäre, und als wenn man ihn hätte hören wollen.

Der Herzog von York, einer von des Königs Söhnen, der nachmals Jakob der II. ward, damals funfzehn Jahr alt war, und im Pallast Saint-James gefangen sas, entkam glüklicher aus seinem Gefängnisse, als sein Vater aus Hamptoncourt, und flüchtete nach Holland. Einige Anhänger des Königs hatten grade damals einen Theil der Englischen Flotte auf ihre Seite gebracht. Diese Flotte segelte nach dem Hafen Briele, wo der junge Prinz hingeflüchtet war. Er und sein Bruder, der Prinz von Wales, gingen an Bord dieser Flotte, um ihrem Vater zu Hülfe zu kommen; aber diese Hülfe beschleunigte seinen Untergang.

Die Schottländer, welche sich schämten, in Europa dafür angesehen zu sein, daß sie ihren König verkauft hätten, versammelten von ferne einige Truppen zu seinem Beistande. Verschiedne junge Edelleute begleiteten sie nach England. Cromwell geht, mit einem Theil der Armee, in starken Märschen auf sie los, schlägt sie bei Preston auf's Haupt, und 1648.
nimmt den Schottischen General, Herzog von Hamilton, gefangen. Die Stadt Colchester in der Grafschaft Esser, welche des Kö-

nigs Partei genommen hatte, ergab sich dem General Fairfax auf Diskretion, und dieser General lies verschiedne vorneme Herren, welche die Stadt, zu Gunsten ihres Königs, aufgehezt hatten, vor seinen Augen, als Verräter, hinrichten.

Unterdessen daß Fairfax und Cromwell solchergestalt vollends alles unterwürfig machten, fing das Parliament, welches sich vor Cromwell'n, und seinen Independenten, noch mehr fürchtete, als es sich vor dem Könige gefürchtet hatte, Unterhandlungen mit ihm an, und suchte alle Mittel hervor, die nur möglich waren, um sich eine Armee vom Halse zu schaffen, von welcher es mehr, als jemals, abhängig war. Diese im Triumph zurükkommende Armee dringt nun endlich darauf, daß man dem Könige, als der Ursach alles Uebels, den Prozes machen, seine vornemsten Anhänger bestrafen, und seinen Kindern anbefelen solle, sich, bei Strafe, für Verräter erklärt zu werden, zu unterwerfen.

Das Parliament antwortet gar nichts. Cromwell lässt sich von allen Regimentern seiner Armee Bittschriften einreichen, worin angesucht wird, dem Könige den Prozes zu

machen. Der General Fairfax, der blind genug war, nicht einzusehn, daß er blos für Cromwell'n arbeitete, läßt den gefangnen Monarchen von der Insel Wight nach dem Schlosse Hulst, und von da nach Windsor, bringen, ohne das Parliament einer Anzeige davon zu würdigen. Er führt die Armee nach London, besezt alle Posten, und zwingt die Stadt, vierzigtausend Pfund Sterling zu bezalen.

Am folgenden Tage will sich das Unterhaus versammeln. Es findet aber Soldaten an der Thür, welche die meisten Presbyterianischen Mitglieder, diese alten Urheber aller der Unruhen, wovon sie nun selbst die Opfer wurden, zurükweisen. Man läßt niemand ein, als die Independenten, und die strengen Presbyterianer, diese beständig unversöhnliche Feinde der Königlichen Würde. Die ausgeschlossne Mitglieder protestiren; aber ihre Protestation wird für aufrührisch erklärt. Was vom Unterhause noch übrig blieb, waren Bürger, welche für Sklaven der Armee gelten konnten. Die Offiziere, die Mitglieder des Hauses waren, hatten das Heft in Händen. Die Stadt war der Armee unterworfen; und

eben der Stadtrat, der vor Kurzem des Königs Partei genommen hatte, nun aber von den Siegern gelenkt ward, verlangte, mittelst einer Bittschrift, daß man dem Könige den Prozes machen sollte.

Das Unterhaus ernannte eine Kommitté von achtunddreissig Personen, um die gerichtlichen Klagen gegen den König aufzusezen. Es wird ein neuer Gerichtshof errichtet, bestehend aus Fairfax, Cromwell, Ireton, Cromwell's Schwiegersohn, Waller, und hundertundsiebenundvierzig andern Richtern. Einige Pairs, welche sich noch, blos der Förmlichkeit wegen, im Oberhause versammelten, da die übrigen alle sich wegbegeben hatten, wurden aufgefordert, dieser ungesezmässigen Parliamentskammer gerichtlich beizuwohnen; aber keiner wollte sich dazu verstehn. Der neue Gerichtshof lies sich aber, durch diese Weigerung nicht hindern, sein Verfahren fortzusezen.

Nun erklärte endlich das Unterhaus: die höchste Gewalt hätte ursprünglich ihren Siz in dem Volke, und den Repräsentanten des Volks stände die rechtmässige Uebung dieser höchsten Gewalt zu. Dies war eine Streit-

frage, welche die Armee, mittelst der Stimme einiger Bürger entschied; das hies, die Englische Regierungsform umstürzen. Die Nation wird zwar von dem Unterhause rechtmässig, aber auch eben so rechtmässig von dem Könige und den Pairs, repräsentirt.

Man hat sich in den andern Staaten immer darüber beschwert, wenn man gesehn hat, daß Privatpersonen von Komnrissaren sind gerichtet worden; und hier waren es Kommissare, und zwar von dem geringsten Theil des Parliaments ernannte Kommissare, welche ihren Souverän richteten. Ohne allen Zweifel glaubte das Unterhaus, das Recht dazu zu haben. Es bestand aus Independenten, welche alle glaubten, daß die Natur zwischen ihnen und dem Könige keinen Unterschied gemacht hätte, und daß der Sieg einzig und allein einen Unterschied festsezte.

Die Nachrichten eines Ludlow, der damals Oberster in der Armee, und einer von den Richtern war, beweisen, wie sehr es ihrem Stolz heimlich schmeichelte, als Oberherren denjenigen verurtheilen zu können, der der ihrige gewesen war. Eben dieser Ludlow, ein strenger Presbyterianer, läßt keinen Zweifel

übrig, daß Fanatismus an dieser Katastrophe vielen Antheil hatte. Er enthüllt den ganzen Geist der damaligen Zeit durch Anführung der Stelle aus dem alten Testament: Das Land kann nicht anders vom Blute gereinigt werden, als durch das Blut desjenigen der es vergossen hat.

Im Jan. 1648 Kurz, Fairfax, Cromwell, die Independenten, und die Presbyterianer, hielten den Tod des Königs für notwendig zu ihrem Vorhaben, eine Republik zu errichten. Cromwell schmeichelte sich gewis damals noch nicht, des Königs Nachfolger zu werden; er war nichts, als Generallieutenant in einer Armee voll Faktionen. Er hofte mit gutem Grunde, daß, bei dieser Armee, und in dieser Republik, Kredit und Einflus seine grosse Kriegsthaten, und seine Gewalt über die Gemüter, begleiten würden; wenn er aber schon damals den Entschlus gefasst gehabt hätte, sich für den Souverän der drei Königreiche anerkennen zu lassen, so hätte er nicht verdient, es zu sein. Der menschliche Geist geht in allen Stükken nur stufenweise, und diese Stufen führten notwendig Cromwell's Erhebung her-

dei, die er nur seiner Tapferkeit und seinem Glük zu danken hatte.

Karl der I., König von Schottland, England und Ireland, ward, auf dem Plaze von Whitehall, von Henkers Händen hingerichtet. Sein Körper ward in die Kapelle von Windsor gebracht, aber man hat ihn niemals wiederfinden können. Mehr als ein König von England war vor Alters durch einen Parliamentsschlus abgesezt worden; Gemalinnen der Könige waren von Henkers Händen hingerichtet; und Englische Kommissare hatten die Königin Marie Stuart von Schottland, über welche sie kein andres Recht hatten, als das Recht der Strassenräuber über diejenigen, die ihnen in die Hände fallen, zum Tode verurtheilt: Aber noch hatte man nicht erlebt, daß irgend ein Volk seinen eignen König, mit allen feierlichen Anstalten der Justiz, auf der Henkersbühne hätte hinrichten lassen. Man mus bis auf dreihundert Jahre vor unsrer Christlichen Zeitrechnung hinaufsteigen, um, in der Person des Königs Agis von Lacedämon, ein Beispiel einer solchen Katastrophe zu finden. *)

Den 6ten Febr. 1649.

*) Man hat die Akten dieses Prozesses aufgehoben. Ein rechtmässiges Tribunal, das nach einer solchen Instruktion

Achtes Kapitel.

Von Cromwell.

Nach Karl's des I. Ermordung verbot das Unterhaus, bei Lebensstrafe, weder seinen Sohn, noch irgend einen andern zum König anzuer-

einen Taugenichts auf einen Monat nach dem Zuchthause brächte, würde eine tyrannische Handlung begehn. Und wenn man bedenkt, daß weder dem Civilrechte von England (vorausgesezt, daß die Engländer ganz frei waren,) noch einem von einem vernünftigen Menschen angenommnen Grundsaz des Staatsrechts zufolge, dieses Tribunal nicht als rechtmässig angesehn werden konnte, so kann man sich einen gehörigen Begrif von diesem ausserordentlichen Urtheile machen.

Karl antwortete mit einer Mässigung und Standhaftigkeit, die sein Andenken ehren, und die gegen die Härte und Unredlichkeit seiner Richter sehr abstechen.

Man giebt vor, Strassenräuber hätten es sich unterweilen einfallen lassen, Richter, welche in ihre Hände geraten waren, ganz förmlich zu verdammen, eh' sie dieselben ermordet. Grade so machten es Kromwell und seine Freunde. Der Fanatismus musste in seiner ganzen Stärke herrschen, wenn diese Sentenz nicht alle Parteien empören, und eine allgemeine Indignation eine Ausführung derselben nicht unmöglich machen sollte. Und nur eben der Fanatismus kann ihr eine Apologie halten.

A. der Kehlschen Herausgeber.

kennen. Es schafte das Oberhaus ab, in welchem nicht mehr, als sechszehn, Pairs des Königreichs sassen, und blieb also, dem Anscheine nach, Souverän von England und Ireland.

Dieses Haus, welches aus fünfhundertunddreizehn Mitgliedern bestehn sollte, bestand damals nur ungefähr aus achtzig. Es lies ein neues grosses Siegel anfertigen, auf welchem die Worte eingegraben waren: Das Parlament und die Republik von England. Man hatte schon die in der Londner Börse errichtete Bildsäule des Königs niedergerissen, und an deren Stelle die Inschrift gesezt: Karl, der lezte König, und der erste Tyrann.

Eben dieses Haus verurtheilte verschiedne vorneme Herren zum Tode, welche für den König gestritten hatten, und dabei waren gefangen genommen worden. Kein Wunder, daß man das Recht des Krieges verlezt, da man das Völkerrecht nicht geachtet hatte; und um dasselbe noch vollständiger mit Füssen zu treten, war auch der Schottische Herzog Hamilton unter der Zahl der Verurtheilten. Diese Behandlung diente sehr dazu, die Schottländer

zu dem Entschlus zu bringen, Karl den II. für ihren König anzuerkennen. Zu gleicher Zeit aber war die Liebe zur Freiheit allen Herzen so tief eingegraben, daß sie die Königliche Gewalt eben so sehr einschränkten, als das Englische Parliament sie, bei den ersten Unruhen, eingeschränkt hatte. Ireland erkannte den neuen König ohne Bedingungen. Crom-
1649 well lies sich nun zum Gouverneur von Ireland ernennen. Er ging mit dem Kern seiner Armee dahin ab, und ward von seinem gewöhnlichen Glük begleitet.

Inzwischen war Karl der II. von dem Parliamente wieder nach Schottland berufen worden, aber unter eben den Bedingungen, welches dieses Schottische Parliament dem Könige, seinem Vater, vorgeschrieben hatte. Man wollte, er sollte Presbyterianer werden, wie die Pariser gewollt hatten, daß sein Grosvater Heinrich der IV. katholisch würde. Man schränkte die Königliche Gewalt in allen Stükken ein; und Karl verlangte sie ganz und vollständig. Das Beispiel seines Vaters schwächte in ihm nicht die Begriffe, die dem Herzen der Monarchen, bei der Geburt, eingegraben zu sein schienen. Schon die erste Frucht sei-

ner Ernennung zum Schottischen Thron war ein Bürgerkrieg.

Der Marquis von Montrose, ein Mann, der damals wegen seiner Anhänglichkeit an der Königlichen Familie, und wegen seiner Tapferkeit, berühmt war, hatte aus Teutschland und Dänemark einige Truppen nach Nordschottland gebracht, und wollte, in Begleitung einiger Bergschotten, den Rechten des Königs auch noch das Recht der Eroberung beifügen. Er ward geschlagen, gefangen genommen, und von dem Schottischen Parliament verurtheilt, an einem dreissig Fus hohen Galgen aufgeknüpft und hernach geviertheilt zu werden; alsdann wollte man seine Glieder an den Thoren der vier Hauptstädte aufhangen, weil er das sogenannte neue Gesez, oder den Presbyterianerbund, übertreten hatte.

Dieser brave Mann sagte zu seinen Richtern, es schmerze ihn nichts mehr, als daß er nicht Glieder genug hätte, damit sie, als Denkmäler seiner Treue gegen seinen König, an allen Thoren der Städte von Europa aufgehangen werden könnten. Er sezte sogar diese Gedanken in ziemlich schönen Versen auf, als er zum Tode ging. Er war einer der munter-

sten Köpfe, welche damals die Wissenschaften betrieben, und die heldenmütigste Seele, die in allen drei Königreichen zu finden war. Die Presbyterianische Geistlichkeit führte ihn, unter Beschimpfungen und Spöttereien zum Tode, und sprach das Verdammungsurtheil über ihn aus.

1650. Karl der II., der keine andre Hülfsquellen hatte, kam von Holland, und überlies sich der Diskretion dererjenigen, welche eben seinen General, und seine Stüze, hatten aufknüpfen lassen, und zog durch das Thor, an welchem Montrosens Glieder aufgehangen waren, in Edimburg ein.

Die neue Englische Republik machte von Stund' an Anstalten, Schottland zu bekriegen, weil sie nicht haben wollte, daß in der einen Hälfte der Insel ein König vorhanden wäre, der auch König von der andern zu sein behauptete. Diese neue Republik unterstüzte die Revolution mit so vieler Klugheit, als sie dieselbe mit Wut und Raserei angesponnen hatte. Es war unerhört, zu sehen, wie eine kleine Anzal unbekannter und unbedeutender Bürger, ohne irgend ein Haupt an ihrer Spize zu haben, alle Pairs des Königreichs in Entfer-

nung und Stillschweigen erhielt, alle Bischöfe ausplünderte, das Volk im Zaum hielt, in Ireland eine Armee von etwa sechszehntausend, und in England eben so vielen, Soldaten unterhielt, eine grosse wohlversehne Flotte beisammen hatte, und alle Kosten mit der grössten Genauigkeit bezalte, ohne daß irgend ein Glied des Hauses sich, auf Kosten der Nation, bereicherte.

Um so viel Unkosten zu bestreiten, wandte man, mit möglichst strenger Ersparung, die Einkünfte an, welche ehmals zur Krone gehörten, und die Bischöflichen und Kapitelsgüter, welche man auf zehn Jahre verkaufte. Die Nation endlich bezalte eine monatliche Taxe von hundertundzwanzigtausend Pfund Sterling, welches zehnmal mehr war, als der Seezoll betrug, dessen Karl der I. sich angemaasst hatte, und welcher der erste Anlas zu so vielen Unglüksfällen gewesen war.

Dieses Parliament von England stand nicht unter Cromwell'n, der damals, mit seinem Schwiegersohn Ireton, in Ireland war; sondern ward von der Faktion der Independenten regiert, bei welcher es noch immer

in grossem Kredit stand. Das Haus beschlos, eine Armee gegen die Schottländer marschiren zu lassen, bei welcher **Cromwell**, unter dem General Fairfax, dienen sollte.

Cromwell bekam Befel, Ireland zu verlassen, welches er beinahe schon unterworfen hatte. Der General Fairfax wollte nicht gegen Schottland dienen. Er war kein I n d e p e n d e n t, sondern ein P r e s b y t e r i a n e r. Er behauptete, daß es ihm nicht erlaubt wäre, hinzugehn und seine Brüder anzugreifen, da sie England nicht angriffen. Er blieb bei allen Vorstellungen taub, und legte seine Generalsstelle nieder, um seine übrigen Tage in Ruhe zuzubringen. Dieser Entschlus war nichts Ungewöhnliches zu einer Zeit und in einem Lande, wo ein jeder seinen eignen Grundsäzen folgte.

Dies ist der Zeitpunkt von **Cromwell's** grossem Glük. Er wird, an die Stelle des Im Juni 1650. Generals Fairfax, zum General ernannt. Er geht nach Schottland mit einer Armee, die, seit beinahe zehn Jahren, immer zu siegen gewohnt war. Er schlägt gleich Anfangs die Schotten bei Dunbar, und bemächtigt sich der Stadt Edimburg. Von da folgt er Karl'n

dem II., der bis nach Worcester in England vorgerükt war, in der Hofnung, daß die Engländer von seiner Partei daselbst zu ihm stossen würden. Er hatte aber lauter neue, der Kriegszucht ungewohnte, Truppen bei sich.

Cromwell grif ihn an den Ufern der Saverne an, und erfocht, fast ohne Widerstand, den vollständigsten Sieg, der jemals sein Glük in's Licht gestellt hatte. Ungefähr siebentausend Gefangne wurden nach London gebracht, und verkauft, um in den Englischen Plantationen in Amerika zu arbeiten. Dies ist, glaub' ich, das erstemal, daß man unter Christen, seit der Abschaffung der Leibeigenschaft, Menschen zu Sklaven verkauft hat. Die siegreiche Armee macht sich Meister von ganz Schottland, und Cromwell verfolgt den König aller Orten. Den 13ten Sept. 1650.

Die Einbildungskraft, die so viel Romane hervorgebracht, hat nicht leicht seltsamere Begebenheiten, dringendere Gefahren, noch grausamere Verlegenheiten, erfunden, als alles das, was Karl der II. ausstehn musste, indem er vor der Verfolgung des Mörders seines Vaters floh. Er musste, beinahe ganz allein, durch die ungebahntesten Wege, von Arbeit und

Hunger ausgemergelt, bis nach der Grafschaft Strafford marschiren. Dort verstekte er sich, weil ihn Cromwell's Soldaten verfolgten, in einer holen Eiche, wo er einen Tag und eine Nacht aushalten musste. Diese Eiche stand noch im Anfange dieses Jahrhunderts. Die Sternkundigen haben sie unter die Gestirne am Südpol versezt, und solchergestalt diese Unglüksfälle verewigt.

Im Nov. 1650. Der König irrte von Dorf zu Dorf, bald als Postillion, bald als Mädchen, bald als Holzhakker, verkleidet, rettete sich endlich auf einen kleinen Kahn, und kam nach sechswöchentlichen unglaublichen Abenteuern, in der Normandie an.

Cromwell kehrte inzwischen im Triumph nach London zurük. Die mehresten von den Deputirten des Parliaments, mit ihrem Redner an der Spize, und der Stadtrat, unter dem Vortritt des Mayors, gingen ihm auf etliche Meilen von London entgegen. Seine erste Sorge, sobald er in der Stadt war, ging dahin, das Parliament zu einem Misbrauch des Sieges zu verleiten, der den Engländern schmeichelhaft sein musste. Das Haus vereinigte Schottland mit England, wie ein ero-

bertes Land, und schafte die Königswürde bei den Ueberwundnen ab, so wie sie dieselbe bei den Siegern ausgerottet hatte.

Nie war England mächtiger gewesen, als seitdem es eine Republik war. Das ganz republikanische Parliament machte den sonderbaren Entwurf, die sieben vereinigten Provinzen mit England zu verbinden, wie es vor Kurzem Schottland damit verbunden hatte. Der Statthalter Wilhelm der II., Karl's des I. Eidam, war eben gestorben, nachdem er sich hatte in Holland souverän machen wollen, wie Karl in England, welches ihm aber eben so wenig gelungen war. 1651.

Er hinterlies einen Sohn in der Wiege, und das Parliament hofte, die Holländer würden ohne Statthalter leben können, wie England ohne Monarchen lebte, und die neue Republik England, Schottland und Holland würde Europa in Gleichgewicht halten können. Weil aber die Anhänger des Hauses Oranien sich diesem Entwurf widersezten, der viel von dem Enthusiasmus der damaligen Zeit an sich hatte, so bewog eben dieser Enthusiasmus das Englische Parliament, Holland den Krieg anzukündigen.

Man schlug sich zur See mit ziemlich glei-chem Glük. Die klügsten vom Parliamente fürchteten sich vor Cromwell's grossem Kredit, und sezten diesen Krieg nur blos deswegen fort, um einen Vorwand zu haben, die Flotte, auf Kosten der Armee, zu vermehren, und solchergestalt nach und nach die gefärliche Gewalt des Generals zu verringern.

Cromwell merkte ihre Absicht, wie sie die seinige gemerkt hatten, und nun entwikkelte er seinen ganzen Karakter. Ich werde zu einer Entwikkelung gezwungen, sagte er zu dem Generalmajor Vernon, die mir die Haare zu Berge sträubt. Er ging, von Offizieren und ausgesuchten Soldaten begleitet, in das Parliament, und lies die Thüre besezen. Sobald er seinen Plaz eingenommen hatte, sagte er: Ich glaube, daß dieses Parliament reif ist, aufgehoben zu werden. Als einige Mitglieder ihm seine Undankbarkeit vorwarfen, sagte er: Gott der Herr hat Euer nicht mehr nötig; Er hat andre Werkzeuge ausersehn, sein Werk zu vollenden.

Nach dieser fanatischen Rede überhäuft er sie mit Schmähworten, nennt den einen eine

Weintonne, sagt dem andern, daß er ein ärgerliches Leben führt, daß das Evangelium sie verdammt, und daß sie gleich auseinander gehn sollen. Seine Offiziere und Soldaten dringen in den Saal ein. Schleppt den Parliamentsklumpen weg, sagt er, und schaft uns das Narrengeschmeis vom Halse. Sein Generalmajor Harrison geht grade auf den Sprecher los, und nötigt ihn mit Ungestüm, von seinem Siz herunterzusteigen.

Ihr habt mich gezwungen, ruft Cromwell, so zu verfahren; denn ich habe die ganze Nacht zu Gott gebetet, er möchte mich lieber sterben lassen, als diese That ausführen. Mit diesen Worten lies er alle Parliamentsglieder, eins nach dem andern, herausbringen, schlos selbst die Thüre zu, und nam den Schlüssel in seiner Tasche mit sich.

Sehr viel sonderbarer ist es, daß, da das Parliament mit solchem Ungestüm gleichsam vertilgt, und keine gesezgebende Gewalt anerkannt war, doch keine Verwirrung entstand. Cromwell versammelte das Konseil von Offizieren. Diese waren es, welche die Staatsverfassung

wirklich abänderten, und es geschah in England nichts, als was in allen Ländern auf Erden geschicht, wo der Stärkere dem Schwächern Geseze vorschrieb. Durch dieses Konseil lies Cromwell hundertundvierundvierzig Deputirte des Volks ernennen, welche man grösstentheils aus den Krämerbuden und aus den Werkstäten der Handwerker nam.

Der Angesehenste in diesem neuen Englischen Parliamente war ein Lederhändler Namens Barebone; man nannte daher diese Versammlung das Parliament der Klapperbeine. *) Cromwell, als General, lies ein Zircularschreiben an alle diese Deputirte ergehn, und forderte sie auf, zusammenzukommen, und England, Schottland und Ireland zu regieren.

Nach Verlauf von fünf Monaten sahe dieses, eben so verachtete als unfähige, Parliament sich genötigt, von selbst aus einander zu gehn, und die höchste Gewalt nun wieder in die Hände des Militärkonseils zu übergeben. Die Offiziere (Im Decb. 1653.) ganz allein erklärten nun Cromwell'n zum Protektor der drei Königreiche. Man lies den Ma-

*) *Barebone* bezeichnet im Englischen einen Menschen von so äusserster Magerkeit, daß die Knochen hervorstehn.

yor von London und die Aldermen rufen. Cromwell ward zu Whitehall in den Königlichen Pallast eingeführt, wo er von nun an seine Wohnung nam. Man gab ihm den Titel **Hoheit**, und die Stadt London bat ihn zu einem Gastmal, mit eben den Ehrenbezeigungen, die man einem Monarchen erweist. So gelang es einem unbekannten Bürger aus dem Ländchen Wales, sich, durch seine, von Heuchelei unterstüzte, Tapferkeit, zur Königswürde, nur unter einem andern Titel, emporzuschwingen.

Er war damals fast dreiundfunfzig Jahre alt, wovon er zweiundvierzig, ohne irgend einige Civil- oder Militärbedienung, verlebt hatte. Man kannte ihn kaum, als ihn das Unterhaus, wovon er ein Mitglied war, im Jahre 1642, zum Major von der Kavallerie ernannte. Von diesem Zeitpunkt an brachte er es dahin, daß er das Parliament und die Armee beherrschte, als Sieger Karl's des I. und Karl's des II. wirklich ihren Thron bestieg, und regierte, ohne König zu sein, mit mehr Gewalt und Glük, als irgend ein König hatte. Er wählte gleich unter seinen Offizieren, den Mitgenossen seiner Siege, vierzehn Räte, deren jedem er tausend Pfund Sterling jährliches Gehalt anwies.

Die Truppen wurden immer einen Monat voraus bezalt; die Magazine waren mit allen Notwendigkeiten versehen; der öffentliche Schaz, der unter seiner Verwaltung stand, hatte dreimalhunderttausend Pfund Sterling vorrätig; und hundertundfunfzigtausend hatte er in Ireland. Die Holländer baten ihn um Frieden, wozu er die Bedingungen vorschrieb, welche darin bestanden, daß man ihm dreimalhunderttausend Pfund Sterling bezalen, die Holländischen Schiffe vor den Englischen die Flagge streichen, und der junge Prinz von Oranien nie wieder in die Würden seiner Voraltern eingesezt werden sollte. Dies ist eben der Prinz, der in der Folge Jakob den II. vom Thron sties, dessen Vater Cromwell vom Thron gestossen hatte.

Alle Nationen schmeichelten dem Protektor um die Wette. Frankreich suchte seine Allianz gegen Spanien, und übergab ihm die Stadt Dünkerken. *) Seine Flotten namen den Spaniern Jamaika weg, welches England's Eigenthum geblieben ist. Ireland ward gänzlich unterworfen, und wie ein erobertes Land behan-

*) Man sehe Ludwig's XIV Jahrhundert hierüber nach.

delt. Man gab den Siegern die Ländereien der Besiegten, und diejenigen, welche ihrem Vaterlande am eifrigsten anhingen, starben unter Henkers Händen.

Cromwell, der nun als König herrschte, berief Parliamenter zusammen, aber er machte sich zum Herren über dieselben, und hob sie nach Willkühr auf. Er entdekte alle gegen ihn gemachte Verschwörungen, und beugte allen Empörungen vor. In den von ihm zusammenberufnen Parliamentern sas nie ein Pair des Königreichs; alle lebten in der Stille auf ihren Gütern. Er hatte die Geschiklichkeit, eins die- 1656.
ser Parliamenter dahin zu bringen, daß es ihm den Königstitel anbot, damit er denselben ausschlagen, und die wahre Gewalt desto besser beibehalten konnte.

Er führte in dem Königlichen Pallast ein finsters und stilles Leben, ohne Pomp, und ohne die geringste Ausschweifung. Der General Ludlow, sein Statthalter in Ireland, berichtet, daß, als der Protektor seinen Sohn Henry Cromwell nach Ireland schikte, er demselben nur einen Bedienten mitgab. Seine Sitten waren immer strenge; er war mässig, enthaltsam, sparsam, ohne nach fremdem Gute zu gei-

zen, arbeitsam und pünktlich in allen Geschäften. Seine Geschiklichkeit wusste alle Sekten zu schonen; er verfolgte weder die Katholiken, noch die Genossen der Anglikanischen Kirche, welche sich damals kaum sehn zu lassen getrauten. Er hatte Kaplane von allen Parteien; schwärmte mit den Schwärmern; unterstüzte die Presbyterianer, die er betrogen und unterdrükt hatte, und die er nicht mehr fürchtete; schenkte aber sein Vertrauen nur den Independenten, die ohne ihn nicht bestehn konnten, und spottete ihrer bei dem allen zuweilen mit den Deisten. Dabei sah er den Deismus doch nicht mit günstigen Augen an, weil er ganz ohne Schwärmerei ist, und also höchstens nur für Philosophen, niemals aber für Eroberer, taugt.

Solcher Philosophen gab es wenig, und er machte sich mit ihnen zuweilen über die Narren lustig, welche ihm, mit dem Evangelium in der Hand, den Weg zum Throne gebahnt hatten. Mit Hülfe dieses Betragens behielt er seine mit Blut befestigte, und durch Gewalt und Kunstgriffe unterstüzte, Macht bis an seinen Tod bei.

Den 13ten Sept. 1658. Seiner Enthaltsamkeit ungeachtet hatte die Natur ihm sein Lebensende in seinem achtundfunfzigsten Jahre bestimmt. Er starb an einem

gemeinen Fieber, welches wahrscheinlicherweise von der der Tyrannei anklebenden Unruhe herrührte. Denn in den lezten Zeiten befürchtete er immer, ermordet zu werden, und schlief daher niemals zwei Nächte hinter einander in dem nemlichen Zimmer. Er starb, nachdem er vorher Richard Cromwell'n zu seinem Nachfolger ernannt hatte.

Sobald ihm der Athem ausgegangen war, sagte einer von seinen Presbyterianischen Kaplänen, Namens Herry, zu den Umstehenden: Beunruhigt Euch nicht. Hat er, so lange er unter uns lebte, das Volk Gottes beschüzt, so wird er es jezt noch weit mehr beschüzen, nachdem er zum Himmel aufgestiegen ist, wo er sizen wird zur Rechten Jesu Christi. Der Fanatismus hatte so viel Gewalt, und Cromwell stand in so hoher Achtung, daß kein Mensch über eine solche Rede lachte.

So verschieden auch das Interesse war, welches alle Gemüter theilte, so ward doch Richard Cromwell in London friedlich zum Protektor ausgerufen. Das Konseil veranstaltete ein prächtigers Leichenbegängnis, als bei irgend einem Könige von England. Man nam die

Feierlichkeiten zum Muster, welche, bei dem Tode des Königs Philipp's des II. von Spanien, waren beobachtet worden. Es ist zu bemerken, daß man Philipp den II, zwei Monate lang, in einem schwarz ausgeschlagnen, und von wenigen Kerzen erleuchteten, Zimmer, im Fegefeuer vorgestellt hatte. Hernach aber hatte man ihn im Himmel vorgestellt, wobei sein Leichnam auf einem von Gold stralenden Bette lag, in einem mit Goldstof ausgeschlagnen Saal, worin fünfhundert Kerzen brannten, die sich in Silberplatten spiegelten, und dadurch wahren Sonnenglanz verbreiteten.

Alles dieses ward auch bei Olivier Cromwell'n beobachtet. Man sah ihn auf seinem Paradebette, mit der Krone auf dem Haupte, und einem goldnen Zepter in der Hand. Das Volk schien weder diese Nachahmung eines Katholischen Pomps, noch die dabei herrschende Verschwendung, zu bemerken Der einbalsamirte Leichnam, den Karl der II. in der Folge ausgraben und nach dem Galgen bringen lies, ward in der Gruft der Könige eingesenkt.

Neun-

Neuntes Kapitel.

Von England unter Karl'n dem II.

Der zweite Protektor Richard Cromwell hatte nicht die Eigenschaften des ersten, und konnte also auch nicht sein Glük haben. Sein Zepter ward nicht von dem Degen unterstüzt; und da er weder Olivier's Unerschrokkenheit, noch auch seine Heuchelei, besas, so wusste er sich weder bei der Armee in Furcht, noch auch bei den Parteien und Sekten, welche England theilten, in Achtung zu sezen. Richard musste sich gleich Anfangs von des Olivier Cromwell's Militärkonseil trozen lassen.

Der neue Protektor wollte sich nemlich dadurch festsezen, daß er ein Parliament zusammenberief, wovon das eine Haus, welches aus Offizieren bestand, die Englischen Pairs vorstellte, und das andre, welches aus Englischen, Schottischen, und Irischen Deputirten bestand, die drei Königreiche vorstellen sollte; aber die Häupter der Armee zwangen ihn, dieses Parliament wieder aufzuheben. Sie selber stellten das alte Parliament wieder her, welches Karl'n dem I. hatte den Kopf abschlagen lassen, und

welches Olivier Cromwell in der Folge so gebietrisch aufgehoben hatte. Dieses Parliament war, so wie die Armee, ganz republikanisch. Man wollte keinen König, aber auch eben so wenig einen Protektor, haben.

Dies Parliament schien in seine Freiheit abgöttisch verliebt, und wollte, seines fanatischen Eifers ungeachtet, regieren; hasste dabei die Titel König, Protektor, Bischöfe und Pairs, einen wie den andern, und sprach nie anders, als im Namen des Volks, um desto mehr Herr des Volks zu sein.

Den 12ten Mai 1659. Die Offiziere verlangten zu gleicher Zeit von dem von ihnen eingesezten Parliamente, daß alle Anhänger des Königlichen Hauses auf immer ihrer Bedienungen entsezt werden möchten, und Richard Cromwell'n das Protektorat genommen werden sollte. Dabei behandelten sie ihn sehr anständig, forderten für ihn zwanzigtausend Pfund Sterling Einkünfte, und achttausend für seine Mutter. Aber das Parliament gab dem Richard Cromwell weiter nichts, als zweitausend Pfund Sterling ein für allemal, und befal ihm, in sechs Tagen den Königlichen Pallast

zu verlassen. Er gehorchte ohne Murren, und lebte, wie ein ruhiger Privatmann.

Man hörte damals weder von Pairs, noch von Bischöfen, reden. Karl der II. schien, so wie Richard Cromwell, von aller Welt verlassen; und man glaubte an allen Europäischen Höfen, daß es mit der Englischen Republik Bestand haben würde. Der berühmte Monk, der unter Cromwell General gewesen war, war derjenige, der den Thron wiederherstellte. Er kommandirte in Schottland die Armee, welche das Land unterworfen hatte.

Als das Parliament von London einige Offiziere von dieser Armee hatte kassiren wollen, entschlos sich dieser General, nach England zu marschiren, um sein Glük zu versuchen. Die drei Königreiche waren damals eine wahre Anarchie. Ein in Schottland zurükgebliebner Theil der Monkschen Armee konnte das Land nicht in der Unterwürfigkeit erhalten. Der andre Theil, welcher Monken folgte, hatte die Unterwerfung der Republik im Kopf. Das Parliament fürchtete diese beide Armeen, und wollte Herr derselben sein. Dies hätte Anlas geben können, alle Schreknisse der bürgerlichen Kriege zu erneuern.

Monk, der sich nicht mächtig genug fühlte, den beiden Protektoren zu succediren, machte den Anschlag, die Königliche Familie wieder herzustellen, und brachte, anstatt Blut zu vergiessen, durch seine Unterhandlungen, alles in solche Verwirrung, daß er die Anarchie vermehrte, und der Nation das Verlangen nach einem König einflößte. Es ward fast gar kein Blut vergossen. Lambert, einer von Cromwell's Generalen, und ein eifriger Republikaner, wollte endlich den Krieg erneuern; man kam ihm aber zuvor, ehe er eine hinlängliche Anzal von Cromwell's alten Truppen zusammengebracht hatte. Er ward von den Truppen des Generals Monk geschlagen und gefangen genommen.

Man versammelte ein neues Parliament. Die so lange müssige und vergessne Pairs kamen endlich in das Oberhaus zurük. Die beiden Häuser erkannten Karl'n den II. für ihren König, und er ward, als solcher, in London ausgerufen.

Den 8ten Mai 1660. Karl der II., der solchergestalt nach England zurükberufen war, ohne etwas anders dazu beigetragen zu haben, als seine Einwilligung, und ohne daß man ihm irgend eine Be-

dingung vorgeschrieben hätte, ging von Breda ab, wohin er seine Zuflucht genommen hatte. Er ward unter dem Zuruf von ganz England empfangen, und es schien, als wenn gar kein Bürgerkrieg gewesen wäre.

Das Parliament lies die Körper des Olivier Cromwell, seines Eidams Ireton, und eines gewissen Bradshaw, wieder ausgraben, welcher Leztere Präsident der Parliamentskammer gewesen war, die Karl'n den II. verurtheilt hatte. Sie wurden auf der Schleife zum Galgen geschleppt. Von allen noch lebenden Richtern Karl's des I. wurden nur zehne hingerichtet. Keiner von allen bezeigte die mindeste Reue, und keiner wollte den regierenden König anerkennen. Alle dankten Gott, daß er sie, als Märterer für die gerechteste und edelste Sache, sterben lies. Sie waren nicht allein von der unbiegsamen Partei der Independenten, sondern auch von der Sekte der Anabaptisten, welche standhaft die zweite Ankunft Jesu Christi, und die fünfte Monarchie, erwarteten. *)

*) Karl würde mehr Politik gezeigt haben, wenn er gegen jene Elende keine Untersuchungen verstattet, und ihnen

Es waren nur noch neun Bischöfe in England. Der König machte ihre Anzal bald wieder vollzälig. Die alte Ordnung ward wieder hergestellt. Man sah die Vergnügungen und die Pracht eines Hofes an die Stelle der traurigen Wildheit treten, welche so lange geherrscht hatte. Karl der II. führte in dem mit dem Blute seines Vaters besudelten Pallast von Whitehall Galanterie und Lustbarkeiten ein. Die Independenten kamen gar nicht mehr zum Vorschein, und die Puritaner wurden im Zaum gehalten. Der Geist der Nation schien gleich so verändert zu sein, daß der vorige Bürgerkrieg lächerlich gemacht ward. Die finstern und strengen Sekten, wel-

nicht die Ehre verschaft hätte, mit einem Mute zu sterben, der das Abscheuliche ihres Verbrechens zu verringern schien. Es wäre edler von ihm gewesen, Cromwell'n zu überwinden, als seinen todten Leichnam nach dem Galgen schleifen zu lassen. Man hat vorgegeben, daß Karl II. sogar Meuchelmörder gedungen habe, um einige von den Mördern, die in fremden Ländern geflüchtet waren, umzubringen. Dies Betragen vermehrte den Has der Partei, die seinen Vater entthront hatte, eine Partei, deren Ueberreste die Ruhe unter seiner Regierung störten, und seine Familie vertreiben halfen.

Anmerk. der Kehlschen Herausgeber.

che die Gemüter mit so viel Enthusiasmus angefüllt hatten, wurden der Gegenstand des Spottes der Höflinge, und aller jungen Leute.

Der Deismus, zu welchem sich der König ziemlich öffentlich bekannte, ward, mitten unter so vielen Religionen, die herrschende. Dieser Deismus hat nachher in der übrigen Welt erstaunliche Fortschritte gemacht. Der Graf von Shaftesbury, der Enkel des Ministers, eine der grössten Stüzen dieser Religion, sagt, in seiner Karakteristik, grade heraus, daß man den grossen Namen eines Deisten nicht genug verehren könne. Eine Menge berühmter Schriftsteller hat sich öffentlich dazu bekannt. Die meisten Socinianer sind endlich dieser Partei beigetreten. Man wirft dieser so ausgebreiteten Sekte vor, daß sie blos der Vernunft folgt, und das Joch des Glaubens abgeschüttelt hat.

Einem Christen ist es freilich nicht möglich, ihre Ungelehrigkeit zu entschuldigen. Aber die Treue, die wir bei dem grossen Gemälde zu beobachten für Pflicht halten, welches wir von dem menschlichen Leben aufstellen, gebeut uns, wenn wir ihren Irrthum verwerfen, zu-

gleich ihrer Aufführung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man mus gestehn, daß dies von allen Sekten die einzige ist, welche die menschliche Gesellschaft nicht durch Streitigkeiten beunruhigt hat, und die einzige, die, bei ihrem Irrthum, immer ohne Fanatismus geblieben ist. Es ist sogar nicht möglich, daß sie unruhig sein kann.

Die Bekenner derselben kommen mit allen Menschen, in dem allen Zeiten und allen Ländern gemeinschaftlichen Grundsaz, der Anbetung eines einigen Gottes, überein, und unterscheiden sich nur dadurch von andern Menschen, daß sie weder Lehrsäze, noch Tempel haben, an weiter nichts, als an einen gerechten Gott glauben, allen übrigen Duldung beweisen, und selten ihre Meinung äussern.

Sie behaupten, daß diese reine, mit der Welt gleich alte, Religion, lange die einzige wahre war, ehe Gott selbst dem Hebräischen Volke eine andre gab. Sie gründen sich darauf, daß die Gelehrten in Schina sich immer zu derselben bekannt haben. Aber diese Gelehrten in Schina haben einen öffentlichen Gottesdienst, und die Europäischen Deisten nur einen geheimen. Ein jeder betet Gott für sich an, und macht

sich gar kein Gewissen daraus, den öffentlichen Ceremonien beizuwohnen. Wenigstens hat es bis jezt nur eine kleine Anzal davon gegeben, die sich versammeln, und die man Unitarier nennt. Jene aber nennen sich vielmehr erste Christen, als Deisten.

Die schon eingerichtete Königliche Societät der Wissenschaften zu London, die aber erst im Jahre 1660 durch ein Patent bestätigt ward, fing an, die Köpfe aufzuklären, und dadurch die Sitten zu mildern. Die schönen Wissenschaften kamen wieder empor, und vervollkommneten sich von Tage zu Tage. Zu Cromwell's Zeiten hatte man wenig andre Wissenschaften und Litteratur gekannt, als die Kunst, Stellen aus dem alten und neuen Testament auf die öffentlichen Streitigkeiten, und auf die grausamsten Revolutionen, anzuwenden.

Man legte sich nun auf die Kenntnis der Natur, und auf Befolgung der Bahn, welche der Kanzler Baco vorgezeichnet hatte. Die mathematischen Wissenschaften stiegen bald zu einem Grad der Vollkommenheit, wovon die Archimede keine Ahnung gehabt hatten. Ein grosser Mann entdekte endlich die bisher verborgnen Urgeseze der allgemeinen Einrichtung

des ganzen Weltgebäudes, und unterdessen, daß alle andre Nationen sich an Fabeln weideten, erfanden die Engländer die erhabensten Wahrheiten.

Alles, was durch die Untersuchungen mehrerer Jahrhunderte, in der Naturkunde, bekannt geworden war, kam mit der einzigen Entdekkung der Natur des Lichts gar nicht in Vergleich. Die Fortschritte waren, in einem Zeitraum von zwanzig Jahren, rasch und erstaunlich. Dies ist ein Verdienst, und ein Ruhm, die nie vergehn werden. Die Frucht des Genies und des Studirens ist dauernd; die Wirkungen des Ehrgeizes, des Fanatismus, und der Leidenschaften, verschwinden mit der Zeit, die sie hervorgebracht hat. Der Geist der Nation erwarb sich, unter Karl's des II. Regierung, einen unsterblichen Ruhm, obgleich die Regierung sich keinen zuzog.

Am Hofe herrschte der Französische Geist und machte denselben liebenswürdig und glänzend; indem er ihn aber neuen Sitten unterwarf, band er ihn auch an Ludwig's des XIV. Interesse, und die lange Zeit der Krone Frankreich verkaufte Englische Regierung machte, daß man zuweilen die Zeiten zurükwünschte, da

der Usurpator Cromwell seiner Nation Ehrfurcht verschafte.

Die wiederhergestellten Parliamenter von England und Schottland beeiferten sich, dem Könige, in beiden Königreichen, alles zu bewilligen, was sie ihm nur geben konnten, gleichsam als eine Art des Ersazes für die Hinrichtung seines Vaters. Das Parliament von England vornemlich, welches allein ihn mächtig machen konnte, wies ihm ein Einkommen von zwölfmalhunderttausend Pfund Sterling an, für ihn und für alle Theile der Regierungsverwaltung, ohne die für die Flotte bestimmten Summen. So viel hatte Elisabet niemals gehabt. Der verschwendrische Karl der II. indessen hatte immer Geldmangel. Die Nation konnt' es ihm gar nicht vergeben, daß er Dünkerken, diesen durch Cromwell's Unterhandlungen und Waffen erworbnen Hafen für weniger, als zweimalhundertundvierzigtausend Pfund Sterling, verkaufte.

Der Krieg, den er gleich Anfangs gegen die Holländer führte, war höchst lästig, weil er das Volk sieben und eine halbe Millionen Pfund Sterling kostete. Schimpflich war er auch, weil der Admiral Ruyter bis in den Hafen

1667. von Chatham drang, und daselbst die Englischen Schiffe verbrannte.

Unter diese Unglüksfälle mischten sich noch
1660. andre traurige Begebenheiten. Eine Pest verheerte London, im Anfange dieser Regierung, und fast die ganze Stadt ward, durch eine Feuersbrunst, eingeäschert. Dieses Unglük, welches sich gleich nach der Pest, und mitten in einem unglüklichen Kriege gegen Holland, zutrug, schien unersezlich zu sein. Inzwischen ward London, zum Erstaunen von Europa, innerhalb drei Jahren, weit schöner, regelmässiger und bequemer, wieder aufgebaut, als es vorher war. Eine einzige Auflage auf die Kohlen, und der Eifer der Bürger, waren zu dieser ungeheuern Arbeit hinreichend. Dies war ein grosses Beispiel von dem, was die Menschen vermögen, und welches die Nachrichten von den alten Städten Asien's und Aegypten's glaublich macht, die mit so vieler Schnelligkeit aufgebaut wurden.

Alle diese Unglüksfälle, diese Arbeiten, der Krieg von 1672 gegen Holland, und die Kabalen, welche am Hofe, und im Parliamente, herrschten, benamen den Lustbarkeiten und der Frölichkeit nichts, welche Karl der II., als Er-

zeugnisse des Französischen Himmelsstrichs, wo er einige Jahre gewesen war, nach England mitgebracht hatte. Eine Französische Mätresse, Französischer Wiz, und vornemlich Französisches Geld, herrschten am Hofe.

Ungeachtet so vieler Veränderungen in den Gemütern, änderte sich weder die Liebe zur Freiheit und zu Faktionen bei dem Volke, noch der Hang zur uneingeschränkten Gewalt bei dem **Könige**, und bei seinem Bruder, dem Herzoge **von York**. Man sah endlich, mitten unter den Lustbarkeiten, Verwirrung, Zwietracht, Parteihas und Sektengroll, die drei Königreiche wieder zerrütten. Es gab zwar keine grosse Bürgerkriege mehr, wie zu **Cromwell's** Zeiten; aber eine Reihe von Meutereien, Verschwörungen, und gerichtlichen Mordthaten, welche leztere von Gesezen vorgeschrieben wurden, denen der Has ihre Deutung gab, und endlich verschiedne Meuchelmorde, an welche die Nation noch nicht gewöhnt war, verdunkelten eine Zeitlang **Karl's** des II. Regierung.

Er schien, seines sanften und liebenswürdigen Karakters wegen, dazu geschaffen zu sein, seine Nation glüklich zu machen, so wie er das Vergnügen aller derjenigen ausmachte, die um

ihn waren. Indessen rieselte das Blut auf den Henkersbühnen unter diesem guten Fürsten, wie unter den andern. Die Religion allein war die Ursach so vieler unglüklichen Auftritte, obgleich Karl sehr philosophisch dachte.

Er hatte keine Kinder; und sein Bruder, der mutmaasliche Erbe der Krone, hatte sich zu der in England sogenannten Papistischen Sekte, diesen Gegenstand der Verwünschung der Nation, und beinahe des ganzen Parliaments, bekannt. Sobald man diesen Abfall erfuhr, so machte die Furcht, dereinst einen Papisten zum Könige zu haben, alle Gemüter abwendig. Einige Elenden vom niedrigsten Pöbel, welche die Faktion, die dem Hofe zuwider war, abgeschikt hatte, zeigten eine Verschwörung an, die noch viel seltsamer war, als die Pulverschwörung.

Sie sagten eidlich aus, die Papisten sollten den König umbringen, und seinem Bruder die Krone geben; der Pabst Klemens der X. hätte, im Jahr 1675, in einer sogenannten Congregation de propaganda, erklärt, daß das Königreich England, aus einem unverjährbaren Rechte, den Päbsten gehörte; er gebe also die Statthalterschaft darüber dem Jesuiten

Oliva, dem General des Ordens; dieser Jesuit übertrüge seine Gewalt dem Herzoge von York, als Vasallen des Pabstes; in England sollte eine Armee angeworben werden, um Karl'n den II. vom Thron zu stossen; der Jesuit la Chaise, Ludwig's des XIV. Beichtvater, hätte zehntausend Louisd'or nach England geschikt, um die Operationen anzufangen; der Jesuit Comiers hätte einen Dolch für ein Pfund Sterling gekauft, um den König umzubringen, und einem Arzte wären zehntausend Pfund geboten worden, wenn er ihn vergiften wollte. Sie nannten alle Namen, und die Aufträge aller Offiziere, welche der Jesuitengeneral ernannt hätte, die Papistische Armee zu kommandiren.

Eine hirnlosere Anklage war nie auf das Tapet gebracht worden. Der berüchtigte Irelånder, welcher funfzig Fus tief unter der Erde sehn konnte; das Weib in London, welches alle acht Tage mit einem Kaninchen niederkam; der Mann, der der versammelten Stadt versprach, in eine Zweiquartflasche durch den Hals hineinzukriechen, und in Frankreich die Geschichte mit der Bulle Unigenitus, die Konvulsionen, und die gegen die Philosophen erhobnen Kla-

gen, konnten nicht lächerlicher sein. Aber je sinnloser eine Meinung ist, um desto mehr Ansehn bekommt sie, wenn die Gemüter einmal erhizt sind.

Die ganze Nation geriet in Bewegung. Der Hof konnte das Parliament nicht verhindern, mit der schnellesten Strenge zu verfahren. Alle diese unglaubliche Lügen waren mit etwas Wahrem vermischt, und von dem Augenblik an schienen sie alle wahr zu sein. Die Angeber behaupteten, der Jesuitengeneral hätte einen gewissen Coleman, einen Anhänger des Herzogs von York zu seinem Staatssekretär in England ernannt. Man bemächtigte sich der Papiere dieses **Coleman**, und fand Briefe von ihm an den Pater la Chaise, worin folgende Worte standen:

Wir verfolgen eine grosse Unternemung; es kömmt darauf an, drei Königreiche zu bekehren, und vielleicht die Kezerei auf immer auszurotten; wir haben einen eifrigen Prinzen u. s. w. . . . . Man darf nur dem Könige viel Geld schikken; Geld ist die Logik, welche unsern Hof zu allem überredet.

Aus

Aus diesen Briefen erhellet deutlich, daß die Katholische Partei die Oberhand haben wollte; daß sie sich von dem Herzoge von York viel versprach; daß der König selbst die Katholiken begünstigen würde, wenn man ihm nur Geld gäbe; und endlich, daß die Jesuiten alles thaten, was sie konnten, um dem Pabst in England Dienste zu leisten. Alles Uebrige war offenbar falsch, und die Widersprüche der Angeber so grob, daß man sich, zu jeder andern Zeit, des Lachens darüber nicht hätte erwehren können.

Aber Coleman's Briefe und der Meuchelmord eines seiner Richter, machten, daß man von den Papisten alles glaubte. Verschiedne Beklagte starben auf dem Schavot. Fünf Jesuiten wurden aufgeknüpft und geviertheilt. Hätte man sich begnügt, sie, als Störer der öffentlichen Ruhe, zu verurtheilen, welche unerlaubten Briefwechsel führten, und die gesezmässig eingeführte Religion abschaffen wollten, so wäre ihre Verurtheilung ganz regelmässig gewesen. Man musste sie nur nicht unter dem Titel von Hauptleuten und Almosenierern der Päbstlichen Armee, welche drei Königreiche unterjochen sollten, aufknüpfen.

Der Eifer gegen den Papismus ging so weit, daß das Unterhaus fast einmütig auf die Ausschliessung des Herzogs von York stimmte, und ihn für unfähig erklärte, jemals König von England zu werden. Dieser Fürst bewies, einige Jahre nachher, nur zu sehr, daß der Ausspruch des Unterhauses gerecht war.

England, so wie der ganze Norden, die Hälfte von Teutschland, die sieben vereinigten Provinzen, und drei Viertheile der Schweiz, hatten sich bis dahin begnügt, die Römischkatholische Religion für Abgötterei anzusehn. Aber diese Beschimpfung war noch nirgends zu einem Reichsgesez gemacht worden. Das Englische Parliament fügte dem Abschwörungseide der Messe auch noch das Gelübde bei, den Papismus, als abgöttisch, zu verabscheuen.

Was für Revolutionen in dem menschlichen Verstande! Die ersten Christen beschuldigten den Römischen Senat, Bildsäulen anzubeten, die er zuverlässig nicht anbetete. Das Christenthum bestand dreihundert Jahre ohne Bilder. Zwölf Christliche Kaiser behandelten diejenigen als Abgötter, welche vor den Bildern der Heiligen beteten. Dieser Gottes-

dienst ward in der Folge im Occidente und im Oriente angenommen, und hernach in der Hälfte von Europa verabscheut. Kurz, das Christliche Rom, welches seine Ehre in die Ausrottung der Abgötterei sezt, ward, durch die Geseze einer mächtigen, in Europa heut zu Tage verehrten, Nation, den Heiden beigezält.

Der Enthusiasmus der Nation blieb nicht bei Bezeugungen des Hasses und des Abscheues gegen das Pabstthum stehn; sondern das Anklagen und die Hinrichtungen wurden auch fortgesezt.

Das Betauernswürdigste dabei war der Tod des Lords Strafford, eines Greises, der eifrig für den Staat, dem Könige ergeben, aber von den Geschäften schon abgegangen war, und seine rühmliche Laufbahn, in friedlicher Ausübung aller Tugenden beschliessen wollte. Er ward für einen Papisten gehalten, und war es nicht. Die Angeber beschuldigten ihn, daß er einen von ihnen hätte bereden wollen, den König umzubringen. Der Angeber hatte niemals mit ihm gesprochen, und doch ward ihm geglaubt. Vergebens erschien die Unschuld des Lords Straf-

ford in ihrem vollen Lichte. Er ward verurtheilt, und der König unterstand sich nicht, ihm Gnade widerfahren zu lassen. Schändliche Schwachheit, deren sich sein Vater auch schuldig machte, und die seinen Vater stürzte.

Dieses Beispiel bewies, daß die Tyrannei einer ganzen Versammlung immer unbarmherziger ist, als die Tyrannei eines Königs. Es giebt tausend Mittel, einen Fürsten zu besänftigen; aber keins, die Grausamkeit einer Versammlung zu mildern, welche sich von Vorurtheilen hat hinreissen lassen. Jedes Mitglied, von dieser gemeinschaftlichen Wut trunken, empfängt sie und verdoppelt sie in den übrigen Mitgliedern, und geht ohne Besorgnis zur Unmenschlichkeit über, weil Niemand nötig hat, für eine ganze Versammlung Red' und Antwort zu geben.

Unterdessen daß die Papisten und die Anglikaner in London dieses blutige Schauspiel gaben, führten die Presbyterianer in Schottland ein ähnliches auf, das nicht minder abgeschmakt und abscheulich war. Sie meuchelmordeten den Primas von Schottland, den Erzbischof von Saint André; denn in diesem Lande gab es noch Bischöfe, und der

Erzbischof von Saint André hatte seine Vorrechte beibehalten. Nach dieser saubern That beriefen die Presbyterianer das Volk zusammen, und verglichen dieselbe öffentlich in ihren Predigten mit den Thaten der Jahel, des Ehud, und der Judit, denen sie in der That ähnlich war.

Nach der Predigt führten sie ihre Zuhörer, bei Rührung der Trommel, nach Glasgow, welches sie einnamen. Sie schwuren, dem Könige nicht mehr, als einem Oberhaupte der Anglikanischen Kirche zu gehorchen, seinen Bruder niemals als König anzuerkennen, Niemanden gehorsam zu sein, als Gott, und diesem Herrn alle Prälaten aufzuopfern, die sich seinen Heiligen widersezten.

Der König sahe sich genötigt, seinen na- 1679.
türlichen Sohn, den Herzog von Monmouth, mit einer kleinen Armee, gegen diese Heiligen abzuschikken. Die Presbyterianer gingen ihm, achttausend Mann stark, entgegen, und wurden von Predigern des heiligen Evangeliums kommandirt. Diese Armee hies die Armee des Herrn. Es war ein alter Priester darunter, der auf einen kleinen Hü-

gel stieg, und sich die Hände halten lies, wie Aaron, um einen sichern Sieg zu erhalten. Die Armee des Herrn ward, gleich bei den ersten Kanonenschüssen, in die Flucht geschlagen. Man machte zwölfhundert Gefangne.

Der Herzog von Monmouth behandelte sie sehr menschlich. Er lies nur zwei Priester aufhängen, und gab alle Gefangne frei, welche schwören wollten, das Vaterland nicht mehr, im Namen Gottes, zu beunruhigen. Neunhundert leisteten den Eid. Dreihundert schwuren, es wäre besser, Gott gehorchen, als den Menschen, und sie wollten lieber sterben, als nicht die Anglikaner, und die Papisten, todt schlagen. Sie wurden nach Amerika geschikt; aber ihr Schif scheiterte, und so fanden sie, im Grunde des Meeres, die Märterkrone.

Dieser Schwindelgeist dauerte noch einige Zeit in England, Schottland, und Ireland. Endlich aber stellte der König überall den Frieden her, und zwar vielleicht nicht so wohl durch seine Klugheit, als durch seinen leutseligen Karakter, dessen sanftes und angenemes Wesen die Oberhand behielt, und die gallsüch-

tige Wildheit so vieler Rottgeister unvermerkt in geselligere Sitten umwandelte.

Karl der II. scheint der erste König von England zu sein, welcher die Stimmen der Parliamentsglieder durch geheime Jahrgehalte erkaufte, wenigstens in einem Lande, wo fast nichts geheim bleibt. Diese Verfahrungsart war nie öffentlich bekannt gewesen. Man hatte keinen Beweis, daß die Könige, seine Vorgänger, diese Partei ergriffen hätten, welche die Schwierigkeiten abkürzt, und den Widersprüchen vorbeugt.

Das zweite, im Jahre 1679 zusammenberufne, Parliament verfuhr gerichtlich gegen achtzehn Mitglieder vom Unterhause des vorhergehenden Parliaments, welches achtzehn Jahre gedauert hatte. Man warf ihnen vor, daß sie Jahrgelder genossen hätten; weil aber kein Gesez vorhanden war, welches verbot, Gnadenbezeigungen von seinem Souverän anzunemen, so konnte man ihnen nichts anhaben.

Da Karl der II. indessen sahe, daß das Unterhaus, welches seinen Vater vom Throne gestossen, und dem Beil des Henkers überlie-

sert hatte, bei seinen Lebzeiten seinen Bruder enterben wollte, und er, wegen der Folgen dieses Unternemens, in Absicht auf sich selbst, besorgt war, hob er das Parliament auf, und regierte, ohne ferner eins zusammen zu berufen.

1681. Sobald die Königliche Gewalt und die Gewalt des Parliaments nicht mehr zusammenstiessen, war gleich alles ruhig. Der König war endlich dahin gebracht, von seinem Einkommen, und von einem Jahrgelde von hunderttausend Pfund Sterling, welches Ludwig der XIV. ihm gab, mit Sparsamkeit zu leben. Er unterhielt nur viertausend Mann Truppen, und auch diese Garde warf man ihm vor, als wenn er eine mächtige Armee gehalten hätte. Vor ihm hatten die Könige gewöhnlich nicht mehr, als hundert Mann zu ihrer beständigen Garde.

Damals kannte man in England nur zwei politische Parteien; die Partei der Toris, welche eine gänzliche Unterwerfung unter die Könige annamen, und die Partei der Wighs, welche die Rechte des Volks verfochten, und die Rechte der souveränen Gewalt einschränk-

ten. Diese leztere Partei hat fast immer das Uebergewicht über die andre gehabt.

Was aber England mächtig gemacht hat, ist dieses, daß alle Parteien, seit Elisabet's Zeiten, mit gleichem Eifer daran gearbeitet haben, die Handlung zu begünstigen. Das nemliche Parliament, das seinem Könige den Kopf abschlagen lies, beschäftigte sich mit Einrichtungen im Seewesen, als wenn man in den friedlichsten Zeiten lebte. Karl's des I. Blut rauchte noch, als dieses Parliament, ob es gleich beinahe aus lauter Fanatikern bestand, im Jahre 1650 die berühmte Navigationsakte machte, die man Cromwell'n allein zuschreibt, und woran derselbe doch keinen andern Antheil hatte, als daß er sich darüber ärgerte, weil diese den Holländern sehr nachtheilige Akte eine von den Ursachen des Krieges zwischen England und den sieben vereinigten Provinzen war, und weil dieser Krieg, der alle grosse Ausgaben auf die Seite des Seewesens zog, dahin abzwekte, die Landarmee zu vermindern, wovon Cromwell General war. Diese Navigationsakte hat immer in ihrer ganzen Kraft fortgedauert. Der Vortheil dieser Akte besteht darin, daß keinem

fremden Schiffe erlaubt ist, Waaren nach England zu bringen, die nicht aus dem Lande sind, dem das Schif gehört. *)

*) Man wollte durch diese Akte den Holländern den Gewinn entziehen, den sie von den ausländischen Waaren erhielten, welche sie nach England lieferten. Die Oekonomie, die sie bei den Transportkosten anzubringen wussten, erlaubte ihnen, sie zu niedrigern Preisen zu geben, als es die Handelsleute der Englischen Nation, oder selbst die Kaufleute des Landes, vermochten, aus dem die Waaren geholt wurden. Auf die Art bewirkte diese Akte denn weiter nichts, als daß die Engländer die ausländischen Waaren ein wenig theurer bezalen mussten, und daß die Transportkosten zur See vergrössert wurden. Die Eifersucht der Englischen Kaufleute veranlasste dies Gesez, das man seit der Zeit als die Frucht einer grossen Politik angesehen hat. Unser Verfasser, der aus den Grundsäzen des Handels eben nicht sein Hauptstudium gemacht hatte, richtet sich hier nach der gewöhnlichen Meinung, aber demungeachtet giebt er im Folgenden die Ursachen von dem Reichthum der Engländer sehr richtig an.

Was die zur Ermunterung der Ausfuhr des Getraides vorgeschlagne Prämie betrift, so bringt sie zweierlei Inkonvenienzen hervor; einmal ist sie ein von der Nation erhobner Impost, zweitens erhöht sie den Mittelpreis des Getraides für England, gegen andre Länder gehalten, um etwas, aber Beides ist beinahe nicht merklich. Dies Gesez hat übrigens keinen Vor-

Schon zu den Zeiten der Königin Elisabet war eine Indische Handelskompagnie vorhanden, die früher da gewesen war, als die Holländische, und man errichtete sogar noch eine neue unter dem Könige Wilhelm. Seit 1597 bis 1612 waren die Engländer allein im Besiz des Wallfischfanges; ihre grössten Reichthümer aber zogen sie immer aus ihrer Viehzucht. Anfänglich wussten sie mit ihrer Wolle nichts anders anzufangen, als daß sie dieselbe verkauften; aber seit Elisabet's Regierung fabrizirten sie die schönsten Tücher von Europa. Der lange Zeit vernachlässigte Akkerbau vertrat bei ihnen endlich die Stelle der Bergwerke von Potosi.

Besonders ward der Akkerbau aufgemuntert, als man, im Jahre 1689, anfing, auf

theil, den eine uneingeschränkte Freiheit nicht sicherer und besser verschaft haben würde. Gleichwohl ist es möglich, daß die Schwäche der Englischen Regierung die Magazine nicht gegen jeden Volksaufstand schüzen kann. In diesem Fall könnte das Gesez in der That zur Ermunterung des Akkerbaues dienen, aber dann wäre es ein Mittel gegen einen Fehler, den man für unheilbar ansähe, und so gut es auch sein mag, so wär' es doch besser, man hätte es gar nicht nötig.

A. der Kehlschen Herausgeber.

die Ausfuhr des Getraides Preise zu sezen. Von dieser Zeit an hat die Regierung für jede Last ausgeführten Waizens, immer fünf Schillinge bewilligt, wenn diese Last, welche vierundzwanzig Pariser Scheffel hält, in London nicht mehr gilt, als zwei Pfund Sterling und acht Pence. Der Verkauf aller andern Getraidearten ist verhältnismässig begünstigt, und in den leztern Zeiten ist im Parliamente bewiesen worden, daß die Kornausfuhr in vier Jahren hundertundsiebzig Millionen und dreimalhundertunddreissigtausend Französische Livres eingebracht hat.

Zu Karl's des II. Zeiten hatte England alle diese grosse Hülfsquellen noch nicht. Es war noch dem Kunstfleisse der Französischen Nation zinsbar, welche, nach der Handlungsbilanz jährlich über acht Millionen gewann. Es fehlte England an Manufakturen von Leinwand, Spiegeln, Kupfer, Erz, Stahl, Papier, und sogar von Hüten. Dem Widerrufe des Edikts von Nantes haben die Engländer fast diese ganze neue Indüstrie zu danken.

Aus diesem einzigen Zuge kann man beurtheilen, ob die Schmeichler Ludwig's des XIV. Recht hatten, ihn deshalb zu loben,

daß er Frankreich seiner nüzlichen Bürger beraubte. Auch gab die Englische Nation, welche wohl einsahe, wie nüzlich ihr die zu ihr geflüchteten Französischen Fabrikanten werden würden, ihnen, im Jahre 1687, funfzehnmalhunderttausend Franken Almosen, und ernährte, ein ganzes Jahr lang, dreizehntausend dieser neuen Bürger in der Stadt London, auf öffentliche Unkosten.

Dieser Handlungseifer in einer kriegrischen Nation hat dieselbe endlich in den Stand gesezt, einen Theil von Europa gegen Frankreich zu besolden. Sie hat, in unsern Tagen ihren Kredit vervielfältigt, ohne ihre Fonds zu vermehren, so daß die Schulden des Staats an Privatpersonen auf hundert Millionen Französische Livres an jährlichen Zinsen und Renten gestiegen sind.

Dies ist grade die nemliche Lage, worin sich die Krone Frankreich befunden hat, wo auch der Staat, unter dem Namen des Königs, ungefähr eben soviel jährlich an die Rentenierer, und an diejenigen, welche Bedienungen gekauft haben, zu bezalen hat. Dieser so vielen andern Nationen, und besonders den Völkern in Asien, ganz unbekannte Kunstgrif

war die traurige Frucht unsrer Kriege, und der höchste Schwung der politischen Indüstrie, welche nicht minder gefärlich ist, als der Krieg selber. Diese Schulden von Frankreich und England haben sich seitdem über die Maassen vermehret.

Zehntes Kapitel.

Von Italien, und vornemlich von Rom, am Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Von der Kirchenversammlung zu Trient. Von der Verbesserung des Kalenders, u. s. w.

Nach dem Maasse, wie Frankreich und Teutschland, am Ende des sechszehnten, und im Anfange des siebzehnten, Jahrhunderts, zerrüttet wurden, ohne Handel schmachteten, aller Künste und Polizeieinrichtungen beraubt, und der Anarchie Preis gegeben waren; nach eben dem Maasse fingen die Italienischen Völker, im Ganzen genommen, an, der Ruhe zu geniessen, und legten sich, um die Wette, auf die Künste des Geschmaks, welche in andern Ländern entweder ganz unbekannt waren, oder doch nur plump und unverfeinert betrieben wurden.

Neapel und Sicilien waren ohne Revolutionen; man wusste daselbst sogar nichts von Unruhen. Als der Pabst Paul der IV., auf Antrieb seiner Neffen, Philipp dem II. diese beiden Königreiche, durch des Königs Heinrich's des II. von Frankreich Waffen, wegnemen wollte, war seine Meinung, sie dem Herzoge von Anjou zu übertragen, der hernach Heinrich der III. ward, wogegen dieser sich anheischig machen sollte, anstatt sechstausend, jährlich zwanzigtausend Dukaten Tribut zu erlegen, und hauptsächlich den Päbstlichen Neffen daselbst beträchtliche und unabhängige Fürstenthümer zu überlassen.

Dieses Königreich war damals das einzige in der Welt, welches zinsbar war. Man behauptete, der Römische Hof verlangte, daß diese Zinsbarkeit aufhören, und das Königreich endlich dem heiligen Stuhl einverleibt werden sollte. Dadurch würden die Päbste mächtig genug geworden sein, das Gleichgewicht in Italien mit überwiegendem Nachdruk zu halten. Unmöglich aber konnte, weder Paul der IV., noch ganz Italien zusammengenommen, Neapel erst Philippen dem II., und hernach wieder dem Könige von Frankreich, wegnemen,

und solchergestalt die beiden mächtigsten Monarchen der Christenheit ausplündern.

Paul's des IV. Unternemung war weiter nichts, als eine unglükliche Verwegenheit. Der berüchtigte Herzog d'Alba, als damaliger Vicekönig von Neapel, verspottete die Bemühungen dieses Pabstes dadurch, daß er die Klokken und alles Erz in Benevento, welches dem heiligen Stuhl gehörte, einschmelzen lies, um Kanonen daraus zu giessen.

Dieser Krieg war beinahe eben so geschwind geendigt, als angefangen. Der Herzog d'Alba schmeichelte sich, Rom einzunemen, wie es unter Karl'n dem V., und zu den Zeiten Arnold's, der Ottonen, und so viel andrer, war eingenommen worden; nach Verlauf einiger Monate aber ging er hin, und küsste dem Hohenpriester die Füsse; Benevento bekam seine Klokken wieder, und so hatte alles ein Ende.

Im März 1560. Ein schrekliches Schauspiel, nach Paul's des IV. Tode, war die Verurtheilung seiner beiden Neffen, des Fürsten von Palliano, und des Kardinals Caraffa. Das heilige Kollegium sahe, mit Entsezen, diesen, auf Pius des IV. Befel, verurtheilten Kardinal, sein

sein Leben durch den Strang verlieren, wie der Kardinal Petrucci, unter Leo dem X. umgekommen war. Aber diese Eine grausame Handlung machte keine grausame Regierung aus, und das Römische Volk ward nicht tyrannisirt. Es beschwerte sich blos darüber, daß der Pabst die Hofbedienungen verkaufte; ein Misbrauch, der in der Folge noch weiter getrieben ward.

Die Kirchenversammlung zu Trient ward, 1563.
unter Pius dem IV., friedlich geendigt. *) Sie hatte keine neue Folgen, weder bei den Katholiken, welche an alle, von dieser Kirchenversammlung festgesezte, Glaubensartikel glaubten, noch bei den Protestanten, welche nicht daran glaubten. Sie machte auch keine Veränderung in den Gebräuchen der Katholischen Nationen, welche einige Regeln der Kirchenzucht befolgten, die von den von der Kirchenversammlung vorgeschriebenen Regeln abwichen.

Frankreich hauptsächlich behielt das bei, was man die Freiheiten seiner Kirche nennt, und

*) Die Beschreibung der Streitigkeiten und Akten dieser Kirchenversammlung findet man im zweiunddreissigsten Kap. des fünften Theils dieses Versuchs.

was eigentlich die Freiheiten seiner Nation sind. Vierundzwanzig Artikel, welche wider die Rechte der Civilgerichtsbarkeit laufen, wurden in Frankreich niemals angenommen. Die vornemsten dieser Artikel legten den Bischöfen allein die Verwaltung aller Hospitäler bei, schrieben dem Pabst allein die Entscheidung der Kriminalprozesse aller Bischöfe zu, und unterwarfen die Layen, in verschiednen Fällen, der Bischöflichen Gerichtsbarkeit.

Dies sind die Ursachen, warum Frankreich diese Kirchenversammlung, in der von ihr vorgeschriebnen Kirchenzucht, immer verwarf. Die Könige von Spanien namen sie, in allen ihren Staaten, mit der grössten Ehrfurcht, an; und machten zwar die grössten Einschränkungen, aber heimlich, und ohne Aufsehn. Venedig ahmte Spanien nach. Die Teutschen Katholiken verlangten noch den Kelch bei dem Abendmal, und die Priesterehe.

Pius der IV. bewilligte das Abendmal unter beiderlei Gestalten, durch Breven an den Kaiser Maximilian den II. und den Erzbischof von Mainz; aber über die Ehlosigkeit der Priester war er unbeweglich. Die Geschichte der Päbste giebt zur Ursach davon an, daß Pius

der IV., da er einmal der Kirchenversammlung los war, von derselben nichts mehr zu fürchten hatte. Daher kommt es auch, sezt der Verfasser hinzu, daß dieser Pabst, der göttliche und menschliche Geseze mit Füssen trat, wegen des Cölibats den Gewissenhaften spielte. Es ist höchst falsch, daß Pius der IV göttliche und menschliche Geseze beleidigte; es fällt vielmehr in die Augen, daß er, durch Beibehaltung der alten, seit so langer Zeit im Occident eingeführten, Kirchenzucht der priesterlichen Ehlosigkeit, sich einer Meinung gemäs bezeigte, welche schon zum Kirchengesez geworden war.

Alle andre Gebräuche der für Teutschland besonders eingeführten Kirchenzucht wurden beibehalten. Die der weltlichen Macht gefärlichen Streitfragen fachten nicht mehr die Kriege an, welche sie ehedem verursacht hatten. Schwierigkeiten und misliche Verhältnisse gab es noch immer zwischen dem Römischen Hofe, und den Katholischen Höfen; aber diese kleine Nekkereien richteten kein Blutbad an. Venedig's Kirchenbann, unter Paul dem V., ist seitdem die einzige Streitigkeit gewesen, welche Aufsehn gemacht hat. Die Religionskriege in Teutschland

und in Frankreich gaben damals Beschäftigung genug; und der Römische Hof behandelte gemeiniglich die Katholischen Souveräne mit grosser Schonung, aus Furcht, daß sie Protestanten werden möchten. Wehe nur den schwachen Fürsten, wenn sie einen mächtigen Fürsten, wie Philipp, im Kopfe hatten, welcher im Konklave den Meister spielte!

Italien fehlte es an allgemeiner Polizei; das war des Landes grösste Plage. Es ward lange Zeit, mitten unter seinen Künsten, im Schoosse des Friedens, von Räubern unsicher gemacht, wie Griechenland in den Zeiten der Wildheit. Von den Grenzen von Mailand, bis in das Innerste des Königreichs Neapel, streiften ganze Haufen von Banditen ohne Unterlas von einer Provinz zur andern, erkauften sich den Schuz der kleinen Fürsten, und zwangen dieselben, sie zu dulden.

Bis zur Regierung Sixt des V. konnte man dieses Gesindel nicht ausrotten; und auch nachher kamen sie noch zuweilen zum Vorschein. Dieses gefärliche Beispiel munterte die Privatpersonen zum Meuchelmord auf. Der Gebrauch des Dolchs war ganz gemein in den

Städten, unterdessen daß die Banditen auf dem platten Lande umherschwärmten; und die Studenten in Padua hatten sich angewöhnt, die Vorübergehenden unter den Schwibbögen, womit die Strassen eingefasst sind, zu ermorden.

Ungeachtet dieser nur gar zu gewöhnlichen Unordnungen, war Italien das blühendste Land von Europa, wenn es auch nicht das mächtigste war. Man hörte nicht mehr von den auswärtigen Kriegen, welche dasselbe, seit der Regierung des Königs Karl's des VIII. von Frankreich, verheert hatten; noch von den innerlichen Kriegen eines Fürstenthums gegen das andre, und einer Stadt gegen die andre. Die ehmals so häufigen Verschwörungen sahe man gar nicht mehr.

Neapel, Venedig, Rom und Florenz, lokten, durch ihre Pracht, und durch den Flor aller Künste, die Fremden an sich. Die Vergnügungen des Geistes waren noch nirgends recht bekannt, als unter diesem Himmelsstrich. Die Religion zeigte sich daselbst dem Volk unter einem Ehrfurcht gebietenden Pomp, der für empfindliche Seelen so notwendig ist. Nur in Italien hatte man Tempel aufgebaut, die des Alterthums würdig waren, und die Peterskirche in

Rom übertraf sie alle. Wenn noch abergläubische Gebräuche, erdichtete Traditionen, und erlogne Wunderwerke vorhanden waren, so wurden sie von den Klugen verachtet, welche wussten, daß Misbräuche von jeher der Zeitvertreib des Pöbels gewesen sind.

Vielleicht haben die Schriftsteller jenseits den Gebirgen, welche so sehr gegen diese Gebräuche geeifert haben, keinen rechten Unterschied gemacht zwischen dem Volke, und denen, die es leiten. Man durfte deshalb noch nicht den Römischen Senat verachten, weil die Kranken, die von Natur genesen waren, die Wände in den Tempeln des Aeskulap mit ihren Opfern behingen, weil tausend Gelübdetafeln von Reisenden, die aus dem Schifbruch entkommen waren, die Altäre des Neptun zierten, oder verstellten, und weil zu Egnatia der Weihrauch, auf einem geweihten Steine, sich von selbst entzündete. Mehr als Ein Protestant ist, nachdem er die Annemlichkeiten in Neapel genossen hatte, in Schmähworte über die drei Wunderwerke ausgebrochen, welche in dieser Stadt an festgesezten Tagen geschehen, wenn nemlich das Blut des heiligen Januar's, des heiligen Johann's des Täufers, und des heili-

gen Stephan's, welches in Flaschen aufbewahrt wird, anfängt zu fliessen, wenn man es den Häuptern dieser Heiligen nahe bringt.

Man wirft den Regenten dieser Kirchen vor, daß sie der Gottheit unnüze Wunderwerke andichten. Der gelehrte und kluge Addison sagt, er hätte nie *a more blunting trik*, (einen gröbern Knif,) gesehn. Alle diese Schriftsteller hätten erwägen können, daß diese Einrichtungen den Sitten keinen Schaden thun, welche der Hauptgegenstand der bürgerlichen und kirchlichen Polizei sein müssen, daß wahrscheinlicherweise die erhizte Einbildungskraft, unter den warmen Himmelsstrichen, sichtbarer Zeichen bedarf, welche sie beständig auf den Finger Gottes hinführen, und daß endlich diese Zeichen nicht eher abgeschaft werden können, als bis eben der Pöbel sie verachtet, der sie jezt verehrt. *)

*) Aller dieser Aberglaube scheint uns nicht so gleichgültig, als dem Verfasser. Da der Scharlatan, der auf Befel ein Wunder zu thun hat, es gelingen oder fehlschlagen lassen kann, und da das Volk in Wut gerät, wenn es nicht gelingt, so hat die Klerisei in Neapel die Macht, Empörungen nach ihrem Belieben unter einem zalreichen

Pius dem IV. folgte der Dominikaner Ghisleri, als Pius der V., der selbst in Rom so sehr gehasst ward, weil er daselbst die Inquisi-

Volke zu erregen, das von allem moralischen Gefühl entblösst ist, das durch Blut nicht erschrekt wird, und das nichts zu verlieren hat. Auf die Art bringt die Ceremonie mit dem Flüssigmachen des Bluts die Regierung von Neapel ganz in die Gewalt der Priester. Jede Reform, jedes Gesez, das den Priestern misfällt, wird, dadurch einzuführen, unmöglich. Wenn irgend ein Minister in den Verdacht käme, daß er die Idee hätte, so würde das Wunder ausbleiben, und er würde sich der ganzen Wut des Volks ausgesezt sehen.

Ein Neapolitanischer Kavalier war auf den Einfall gekommen, das Wunder in seiner Wohnung nachzumachen; dies war eins der sichersten Mittel, das Mirakel in Miskredit zu bringen; aber die Regierung furchte sich vor den Priestern, und verbot ihm damit fortzufahren. Der Kunstgrif, dessen er sich dazu bediente, ist in den *Mémoires de l'académie des sciences de Paris* von 1757 beschrieben; aber es ist nicht ausgemacht, daß er genau auf eben die Art verfuhr, wie die Priester.

Wir wollen hoffen, ein Erzbischof von Neapel werde einst wahre Frömmigkeit und Mut genug haben, um zu gestehn, daß die Leichtgläubigkeit des Volks von seinen Vorgängern und seiner Klerisei gemisbraucht worden ist, und um den ganzen Betrug aufzudekken, und das Geheimnis an's Licht zu bringen.

tion mit zu vieler Grausamkeit ihre Gerichtsbarkeit ausüben lies, da derselben an andern Orten die weltlichen Richterstühle das Widerspiel hielten. Die berüchtigte Bulle *In Coena Domini*, welche unter Paul dem III. gegeben, und von Pius dem V. bekannt gemacht worden war, worin man allen Rechten der Souveräne Hohn spricht, empörte verschiedne Höfe, und machte, daß auch manche Universitäten ihre Stimme gegen dieselbe erhuben.

Die Vertilgung des Ordens der Humiliaten war eine der vornemsten Begebenheiten unter seiner Regierung. Die Religiösen dieses Ordens, die im Mailändischen wohnten, führten ein ärgerliches Leben. Der heilige Car-

Man mus noch wissen, daß, wenn das Wunder nicht gleich vor sich geht, es das Volk den Fremden zuschreibt, die sich in der Kirche befinden, und von denen man muthmaasst, daß sie Kezer sind. Alsdann müssen diese sich schnell fortbegeben, und bisweilen verfolgt sie der Pöbel mit Steinwürfen. Vor funfzehn Jahren erfuhren der Prinz de S. und der Graf de C. diese Begegnung, ohne daß sie sich dieselbe durch eine Unbehutsamkeit zugezogen hatten.

A. der Kehlschen Herausgeber.

lo Borromeo, Erzbischof von Mailand, wollte sich reformiren; viere von ihnen verschworen sich gegen sein Leben, und einer davon schos, in
1571. seinem Pallaste, mit der Büchse nach ihm, als er sein Gebet verrichtete. Dieser fromme Mann, der nur eine leichte Wunde bekommen hatte, bat den Pabst um Gnade für die Verbrecher; aber der Pabst bestrafte ihr Verbrechen mit dem Tode, und hob den ganzen Orden auf.

Dieser Pabst schikte einige Truppen nach Frankreich, dem König Karl'n dem IX. gegen die Hugenotten seines Landes zu Hülfe. Sie wohnten der Schlacht von Moncontour bei. Die Französische Regierung war damals so sehr heruntergekommen, daß zweitausend Päbstliche Soldaten eine nüzliche Hülfe für sie waren.

Was aber das Andenken Pius des V. gesegnet machte, war sein eifriges Bestreben, die Christenheit gegen die Türken zu vertheidigen, und die Hize, womit er die Ausrüstung der Flotte beschleunigte, welche die Schlacht bei Lepanto gewann. Sein schönster Ruhm kam aus Konstantinopel selbst, wo man, wegen seines Todes, öffentliche Lustbarkeiten anstellte.

Gregor der XIII., Buoncompagno, Pius des V. Nachfolger, machte, durch die

Verbesserung des Kalenders, der nach ihm genannt wird, seinen Namen unsterblich; und darin ahmte er dem Julius Cäsar nach. Die Notwendigkeit, worin sich die Nationen immer befanden, das Jahr abzuändern, beweist genug die langsamen Fortschritte der notwendigsten Künste. Die Menschen hatten gelernt, die Welt von einem Ende zum andern verwüsten, ehe sie gelernt hatten, die Zeiten kennen, und ihre Tage berichtigen.

Die alten Römer hatten anfänglich nur zehn Monate, und ein Jahr von dreihundertundvier Tagen gekannt; hernach hatte ihr Jahr dreihundertundfünfundfunfzig Tage. Alle Mittel gegen diese falsche Berechnung waren eben so viele Irrthümer. Die Priester, seit dem Numa Pompilius, waren die Sternkündiger der Nation, so wie sie es bei den Babyloniern, Aegyptiern, Persiern, und fast allen Völkern Asien's, gewesen waren. Die Kenntnis der Zeit machte sie dem Volke ehrwürdiger, weil nichts mehr Ansehn und Gewalt giebt, als Kenntnis von nützlichen Dingen, die dem Pöbel unbekannt sind.

Da bei den Römern die Hohepriesterwürde immer in den Händen eines Senators war, so

verbesserte Julius Cäsar den Kalender, so gut er konnte. Er bediente sich dabei des Griechischen Meskünstlers Sozigenes von Alexandrien. Alexander hatte Künste und Handlung in diese Stadt gebracht; sie war die berühmteste Schule mathematischer Wissenschaften, und hier war es, wo die Aegypter, und selbst die Hebräer endlich, einige wirkliche Kenntnisse geschöpft hatten. Die Aegypter hatten sich vorher damit begnügt, ungeheure Steinklumpen aufrichten zu können; die Griechen aber unterrichteten sie in allen schönen Künsten, oder trieben dieselben vielmehr bei ihnen, ohne Aegyptische Schüler ziehn zu können. Man findet wirklich, bei diesem sklavischen weibischen Volke, keinen einzigen Mann, der sich in Griechischen Künsten hervorgethan hätte.

Die Christlichen Priester richteten das Jahr eben so ein, wie die Priester des alten Roms, weil sie es waren, die die Feier der Feste ankündigen mussten. Die erste Kirchenversammlung zu Nicäa im Jahre 325 sah die Abweichung der Zeit von Cäsar's Kalender ein, und zog, wie er, die Griechen in Alexandrien zu Rate. Diese Griechen antworteten, die Frühlingstagundnachtgleiche träfe damals auf den 21. März,

und die Väter der Kirche bestimmten die Osterzeit nach diesem Grundsaze.

Zwei geringe Rechnungsfehler in der Berechnung Julius Cäsar's, und der von der Kirchenversammlung zu Rate gezognen Sternkundigen, wurden, durch die Folge der Jahrhunderte, beträchtlicher. Der erste dieser Rechnungsfehler rührt von der berühmten goldnen Zal des Atheners Meton her. Er rechnet neunzehn Jahre auf die Veränderung, vermöge welcher der Mond wieder den nemlichen Punkt am Himmel betritt. Der Verstos beträgt eine und eine halbe Stunde. In einem Jahrhunderte ist er nicht merklich; in vielen Jahrhunderten aber beträchtlich.

Eben die Bewandnis hatte es mit dem scheinbaren Umlauf der Sonne, und der Punkte, welche die Tagundnachtgleichen, und die Sonnenstillstände bestimmen. Die Frühlingstagundnachtgleiche in dem Jahrhunderte der Kirchenversammlung zu Nicäa traf auf den 21sten März; zur Zeit der Kirchenversammlung zu Trient aber war die Tagundnachtgleiche um zehn Tage vorgerükt, und fiel auf den elften dieses Monats.

Die Ursach dieser dem ganzen Alterthum unbekannten Vorrükkung der Tagundnachtgleichen ist erst in unsern Tagen entdekt worden. Sie liegt in einer der Erde eigenthümlichen Bewegung, deren Periode in fünfundzwanzigtausendundneunhundert Jahren abläuft, und welche verursacht, daß die Tagundnachtgleichen und die Sonnenstillstände, nach und nach, alle Punkte des Thierkreises berühren. Diese Bewegung ist die Wirkung der Schwere, deren Erscheinungen der einzige Newton gekannt und berechnet hat, und die ausser dem Wirkungskreise des menschlichen Verstandes zu liegen schienen.

Zu Gregor's des XIII. Zeiten lies man es sich nicht einfallen, die Ursach dieser Vorrükkung der Tagundnachtgleichen zu erraten, sondern nur der Verwirrung abzuhelfen, welche anfing, das bürgerliche Jahr in Unordnung zu bringen. Gregor lies alle berühmte Sternkundige von Europa zu Rate ziehn. Ein Arzt, Namens Lilio, aus Rom gebürtig, hatte die Ehre, die einfachste und leichteste Art, zur Wiederherstellung der Ordnung des Jahres, vorzuschlagen, so wie man sie im neuen Kalender findet. Man durfte nur zehn Tage aus dem Jahre 1582, worin man damals lebte, herausnemen, und der

Verwirrung in den künftigen Jahrhunderten, durch eine leichte Vorsicht, vorbeugen. Dieser Lilio ward hernach vergessen, und der Kalender trägt den Namen des Pabstes Gregor, so wie der Name des Sozigenes von Cäsar's Namen verschlungen ward. So war es nicht bei den alten Griechen, wo der Ruhm der Erfindung ein Eigenthum der Künstler blieb.

Gregor dem XIII. gebührt der Ruhm, auf die Beschleunigung dieser notwendigen Verbesserung gedrungen zu haben. Die Nationen zur Annemung derselben zu vermögen, kostete ihm mehr Mühe, als sie durch Mathematiker berechnen zu lassen. Frankreich weigerte sich einige Monate; endlich aber gewöhnte man sich daran, einem Edikt zufolge, welches Heinrich der III. im Pariser Parlament registriren lies, nach richtiger Zeitrechnung zu zälen. Der Kaiser Maximilian der II. hingegen konnte, auf dem Reichstage zu Augsburg, niemanden überreden, daß die Tagundnachtgleiche, um zehn Tage, vorgerükt wäre.

Den 3ten Novb. 1582.

Man befürchtete, daß der Römische Hof, indem er die Menschen belehrte, sich auch das Recht anmaassen würde, sie zu beherrschen. So

blieb also der alte Kalender, selbst bei den Katholiken in Teutschland, noch einige Zeit im Gebrauch. Die Protestanten aller Kommunionen weigerten sich hartnäkkig, von den Händen des Pabstes eine Wahrheit anzunemen, die man von den Türken hätte annemen müssen, wenn sie dieselbe vorgeschlagen hätten.

Gregor's des XIII. lezte Regierungstage wurden, durch die Gesandschaft, die er aus Ja-
1585. pan erhielt, berühmt. Rom machte geistliche Eroberungen am Ende der Welt, unterdessen daß es in Europa einen Verlust nach dem andern litt. Drei Könige, oder Fürsten, von Japan, welches damals in verschiedne Herrschaften getheilt war, schikten, jeder einen seiner nächsten Verwandten, um den König Philipp den II. von Spanien, als den mächtigsten aller Christlichen Könige, und den Pabst, als den Vater aller Könige, zu begrüssen. Die Briefe dieser drei Fürsten an den Pabst fingen alle mit einer Art von Anbetungsformel gegen ihn an.

Der erste des Königs von Bungo war überschrieben: Dem Anbetungswürdigen, der auf Erden die Stelle des Königs im Himmel vertritt. Er endigte sich mit den Worten: Ich wende mich, mit Furcht und

und Ehrerbietung, an Eure Heilig-keit, die ich anbete, und deren hei-ligste Füsse ich küsse. Die beiden andern enthalten ungefähr das Nemliche.

Spanien schmeichelte sich damals, daß Ja-pan eine seiner Provinzen werden würde, und der heilige Stuhl sahe schon im Geiste das Drittheil dieses Reichs unter seiner geistlichen Gerichtsbarkeit.

Das Römische Volk wäre, unter Gre-gor's des XIII. Regierung, sehr glüklich ge-wesen, wenn Banditen nicht zuweilen die öf-fentliche Ruhe seiner Staaten gestört hätten. Er schafte einige lästige Auflagen ab, und zerstükkelte den Staat nicht zu Gunsten seines Bastards, wie einige seiner Vorgänger in der Regierung gethan hatten. *)

*) Gregor XIII. billigte das Blutbad in der St. Bartholomäus-Nacht, kündigte es in einem Konsistorium als eine für die Religion erfreuliche Be-gebenheit an, und wollte deren Andenken durch ein Gemälde heilig sprechen und verewigen, das er in sei-nem Pallaste aufhängen lies. Diese Handlung schon allein ist hinreichend, seinen Namen auf immer zu brandmarken.

A. der Kehlschen Herausgeber.

Elftes Kapitel.

Von Sixt dem V.

Die Regierung Sixt's des V. ist berühmter, als die Regierungen Gregor's des XIII. und Pius des V., obgleich diese beiden Päbste grössre Dinge vollführt haben; denn der eine that sich durch die Schlacht bei Lepanto hervor, wovon er die erste Triebfeder war, und der andre durch die Berichtigung der Zeitrechnung. Es geschieht zuweilen, daß der Karakter eines Menschen, und das Sonderbare in seiner Erhöhung, die Augen der Nachwelt mehr auf ihn heften, als die denkwürdigen Thaten andrer.

Das Unverhältnismässige, welches man, zwischen der Geburt Sixt's des V., der der Sohn eines armen Weingärtners war, und zwischen seiner Erhebung zu der höchsten Würde der Christenheit, zu erblikken glaubt, vermehrt seinen Ruhm; inzwischen haben wir gesehn, daß eine unbekannte und niedrige Herkunft, bei einer Religion, und an einem Hofe, wo alle Würden für die Belohnung des Verdienstes angesehn werden, ob sie gleich

auch oft der Preis heimlicher Ränke sind, niemals für ein Hindernis gehalten wurden, den Päbstlichen Thron zu besteigen.

Pius der V. war auch von keiner vornemern Familie. Hadrian der VI. war der Sohn eines Handwerkers. Nikolas der V. war von geringer Herkunft. Der Vater des berühmten Johann's des XXII., der den dritten Reif zur Päbstlichen Krone hinzuthat, und drei Kronen trüg, ohne eine Handbreit Land zu besizen, flikte die Schuhe zu Cahors. Urban's des IV. Vater trieb das nemliche Handwerk. Hadrian der IV., einer der grössten Päbste, war der Sohn eines Bettlers, und selbst Bettler gewesen. Die Kirchengeschichte ist voll von solchen Beispielen, welche die blosse Tugend aufmuntern, und die menschliche Eitelkeit beschämen.

Diejenigen, welche Sixt dem V. eine vornemere Geburt andichten wollten, bedachten nicht, daß sie dadurch seinen persönlichen Wehrt herabwürdigten; sie namen ihm dadurch das Verdienst, die ersten Hindernisse besiegt zü haben. Von einem gemeinen Schweinhirten, welches er in seiner Kindheit war, bis zu den niedrigsten Ordensstellen in seinem Orden, ist

ein weiterer Abstand, als von diesen Stellen zum Throne der Kirche.

Man hat seine Lebensgeschichte zu Rom aus Tagebüchern angefertigt, welche nichts lehren, als das jedesmalige Datum, und aus Lobreden, welche noch weniger lehrreich sind. Der Franziskaner, welcher Sixt's des V. Leben geschrieben hat, fängt mit den Worten an: Er habe die Ehre, von dem höchsten, besten und größten, aller Päbste, Fürsten, und Weisen, von dem glorreichen und unsterblichen Sixt, zu reden. Durch diesen Anfang benimmt er sich selbst alle Glaubwürdigkeit.

Der Geist Sixt's des V., und seiner Regierung, ist der wesentliche Theil seiner Geschichte. Was ihn von andern Päbsten unterscheidet, ist dies, daß er nichts so that, wie andre es gethan hatten. Immer herrisch, und selbst mit Heftigkeit zu handeln, da er nur noch gemeiner Mönch war; plözlich die Heftigkeit seines Karakters zu bezähmen, sobald er Kardinal ward; sich funfzehn Jahre lang für unfähig zu Geschäften, und besonders zur Regierung, auszugeben, um dereinst die Stimmen aller derjenigen zu seinem Vortheil zu

lenken, welche darauf rechnen könnten, unter seinem Namen zu regieren; sein ganzes herrisches Wesen in dem Augenblik wieder anzunemen, da er den Thron besteigt; seine Päbstliche Regierung mit unerhörter Strenge, und alle seine Unternemungen mit Hoheit, zu führen; Rom zu verschönern, und doch den Päbstlichen Schaz ungewöhnlich reich zurükzulassen; gleich anfangs die Soldaten, und selbst die Garden, seiner Vorgänger abzudanken, und die Banditen, blos durch die Macht der Geseze, ohne Truppen zu halten, zu zerstreuen; sich der ganzen Welt, durch seine Würde, und durch seinen Karakter, fürchterlich zu machen; — das ist es, was seinen Namen, selbst bei Heinrich's des IV. und Elisabet's Lebzeiten, unter die berühmten Namen sezt.

Andre Souveräne liefen damals Gefahr, ihren Thron zu verlieren, wenn sie irgend ein Unternemen durchsezen wollten, ohne Beihülfe der zalreichen Armeen, die sie hernach zu halten pflegten. Mit den Souveränen von Rom aber war es anders, welche Hohepriester und Regenten zugleich waren, und also nicht einmal nötig hatten, eine Garde zu halten.

Sixt der V. machte sich dadurch einen grossen Ruhm, daß er Rom verschönerte und ihm eine Polizei gab, wie Heinrich der IV. mit Paris gethan hatte. Nur daß dies Heinrich's geringstes, und Sixt's höchstes, Verdienst war. Auch that dieser Pabst hierin viel grössre Dinge, als der König von Frankreich; er beherrschte aber auch ein weit friedlichers, und damals ohne Vergleich betriebsamers, Volk, und fand in den Trümmern und den Beispielen des alten Roms, und selbst in den Bestrebungen seiner Vorgänger, alle mögliche Aufmunterung zu seinen grossen Absichten.

Zu den Zeiten der Römischen Kaiser führten vierzehn ungeheure, auf Schwibbogen ruhende, Wasserleitungen, über eine Strekke von vielen Meilen, ganze Ströme nach Rom, und unterhielten daselbst beständig hundertundfunfzig springende Wasserkünste, und hundertundachtzehn grosse öffentliche Bäder, ohne das zu den künstlichen Meeren erforderliche Wasser, auf welchen man Seeschlachten vorstellte. Hunderttausend Bildsäulen zierten die öffentlichen Pläze, die Märkte, die Tempel, und die Häuser. Ueber den Pforten sahe man

neunzig aufgerichtete Kolossen. Achtundvierzig Obelisken von Granit sezten die Einbildungskraft in Erstaunen, welche kaum begreifen konnte, wie man diese ungeheure Massen vom Wendezirkel bis zu den Ufern der Tiber hatte fortbringen können. Die Päbste durften weiter nichts thun, als einige Wasserleitungen wieder herstellen, einige verfallne Obelisken wieder aufrichten, und einige Bildsäulen ausgraben lassen.

Sixt der V. stellte den Springbrunnen Mazla wieder her, dessen Quell zwanzig Meilen von Rom, bei dem alten Präneste, liegt, und lies ihn durch eine dreizehntausend Schritt lange Wasserleitung führen. Man musste, in einer Strekke von sieben Meilen lang, Schwibbogen errichten. Ein solches Werk wäre für das Römische Kaiserthum eine Kleinigkeit gewesen; für das arme und eingeschränkte Rom war es viel.

Fünf Obelisken wurden, durch seine Fürsorge, wieder aufgerichtet. Der Name des Baumeisters Fontana, der sie wieder herstellte, ist noch berühmt in Rom; der Name der Künstler aber, die sie verfertigten, und derer, die sie so weit herbrachten, ist unbe-

kannt. Man liest, bei einigen Reisebeschreibern, und bei hundert Schriftstellern, die jenen nachgeschrieben haben, daß, als der Obelisk des Vatikan's wieder auf sein Fusgestell gebracht werden sollte, die dazu gebrauchten Strikke zu kurz waren, und daß, troz dem Verbot bei Lebensstrafe, während dieser Operation nicht zu sprechen, ein Mensch vom Pöbel schrie: Macht die Strikke nas! Dergleichen Erzälungen, wodurch die Geschichte lächerlich wird, sind die Frucht der Unwissenheit. Die Taue, deren man sich bediente, konnten dieser lächerlichen Hülfe nicht bedürfen.

Das Werk, welches dem neuen Rom über das alte einigen Vorzug gab, war die Kuppel der Römischen Sankt-Peterskirche. In der ganzen Welt waren nur noch drei alte Denkmäler dieser Art übrig, nemlich ein Theil vom Dom des Tempels der Minerva zu Athen, der Dom des Pantheons zu Rom, und der Dom der grossen Moschee zu Konstantinopel, als der vom Justinian erbauten Sankt-Sophienkirche. Aber diese inwendig ziemlich hohen Kuppeln waren auswendig zu flach.

Brunelleschi, welcher die Baukunst, im vierzehnten Jahrhunderte, in Italien wieder herstellte, half diesem Fehler, durch einen Kunstgrif, ab, indem er, an der Domkirche zu Florenz, zwei Kuppeln über einander sezte. Aber diese Kuppeln sahen noch ein wenig Gothisch aus, und hatten nicht Edles genug in den Verhältnissen. Michel Angelo Buonarota, welcher Maler, Bildhauer, und Baumeister, und in allen dreien Fächern gleich berühmt war, machte, schon zu Julius des II. Zeiten, die Zeichnung zu den beiden Kuppeln der Sankt-Peterskirche, und Sixt der V. lies, innerhalb zweiundzwanzig Monaten, dieses Werk aufführen, dem nichts gleich kommt.

Die von Nikolas dem V. angefangne Büchersammlung ward damals dergestalt vermehret, daß Sixt der V. für den wahren Stifter derselben gelten kann. Das Schif, worin sie steht, ist auch ein schönes Denkmal der Baukunst. In Europa gab es damals keine Büchersammlung, die so weitläufig, und so merkwürdig, gewesen wäre. In der Folge aber hat Paris, in diesem Stük, Rom übertroffen; und wenn die Bauart der Königli-

chen Bibliothek zu Paris der Bauart der Vatikanischen nicht gleich kömmt, so sind doch die Bücher darin in weit grössrer Anzal, weit besser geordnet, und werden, mit weit grössrer Bereitwilligkeit, an Privatpersonen verliehen.

Es war ein Unglük für Sixt den V., und für seine Staaten, daß alle seine grosse Stiftungen sein Volk arm machten, anstatt daß Heinrich der IV. dem seinigen wohlthat. Beide hinterliessen, bei ihrem Sterben, ungefähr gleich viel baar Geld. Denn obgleich Heinrich der IV. vierzig Millionen vorrätig hatte, worüber er disponiren konnte, so waren doch nur ungefähr zwanzig in den Gewölbern der Bastille; und die fünf Millionen Goldthaler, welche Sixt in die Engelsburg legte, machten ungefähr so viel aus, als zwanzig Millionen damalige Französische Livres. Dieses Geld konnte nicht aus dem Umlauf gerissen werden, ohne die Einwohner arm zu machen, in einem Staate nemlich, der fast gar keinen Handel, und keine Manufakturen hatte, wie der Römische Staat.

Um diesen Schaz zusammenzuhäufen, und seine Ausgaben zu bestreiten, sahe sich Sixt

genötigt, die Verkäuflichkeit der Bedienungen noch weiter auszudehnen, als seine Vorgänger. Sixt der IV., Julius der II., und Leo der X. hatten den Anfang gemacht; Sixt der V. vermehrte diese Last um ein Grosses. Er errichtete Renten zu acht, neun, und zehn vom Hundert, zu deren Bezalung die Auflagen erhöht wurden. Das Volk vergas, daß er Rom verschönerte; es empfand blos, daß er es arm machte; und dieser Pabst ward mehr gehasst, als bewundert.

Man mus die Päbste immer aus zwei Gesichtspunkten betrachten; als Souveräne eines Staats, und als Oberhäupter der Kirche. Sixt der V. wollte, als erster Hoherpriester, Gregor's des VII. Zeiten erneuern. Er erklärte Heinrich den IV., damaligen König von Navarra, für unfähig, auf dem Französischen Thron zu succediren. Er nam, durch eine Bulle, der Königin Elisabet ihre Königreiche; und hätte Philipp's des II. unüberwindliche Flotte in England gelandet, so hätte die Bulle vollzogen werden können.

Weniger hizig war sein Betragen gegen Heinrich den III., nach der Ermordung des Herzogs de Guise, und seines Bruders, des

Kardinals. Er begnügte sich damit, ihn für exkommunizirt zu erklären, wenn er nicht seine beide Mordthaten abbüsste. Das hies, dem heiligen Ambrosius nachahmen, und wie Alexander der III. verfahren, der eine öffentliche Poenitenz für den Mord des Becket verlangte, welcher, unter dem Namen Thomas von Kanterbury, unter die Heiligen versezt ward.

Es war bewiesen, daß der König Heinrich der III. von Frankreich, in seinem eignen Hause, zwei Prinzen meuchelmörderischerweise hatte umbringen lassen, welche zwar gefärlich waren, aber welchen man doch keinen Prozes gemacht hatte, und die man, auf dem Wege Rechtens, schwerlich hätte eines Verbrechens überführen können. Sie waren die Häupter einer schädlichen Ligue, zu welcher aber der König selbst seinen Namen hergegeben hatte.

Alle Umstände dieser doppelten Mordthat waren erschreklich, und wenn man die aus der Staatsklugheit, und selbst aus den damaligen unglüklichen Zeiten, hergenommnen Rechtfertigungen bei Seite sezt, so schien selbst die Sicherheit des menschlichen Geschlechts zu ver=

langen, daß dergleichen Gewaltthätigkeiten mit Zaum und Gebis belegt würden.

Sixt der V. verfehlte die Frucht seines strengen und unbiegsamen Betragens, weil er sich blos der Rechte der Päbstlichen Krone, und der Kardinalswürde, und nicht der Rechte der Menschheit annam; weil er den Mord des Herzogs de Guise weniger verwerflich fand, als den Mord des Kardinals: weil er blos auf die angemaasste Freiheit der Kirche, und auf das Recht drang, welches die Päbste sich zuschrieben, die Kardinäle zu richten; weil er dem Könige von Frankreich anbefal, den Kardinal de Bourbon, und den Erzbischof von Lyon, loszulassen, die er, aus den wichtigsten Staatsursachen, gefangen hielt, und endlich, weil er demselben aufgab, innerhalb sechzig Tagen nach Rom zu kommen, um sein Verbrechen abzubüssen. Es ist sehr wahr, daß Sixt der V, als Oberhaupt der Christenheit, zu einem Christlichen Fürsten sagen konnte: Reinigt Euch vor Gott von einer doppelten Mordthat; aber er konnte niemals sagen: Es kommt mir allein zu, Eure geistliche Unterthanen

zu richten; ich allein habe das Recht, Euch an meinem Hofe zu richten.

Dieser Pabst schien die Grösse und Unparteilichkeit seiner Würde noch weniger in Betracht zu ziehn, als er, nach der Mordthat des Mönchs Jacques Clement, vor den Kardinälen folgende Worte sagte, die der Konsistorialsekretär getreulich aufgezeichnet hat: Dieser Todesfall, der so viel Erstaunen und Bewundrung erwekt, wird von der Nachwelt kaum geglaubt werden. Ein sehr mächtiger, von einer starken Armee umgebner, König, der Paris gezwungen hat, sein Erbarmen anzuflehen, wird von einem armen Mönch, durch einen einzigen Messerstich, getödtet. Gewis ist dieses grosse Beispiel gegeben worden, auf daß jederman die Stärke der göttlichen Gerichte kennen lerne.

Diese Rede des Pabstes fand man abscheulich, weil er das Verbrechen eines rasenden Bösewichts für eine Eingebung der göttlichen Vorsehung anzusehen schien.

Sixt war befugt, Heinrich dem III. die eitle Ehrenbezeigung einer Trauermesse zu ver-

sagen, weil er ihn von der Theilname an fremden Gebeten für ausgeschlossen hielt. Auch sagte er in eben diesem Konsistorium: Dem Könige von Frankreich bin ich diese Ehrenbezeigungen schuldig, aber nicht dem unbusfertigen Heinrich de Valois.

Dem Eigennuz weicht alles. Eben dieser Pabst, der, mit so vielem Stolz, die Königin Elisabet, und den König von Navarra, ihrer Königreiche beraubt, und dem Könige Heinrich dem III. angekündigt hatte, er müsste, innerhalb sechzig Tagen, nach Rom zur Verantwortung kommen, oder der Exkommunikation gewärtig sein, schlug es zulezt doch ab, die Partei Spanien's und der Ligue, gegen Heinrich den IV., zu nemen, der damals ein Kezer war. Er merkte, daß Philipp der II., wenn es diesem Fürsten gelänge, zugleich Herr von Frankreich, Neapel und dem Mailändischen zu werden, auch bald Herr des heiligen Stuhls, und von ganz Italien, sein würde.

Sixt der V. that also, was jeder kluge Mensch, an seiner Stelle, gethan hätte; er wollte sich lieber der ganzen Rache Philipp's

des II. aussezen, als die Hand zu Heinrich's des IV. Untergang bieten, und dadurch seinen eignen befördern. Er starb in dieser Unruhe, immer in Furcht vor Philipp dem II., und ohn' es zu wagen, Heinrich dem IV. beizustehn.

Den 26sten Aug. 1590

Das Römische Volk, welches unter der Last der Auflagen seufzte, und eine traurige und harte Regierung hasste, brach, bei Sixt's des V. Tode, öffentlich in Misvergnügen aus. Man konnt' es nur mit äusserster Mühe abhalten, den Leichenzug zu stören, und denjenigen in Stükken zu reissen, den es knieend angebetet hatte. Alle seine Schäze wurden, wie Heinrich's des IV. Schäze, ein Jahr nach seinem Tode, zerstreut. Ein gewöhnliches Schiksal, welches die Eitelkeit menschlicher Anschläge zur Gnüge beweist.

Zwölftes Kapitel.

Von Sixt's des V. Nachfolgern.

Man sieht, wie sehr Erziehung, Vaterland, und alle Vorurtheile, die Menschen regieren. Gregor der XIV., ein geborner Mailänder

der und Unterthan des Königs von Spanien, ward von der Spanischen Faktion regiert, welcher Sixt, ein geborner Unterthan von Rom, widerstanden hatte. Er opferte Philipp dem II. alles auf. Es ward eine Armee von Italienern angeworben, um Frankreich, auf Kosten des nemlichen Schazes, zu verwüsten, welchen Sixt der V. gesammelt hatte, um Italien zu vertheidigen. Diese Armee ward aber geschlagen und zerstreut, und Gregor dem XIV. blieb nichts übrig, als der Schimpf, sich, Philipp dem II zu gefallen, arm gemacht zu haben, und sich von ihm regieren zu lassen.

Klemens der VIII. Aldobrandini, ein geborner Florentiner, bewies mehr Verstand und Geschiklichkeit. Er sahe sehr gut ein, das Interesse des heiligen Stuhls erfordere, nach aller Möglichkeit das Gleichgewicht, zwischen Frankreich und dem Hause Oestreich, zu halten. Dieser Pabst vermehrte den Kirchenstaat mit dem Herzogthum Ferrara. Auch dies war eine Frucht der so mislichen und so sehr bestrittnen Lehnsgeseze, und eine offenbare Folge der Schwäche des Kaiserthums.

Die Gräfin Mathilde, deren wir so oft erwähnt haben, hatte den Päbsten Ferrara, Modena und Reggio, nebst vielen andern Ländereien gegeben. Die Kaiser protestirten immer wider die Schenkung dieser Domänengüter, welche Lehne der Longobardischen Krone waren. Indessen wurden sie, wider Willen des Reichs, Lehne des heiligen Stuhls, wie Neapel, welches vom Pabste zu Lehn ging, da es vorher ein Reichslehn gewesen war.

Nur zu unsern Tagen sind endlich Modena und Reggio feierlich für Kaiserliche Lehne erklärt worden. Aber seit Gregor dem VII. waren sie, so wie Ferrara, Dependenzen von Rom, und das Haus Modena, als der ehmalige Eigenthümer dieser Länder, besas sie nur noch unter dem Titel eines Vikars vom heiligen Stuhl. Umsonst machten der Wiener Hof und der Reichstag immer Anspruch an die Oberlehnsherrschaft. Klemens der VIII. nam
1597 dem Hause Este Ferrara weg, welches nichts als Protestanten hervorbrachte, da es doch einen heftigen Krieg hätte veranlassen können. Von der Zeit an war Ferrara beinahe wüste. *)

*) Man sehe den Artikel Ferrara im Philosophischen Diktionnär.

Dieser Pabst machte die Ceremonie, Heinrich dem IV., in der Person der Kardinäle du Perron und d'Ossat, die Absolution und die Disziplin zu geben; wie sehr aber der Römische Hof sich immer vor Philipp dem II. fürchtete, sieht man wohl aus dem schonenden Betragen, und den Kunstgriffen, welche Klemens der VIII. anwendete, um Heinrich den IV. mit der Kirche wieder auszusöhnen. Dieser Fürst hatte die Reformirte Religion feierlich abgeschworen; und doch bestanden, bei einem abgehaltnen Konsistorium, zwei Drittheile der Kardinäle darauf, ihm die Absolution zu versagen. 1595.

Die Gesandten des Königs konnten nur mit vieler Mühe verhindern, daß der Pabst sich nicht der Formel bediente: Wir stellen Heinrich den IV. in seiner Königlichen Würde wieder her. Die Römischen Minister wollten zwar Heinrich den IV. als König von Frankreich anerkennen, und diesen Fürsten dem Hause Oestreich entgegensezen; zu gleicher Zeit aber behaupteten sie, nach allen Kräften, ihren alten Anspruch, über die Königreiche zu schalten.

Unter Paul dem V. Borghese wachte der alte Streit über die weltliche und geistliche Gerichtsbarkeit wieder auf, der ehmals so viel Blutvergiessen verursacht hatte. Der Se-
1605. nat von Venedig hatte verboten, den Kirchen, ohne seine Einwilligung, neue Schenkungen zu machen, besonders aber liegende Gründe an Mönche zu veräussern. Er glaubte sich auch berechtigt, über einen Domherrn von Vicenza, und einen Abt von Nervesa, zu urtheilen, welche Raubes und Mordes überführt waren.

Der Pabst schrieb an die Republik, daß diese Dekrete, und die Verhaftung der beiden Geistlichen, der Ehre Gottes zu nahe träten. Er verlangte, daß die Verfügungen des Senats seinem Nuncius ausgehändigt würden, und daß man ihm auch die beiden Beklagten ausliefern möchte, als welche, vor keinem andern, als dem Römischen Hofe, Red' und Antwort geben müßten.

Paul der V. glaubte, weil er kurz vorher die Republik Genua, in gleichem Falle, zum Nachgeben gebracht hatte, Venedig würde eben so gefällig sein. Der Senat schikte einen ausserordentlichen Gesandten, um seine Rechte zu vertheidigen. Paul antwortete dem Gesand-

ten, daß weder die Rechte, noch die Gründe, der Republik taugten, und daß man also gehorchen müßte. Der Senat gehorchte nicht. Der Doge und die Senatoren wurden exkommunizirt, und der ganze Venedische Staat in den Bann gethan; das heisst, es ward der Klerisei, bei Strafe der ewigen Verdammnis, verboten, Messe zu lesen, Gottesdienst zu halten, irgend ein Sakrament zu reichen, oder bei Leichenbegängnissen ihr Amt zu verwalten. Den 17ten April 1606.

So hatten es Gregor der VII., und seine Nachfolger, mit verschiednen Kaisern gemacht, weil sie damals überzeugt waren, daß das Volk lieber seine Kaiser, als seine Kirchen, verlassen würde, und immer auf Fürsten rechnen konnten, welche bereit wären, in die Länder der Exkommunizirten einzufallen. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Paul der V. lief, durch diese Heftigkeit, Gefahr, daß man ihn beim Worte fasste, daß Venedig alle Kirchen zuschliessen lies, und der Katholischen Religion entsagte. Es konnte sich leicht zur Griechischen, oder Lutherischen, oder Reformirten, wenden; und man sprach damals wirklich davon, sich von der Päbstlichen Kommunion zu trennen.

Diese Veränderung wäre nicht ohne Unruhen abgegangen, welche der König von Spanien sich hätte zu Nuze machen können. Der Senat begnügte sich, die Bekanntmachung des Päbstlichen Abmahnungsschreibens in seinem ganzen Gebiet zu untersagen. Der Grosvikar des Bischofs von Padua, dem dieses Verbot angekündigt ward, antwortete dem Podestà: er würde thun, was Gott ihm eingäbe. Weil ihm aber der Podestà eröfnete, Gott hätte dem Rate der Zehner eingegeben, alle diejenigen hängen zu lassen, die nicht gehorsamen würden, so ward das Interdikt nirgends bekannt gemacht, und der Römische Hof war noch glüklich genug, daß demungeachtet alle Venediger fortfuhren, als Katholiken zu leben.

Nur einige Mönchsorden gehorchten dem Pabste. Die Jesuiten wollten nicht das erste Beispiel geben. Ihre Deputirten erschienen auf dem Generalkapitel der Kapuziner, und sagten: die ganze Welt hätte, bei dieser grossen Angelegenheit, die Augen auf die Kapuziner gerichtet, und man erwartete, was sie für Schritte thun würden, um zu wissen, wie man

sich verhalten sollte. Die Kapuziner trugen kein Bedenken, ihre Kirchen zu schliessen. Gleich schlossen die Jesuiten und Theatiner auch die ihrigen. Der Senat lies sie alle nach Rom einschiffen, und die Jesuiten wurden auf immer verbannt.

Unter so vielen Mönchen, welche, seit ihrer Stiftung, ihr Vaterland, für das Interesse der Päbste, verraten hatten, fand sich auch einer in Venedig, der ein guter Bürger war, und sich, durch die Vertheidigung seiner Landesherren gegen die Römischen Ansprüche, einen dauerhaften Ruhm erwarb. Dies war der berühmte, unter dem Namen Fra Paolo so bekannte, Sarpi. Er war Theologe der Republik; aber dieser Titel eines Theologen hinderte ihn nicht, auch ein vortreflicher Jurist zu sein. Er unterstüzte Venedig's Sache mit aller Macht der Vernunft, und mit einer Mässigung und Feinheit, welche dieser Vernunft auch den Sieg zuwege brachten.

Zwei Päbstliche Unterthanen, und ein Priester in Venedig, bestachen zwei Meuchelmörder, den Fra Paolo zu ermorden. Sie durchstachen ihn mit drei Dolchstichen, und entflo-

gen auf einer zehnrudrigen Barke, welche für sie in Bereitschaft gehalten ward. Ein so genau verabredeter Meuchelmord, und eine, durch so viele Vorsicht, und mit so grossen Kosten, gesicherte Flucht, bewiesen augenscheinlich, daß sie auf Befel irgend einiger Mächtigen gehandelt hatten. Man beschuldigte die Jesuiten, und hatte den Pabst im Verdacht; aber der Römische Hof und die Jesuiten lehnten das Verbrechen von sich ab. Fra Paolo, der von seinen Wunden geheilt ward, bewahrte lange Zeit einen der Dolche auf, womit er war verwundet worden, und sezte die Inschrift darunter: *Stilo della chiesa Romana.*

Der König von Spanien hezte den Pabst gegen die Venediger auf, und der König Heinrich der IV. erklärte sich für dieselben. Die Venediger rüsteten sich zu Verona, Padua, Bergamo, und Brescia, und warben viertausend Soldaten in Frankreich. Der Pabst seiner Seits befal, viertausend Korsen, und etliche Katholische Schweizer, anzuwerben. Der Kardinal Borghese sollte diese kleine Armee kommandiren. Die Türken dankten Gott feierlich für die Uneinigkeit, welche den Pabst und Ve-

nedig entzweite. Der König Heinrich der IV. hatte, wie schon gesagt, die Ehre, Schiedsrichter dieser Streitigkeit zu sein, und Philipp den III. von der Vermittlung auszuschliessen.

Paul der V. hatte den Verdrus, es nicht einmal dahin bringen zu können, daß der Vergleich zu Rom gemacht ward. Der Kardinal de Joyeuse, den der König von Frankreich nach Venedig geschikt hatte, widerrief, im Na- 1607.
men des Pabstes, die Exkommunikazion und das Interdikt. Der Pabst, den Spanien verlassen hatte, lies nichts, als Mässigung, blikken, und die Jesuiten blieben, länger als funfzig Jahre, aus der Republik verbannt. Sie wurden nicht eher, als im Jahre 1657, auf des Pabstes Alexander's des VII. Fürbitte, wieder zurükgerufen; aber sie haben nie daselbst ihren Einflus wieder bekommen können.

Von der Zeit an wollte Paul der V. keine einzige Entscheidung mehr wagen, welche sein Ansehn in Gefahr bringen konnte. Umsonst lag man ihm an, die unbeflekte Empfängnis der heiligen Jungfrau zum Glaubensartikel zu machen. Er begnügte sich mit dem Verbot, das Gegentheil davon öffent-

lich zu lehren, um es nicht mit den Dominikanern zu verderben, welche behaupten, daß sie, wie die andern, in der Erbsünde sei empfangen worden. Die Dominikaner waren damals sehr mächtig in Spanien und in Italien.

Er beflis sich darauf, Rom zu verschönern, und die schönsten Werke der Bildhauerei und Malerei zusammenzubringen. Rom hat ihm seine herrlichsten Springbrunnen zu danken, vorzüglich denjenigen, der das Wasser aus einem antiken Gefässe springen lässt, welches aus den Bädern des Kaisers Vespasian genommen ist, und denjenigen, den man Acqua Paola nennt, ein altes Werk des Augustus, welches Paul der V. wiederherstellte. Er lies das Wasser dazu, nach Sixt's des V. Beispiel, mittelst einer Wasserleitung von fünfunddreissigtausend Schritt, herbeiführen.

Es war gleichsam ein Wettstreit unter den Päbsten, wer die edelsten Denkmäler in Rom zurücklassen würde. Er vollendete den Pallast von Monte-Cavallo. Der Pallast Borghese ist einer der ansehnlichsten. Rom, unter jedem Pabst verschönert, ward die schönste Stadt der Welt. Urban der VIII. baute den grossen Altar in der Sankt Peterskirche, dessen Säulen

und Zierraten, an jedem andern Ort, für ungeheure Werke angesehn werden könnten, hier aber in dem richtigsten Verhältnis stehn, und ein Meisterstük des Florentiners Bernini sind, der wehrt war, seine Arbeiten den Arbeiten seines Landsmannes Michael Angelo beizufügen.

Dieser Urban der VIII., dessen Name Barbarini war, liebte alle Künste, und war selbst ein Lateinischer Dichter. Die Römer genossen, im Schoosse eines tiefen Friedens, alle Annemlichkeiten, welche die Talente über die Gesellschaft verbreiten, und allen Ruhm, der damit verknüpft ist. Urban brachte, nach der Erlöschung des Hauses del Rovere, das Her- 1644.
zogthum Urbino, Pesaro und Sinigaglia, wieder an den Kirchenstaat, welche Fürstenthümer gedachtes Haus von dem heiligen Stuhl zu Lehn getragen hatte. Die Herrschaft der Römischen Päbste ward also, seit Alexander dem VI. immer mächtiger.

Nichts störte mehr die öffentliche Ruhe. Kaum ward man den kleinen Krieg gewahr, welchen Urban der VIII., oder vielmehr seine beide Neffen, mit dem Herzog Eduard von

Parma, wegen des Geldes, führten, das dieser Herzog der Apostolischen Kammer auf sein Herzogthum Castro schuldig war. Dieser Krieg war weder sehr blutig, noch von langer Dauer, wie man ihn von diesen neuen Römern erwarten konnte, deren Sitten notwendig mit dem Geist ihrer Regierung in Verhältnis stehn müssen.

Der Kardinal Barbarini, als der Urheber dieser Unruhen, marschirte an der Spize seiner kleinen Armee, mit Indulgenzen bewafnet. Die stärkste Schlacht, welche geliefert ward, fiel zwischen vier- bis fünfhundert Mann von jeder Partei vor. Die Festung Piegaja ergab sich auf Diskretion, sobald sie die Artillerie anrükken sah. Diese Artillerie bestand aus zwei Feldschlangen. Indessen waren, zur Dämpfung dieser Unruhen, welche keinen Plaz in der Geschichte verdienen, mehr Unterhandlungen nötig, als wenn es auf das Schiksal des alten Rom's und Karthago's angekommen wäre. Wir führen diese Begebenheit blos an, um den Geist des neuen Rom's kennen zu lehren, welches alles durch Unterhandlungen zu Ende bringt, was das alte Rom immer durch Siege zu endigen pflegte.

Die gottesdienstlichen Ceremonien, die Ceremonien des Ranges, die Künste, die Alterthümer, die Gebäude, die Gärten, die Musik und die Assambleen, beschäftigten die Musse der Römer, unterdessen das der dreissigjährige Krieg Teutschland zu Grunde richtete, das Blut der Unterthanen und des Königs in England flos, und bald nachher der Bürgerkrieg der Fronde Frankreich verwüstete.

Aber wenn, von der einen Seite, Rom, durch seine Ruhe, glüklich, und, durch seine Denkmäler, berühmt war, so seufzte, im Grunde, das Volk, von der andern Seite, im Elende. Das Geld, welches auf die Anfertigung so vieler Meisterstükke der Baukunst verwendet wurde, ging, durch den Verlust beim Handel, in die Hände der andern Nationen über.

Die Päbste sahen sich genötigt, von Fremden das Getraide aufzukaufen, woran Rom einen Mangel hat, und welches in der Stadt einzeln wieder verkauft ward. Diese Gewohnheit dauert noch heut zu Tage fort. Es giebt Staaten, die der Luxus bereichert, und andre, die er arm macht. Die Pracht einiger Kardinäle, und der Verwandten des Pabstes, machte die Armut der übrigen Bürger sichtba-

rer, welche indessen doch, beim Anblik so viel schöner Gebäude, stolz darauf schienen, Einwohner von Rom zu sein.

Die Reisenden, welche sich hinbegaben, diese Stadt zu bewundern, erstaunten, von Orvieto bis Terracina, in einer Strekke von mehr, als hundert, Meilen, nichts als ein von Menschen und Vieh entblößtes Land zu sehn. Das Feld um Rom ist freilich ein unbewohnbares, von faulenden Morästen ungesund gemachtes Land, welche die alten Römer ausgetroknet hatten. Ueberdies liegt Rom in einem undankbaren Boden, am Ufer eines Flusses, der kaum schifbar ist. Seine Lage zwischen sieben Bergen war mehr die Lage eines Raubnestes, als einer Stadt.

Die ersten Kriege seiner Bewohner waren Plünderungen eines Volks, welches sich nicht füglich anders ernähren konnte, als durch Räubereien. Als der Diktator Camillus Veji in Umbrien, einige Meilen von Rom, eingenommen hatte, wollte das ganze Römische Volk seinen unfruchtbaren Boden, und seine sieben Berge, verlassen, um sich in und um Veji niederzulassen. In der Folge machte man

die Gegenden um Rom, blos durch das Geld der überwundnen Nationen, und durch die Arbeit einer ungeheuern Menge von Sklaven, fruchtbar. Aber dieser Boden ward mehr mit Pallästen, als mit Aernten, bedekt. Endlich ist er in seinen ersten Zustand einer wüsten Feldmark wieder zurükgesunken.

Der heilige Stuhl besas andrer Orten reiche Gegenden, zum Beispiel um Bologna. Der Bischof Burnet von Salisbury schreibt das Elend des Volks in den besten Gegenden dieses Landes den Auflagen und der Regierungsform zu. Er behauptet, so wie fast alle Schriftsteller, daß ein gewählter Fürst, der nur wenige Jahre regiert, weder die Macht, noch den Willen, hat, solche nüzliche Einrichtungen zu machen, welche nur mit der Zeit nüzlich werden können. Es war freilich leichter, Obelisken wieder aufzurichten, und Palläste und Tempel zu erbauen, als der Nation Lust zum Handel beizubringen, und sie zu bereichern.

Obgleich Rom die Hauptstadt der Katholischen Welt war, so war es doch weniger volkreich, als Venedig und Neapel, und stand sehr weit unter Paris und London. An Amsterdam reichte es weder von Seiten des Reich-

thums, noch von Seiten der notwendigen Künste, die denselben hervorbringen. Nach der gedrukten Familienzälung rechnete man in Rom, zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, nur ungefähr hundertundzwanzigtausend Einwohner, und diese Rechnung fand sich auch, durch die Geburtslisten, bestätigt. Es wurden, ein Jahr in das andre gerechnet, jährlich dreitausendundsechshundert Kinder geboren. Diese Zal der Geburten, mit vierunddreissig multiplicirt, giebt immer ungefähr die Summe der Einwohner, und diese beträgt, im vorliegenden Falle, hundertundzweiundzwanzigtausendundvierhundert.

Paolo Giovs erzält, in seiner Geschichte Leo's des X., daß Rom, zu Klemens des VII. Zeiten, nur zweiunddreissigtausend Einwohner hatte. Welcher Unterschied von diesen Zeiten gegen die Zeiten der Trajane und Antonine! Ungefähr achttausend in Rom wohnende Juden waren in dieser Zälung nicht mitbegriffen. Diese Juden haben immer ganz friedlich in Rom, wie in Livorno, gewohnt. Man hat in Italien nie die Grausamkeiten gegen sie ausgeübt, die sie in Spanien und Portugal auszustehn hatten. Italien war das

Land

Land von Europa, wo die Religion damals die meiste Gelindigkeit einflösste.

Bis zu Ludwig's des XIV. Zeiten war Rom der einzige Mittelpunkt der Künste, und der Artigkeit, und dies brachte die Königin Christine zu dem Entschlus, daselbst ihren beständigen Aufenthalt zu nemen. Bald aber ward Italien, in mehr als Einer Art, von Frankreich eingeholt, und in einigen andern weit übertroffen. Die Engländer bekamen eine grosse Ueberlegenheit über dasselbe, sowohl durch Wissenschaften, als durch Handlung. Rom behielt den Ruhm seiner Alterthümer, und der Arbeiten, voraus, welche dasselbe, seit Julius des II. Zeiten auszeichneten.

Dreizehntes Kapitel.

Verfolg von Italien, im siebzehnten Jahrhunderte.

Von Toskana.

Toskana war, wie der Päbstliche Staat, seit dem sechszehnten Jahrhunderte, ein ruhiges und glükliches Land. Florenz, diese Nebenbuhlerin von Rom, zog eine eben so grosse Menge von Fremden an sich, welche die alten und

nenen Meisterstükke, wovon sie voll war, zu bewundern kamen. Man zälte daselbst hundertundsechszig öffentliche Statuen. Die beiden einzigen Bildsäulen, welche Paris zierten, nemlich, Heinrich der IV., und das Pferd, welches Ludwig's des XIII. Statue trägt, waren zu Florenz gegossen, und Geschenke der Grosherzoge.

Der Handel hatte Toskana so blühend, und seine Souveräne so reich gemacht, daß der Grosherzog Cosmo der II. im Stande war, dem Herzoge von Mantua, im Jahr 1613, gegen den Herzog von Savoyen, zwanzigtausend Mann zu Hülfe zu schikken, ohne von seinen Unterthanen die geringste Auflage zu erheben; ein seltnes Beispiel bei den mächtigsten Nationen!

Von Venedig.

Die Stadt Venedig genos eines noch seltenern Vortheils, welcher darin bestand, daß ihre innere Ruhe, seit dem vierzehnten Jahrhunderte, nicht einen Augenblik unterbrochen wurde. Keine Unruhe, kein Aufruhr, keine Gefahr in der Stadt! Wenn man nach Rom

und Florenz ging, um daselbst die grossen Denkmäler der schönen Künste zu sehen, so eilten die Fremden nach Venedig, um Freiheit und Vergnügungen zu geniessen, und auch da bewunderte man noch, wie zu Rom, die herrlichsten Stükke der Malerei.

Die Künste der Phantasie blühten daselbst, und die Schauspiele lokten die Fremden dahin. Rom war die Stadt der Ceremonien, und Venedig die Stadt der Lustbarkeiten. Sie hatte, nach der Schlacht bei Lepanto, mit den Türken Friede geschlossen, und ihr Handel, obgleich im Verfall, war nach der Levante doch noch beträchtlich. Sie besas Kandia, und mehrere Inseln, Istrien, Dalmatien, einen Theil von Albanien, und alles, was sie noch heut zu Tage in Italien beibehalten hat.

Mitten in der Fülle ihrer Glükseligkeit stand sie auf dem Punkt, durch eine Verschwörung, wovon, seit der Stiftung der Republik, kein Beispiel vorhanden war, vernichtet zu werden. Der Abbé de Saint-Real, der diese be- 1628.
rühmte Begebenheit, in dem Styl eines Sallust's, beschrieben, hat einige romanenhafte Verschönerungen hinzugefügt, aber der Grund davon ist ganz wahr.

Venedig hatte einen kleinen Krieg mit dem Hause Oestreich, auf den Küsten von Istrien, gehabt. Der König Philipp der III. von Spanien, als Besizer des Malländischen, war immer ein heimlicher Feind der Venediger. Der Herzog d'Ossuna, Vicekönig von Neapel, Dom Pedro de Toledo, Gouverneur von Mailand, und der Spanische Gesandte zu Venedig, Marques de Bedmar, der hernach Kardinal de la Cueva ward, verbanden sich alle drei, der Republik ein Ende zu machen. Die Maasregeln, die man genommen hatte, waren so ausserordentlich, und der Anschlag selbst so unwahrscheinlich, daß der Senat, bei aller seiner Wachsamkeit und Scharfsicht, keinen Verdacht davon schöpfen konnte.

Venedig war, durch seine Lage, und durch die morastige Seen, die es umgeben, hinlänglich gesichert. Der Schlamm in diesen Seen, den das Wasser bald auf diese, bald auf eine andre, Seite treibt, lässt niemals einerlei Weg für die Schiffe offen; man mus alle Tage einen neuen Weg auszeichnen. Venedig hatte eine furchtbare Flotte an den Küsten von Istrien, wo es mit dem Erzherzog Ferdinand von Oestreich, der hernach Kaiser Ferdinand

der II. ward, Krieg führte. Es schien unmöglich, in die Stadt zu kommen.

Indessen versammelt der Marques de Bedmar in der Stadt an die fünfhundert Fremden, die alle, einer von dem andern, herbeigezogen waren. Die vornemsten Verschwornen dingen dieselben, unter allerlei Vorwand, und versichern sich ihrer Dienste, mit Hülfe des Geldes, welches der Gesandte hergiebt. Es soll zugleich an mehreren Orten in der Stadt Feuer angelegt werden. Mailändische Truppen sollen zu Lande anrükken. Bestochne Matrosen Barken, mit Soldaten beladen, welche der Herzog d'Ossuna bis auf einige Meilen von Venedig geschikt hatte, den Weg weisen. Der Kapitän Giacomo Pietro, einer der Verschwornen, welcher Seeoffizier in Diensten der Republik war, und zwölf Schiffe kommandirte, nimmt es über sich, diese Schiffe verbrennen zu lassen, und durch diesen ausserordentlichen Streich zu verhindern, daß der Rest der Flotte der Stadt nicht zeitig genug zu Hülfe kommen kann.

Da alle Verschworne Fremde von verschiednen Nationen waren, so ist es kein Wunder,

daß das Komplott entdekt ward. Der Prokurator Nani, ein berühmter Geschichtschreiber der Republik, sagt, daß der Senat von verschiednen Personen Nachricht von der ganzen Sache bekommen habe. Er sagt aber nichts von der angeblichen Reue, welche einen der Verschwornen, Namens Jaffier, ergriffen, als ihr Oberhaupt Rinaldo die lezte Anrede an sie gehalten, und ihnen die Abscheulichkeiten ihres Unternemens so lebhaft geschildert haben soll, daß dieser Jaffier, anstatt angefeuert zu werden, Gewissensbisse bekam.

Alle diese Anreden sind von der Erfindung der Schriftsteller. Man darf ihnen, bei Lesung der Geschichte, nicht trauen. Es ist weder natürlich, noch wahrscheinlich, daß ein Haupt der Verschwornen denselben eine nachdrükliche Beschreibung der Abscheulichkeiten machen sollte, welche sie anzurichten im Begrif sind, und daß er die Einbildungskraft derer-jenigen in Schrek sezen sollte, die er dreist zu machen gedenkt. Alles, was der Senat von Verschwornen auffinden konnte, ward augenbliklich in den Kanälen von Venedig ersäuft. Für die Gesandtenwürde des Marques de Bedmar hatte man Achtung, die man wohl

hätte aus den Augen sezen können, und der Senat lies ihn heimlich aus der Stadt herausbringen, um ihn der Wut des Pöbels zu entziehn.

Das von dieser Gefahr errettete Venedig befand sich, bis zur Einname von Kandia, in einem blühenden Zustande. Die Republik hielt den Krieg mit dem Türkischen Reich, beinahe dreissig Jahre, nemlich von 1641 bis 1669, ganz allein aus. Die Belagerung von Kandia, die längste und denkwürdigste, deren die Geschichte erwähnt, dauerte beinahe zwanzig Jahre, ward bald in eine Blokade verwandelt, bald schläfrig betrieben, und bald ganz aufgegeben, hernach zu verschiednen malen wieder angefangen, und endlich zwei Jahre und ein halbes, ohne Unterlas, in aller Form geführt, bis dieser Aschenhaufen, und fast die ganze Insel, im Jahre 1669, endlich den Türken übergeben ward.

Mit welcher Langsamkeit, und mit welcher Schwierigkeit, sich doch das menschliche Geschlecht verfeinert, und die Gesellschaft zu ihrer Vollkommenheit gelangt! Man fand bei Venedig, gleichsam an den Pforten jenes Italien's, wo alle Künste in Ehren standen, Völ-

ker, die eben so ungeschliffen waren, als die damaligen Nordischen Völker. Die Bewohner von Istrien, Kroatien und Dalmatien waren beinahe Barbaren; und doch war dieses eben das Dalmatien, das, unter der Regierung der Römischen Kaiser, so fruchtbar und so angenem war. Es war das herrliche Land, welches Diokletian zu seinem stillen Aufenthalte gewählt hatte, zu einer Zeit, da weder die Stadt Venedig, noch der Name derselben, vorhanden war.

So gros sind die Veränderungen, denen alle menschliche Dinge unterworfen sind! Die Morlaken besonders wurden für die wildesten Menschen auf Erden gehalten. Sardinien und Korsika wussten nichts von den Sitten, und von der Ausbildung des Verstandes, welche den Ruhm der übrigen Italiener ausmachten. Es ging, wie mit dem alten Griechenlande, welches dicht an seinen Grenzen Nationen zu Nachbaren hatte, die noch ganz wild waren.

Von Maltha.

Die Maltheserritter erhielten sich in dieser Insel, welche ihnen Karl der V. gab, nach-

dem Soliman sie, im Jahr 1523, von Rhodus verjagt hatte. Der Grosmeister Villiers l'Isle Adam, seine Ritter, und die ihnen anhängenden Rhodiser, irrten anfänglich von Stadt zu Stadt, nach Messina, Gallipoli, Rom und Viterbo. L'Isle Adam ging bis nach Madrid, Karl'n den V. um Beistand zu bitten. Er ging auch nach Frankreich und England, und bemühte sich überall, den Trümmern seines Ordens wieder aufzuhelfen, den man für gänzlich zu Grunde gerichtet ansah.

Karl der V. schenkte den Rittern, im Jahre 1525 Maltha sowohl, als auch Tripoli; aber Tripoli ward ihnen von Soliman's Admiralen bald wieder entrissen. Maltha war nichts, als ein beinahe ganz unfruchtbarer Fels. Durch Arbeit hatte man ehmals den Boden gezwungen, fruchtbar zu sein, als noch die Karthager das Land besassen; denn die neuen Besizer fanden daselbst Trümmern von Säulen, und von grossen Gebäuden von Marmor, mit Inschriften in Punischer Sprache. Diese Ueberbleibsel von Grösse bewiesen, daß das Land ehmals blühend gewesen war. Die Römer fanden es nicht unter ihrer Würde, es den Karthagern wegzunemen, auch die Araber

bemächtigten sich desselben, im neunten Jahrhunderte, und der Normann, Graf Roger von Sicilien, verband es, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, mit Sicilien.

Als Villiers L'Isle Adam den Siz seines Ordens auf diese Insel verlegt hatte, wollte der nemliche Soliman Maltha wegnemen, wie er Rhodus genommen hatte, weil es ihn verdros, seine Schiffe noch täglich den Kapereien der Feinde ausgesezt zu sehn, die er vertilgt zu haben geglaubt hatte. Er schikte dreissigtausend Mann vor diesen kleinen Plaz, der nur von siebenhundert Rittern vertheidigt ward.
1565 Der Grosmeister Jean de la Valette, ein Greis von einundsiebzig Jahren, hielt die Belagerung vier Monate aus.

Die Türken liefen an vielen verschiednen Orten Sturm. Man trieb sie mit einer Maschine von neuer Erfindung zurük. Dies waren grosse Bogen von Holz, mit Wolle bedekt, die mit Brantwein, Oel, Salpeter und Schiespulver getränkt war. Man warf diese Bogen brennend auf die Stürmenden. Als ungefähr sechstausend Mann aus Sicilien zur Hülfe ankamen, hoben die Türken die Belagerung auf.

Das vornemste Fort von Maltha, welches die meisten Stürme ausgehalten hatte, ward das siegreiche Fort genannt, und hat den Namen bis jezt behalten. Der Grosmeister de la Valette lies ein neues Fort bauen, welches la Valette heisst, und Maltha unbezwinglich machte. Diese kleine Insel hat seitdem immer der ganzen Osmanischen Macht Troz geboten; aber der Orden ist niemals reich genug gewesen, um grosse Eroberungen zu unternemen, oder zalreiche Flotten auszurüsten. Dieses Kloster von Kriegern erhält sich grösstentheils von Pfründen, die es in den Katholischen Ländern hat, und hat den Türken viel weniger Abbruch gethan, als die Algierischen Korsaren den Christen.

Vierzehntes Kapitel.

Von Holland im siebzehnten Jahrhunderte.

Holland verdient um so mehr Aufmerksamkeit, als es ein Staat von einer ganz neuen Art ist, der mächtig geworden, fast ohne Land zu besizen, und reich, ob er gleich in sich nicht ergiebig genug ist, den zwanzigsten Theil seiner Einwohner zu ernähren, und der sein Ansehn in Europa, seinen Bemühungen am äussersten Ende von

Asien, zu danken hat. Man sieht diese Republik von dem Könige von Spanien, ihrem alten Herrn, für frei und souverän anerkannt, nachdem sie, durch einen vierzigjährigen Krieg, ihre Freiheit erkauft hat. Arbeit und Mässigkeit waren die ersten Schuzengel dieser Freiheit.

Man erzält, daß der Marques de Spinola, und der Präsident Richardot, als sie, im Jahre 1608, nach dem Haag reisten, um mit den Holländern selbst, wegen dieses ersten Waffenstillstandes, zu unterhandeln, unterwegs acht oder zehn Personen aus einem kleinen Kahn aussteigen sahen, welche sich auf das Gras niedersezten, und eine Malzeit von Brod, Käse und Bier hielten, wobei ein jeder, das, was er brauchte, selbst herbeiholte. Die Spanischen Gesandten fragten einen Bauer, wer diese Reisende wären? Der Bauer antwortete: Es sind die Deputirten von den Staaten, unsern souveränen Herren und Regenten. Sogleich riefen die Spanischen Gesandten: Die Leute wird man niemals überwinden können, und man mus mit ihnen Friede machen. Ungefähr eben dasselbe hatte sich ehmals mit den Gesandten von Sparta und den Gesandten des Königs von

Persien zugetragen. Einerlei Sitten können einerlei Begebenheiten veranlassen. Im Ganzen genommen waren die Privatpersonen dieser Provinzen damals arm, und der Staat war reich, anstatt daß die Bürger in der Folge reich geworden sind, und der Staat arm. Dies kam daher, weil damals die Erstlingsfrüchte der Handlung der öffentlichen Vertheidigung waren gewidmet worden.

Dieses Volk besas damals weder das Vorgebirge der guten Hofnung, welches es den Portugiesen erst im Jahre 1653 wegnam, noch Cochin mit seinen Zubehören, noch Malakka. Es handelte noch nicht unmittelbar nach China. Der Japanische Handel, von welchem sie heut zu Tage Herren sind, war ihnen, bis zum Jahre 1609, von den Portugiesen, oder vielmehr von den Spaniern, untersagt, die noch Herren von Portugal waren. Aber sie hatten schon die Molukkischen Inseln erobert; sie fingen an, sich auf Java festzusezen, und die Ostindische Kompagnie hatte, von 1602 bis 1609, ihr Kapital schon mehr als zwiefach gewonnen. Gesandten von Siam hatten diesem Volke von Handelsleuten, schon im Jahre 1608, eben die Ehre erwiesen, die sie nachher Ludwig dem XIV. erzeigten.

Von Japan kamen, im Jahre 1609, auch Gesandten, um im Haag einen Traktat zu schliessen. Der Kaiser von Marokko und Fes schikte zu ihnen, und lies sie um Hülfe an Mannschaft und Schiffen bitten. Seit vierzig Jahren vermehrten sie ihr Glük und ihren Ruhm, durch die Handlung, und durch Kriege.

Die Gelindigkeit dieser Regierung, und die Duldsamkeit gegen alle Arten von Gottesdienst, welche an andern Orten gefärlich sein kann, dort aber notwendig war, bevölkerten Holland mit einer Menge von Fremden, hauptsächlich aber mit Wallonen, welche die Inquisition in ihrem Vaterlande verfolgte, und welche aus Sklaven Bürger wurden.

Die in Holland herrschende Kalvinische Religion trug auch zu der Macht desselben das Ihrige bei. Dieses damals so arme Land hätte weder die Pracht der Prälaten bestreiten, noch Mönchsorden ernähren können; und das Land, das nichts so nötig hatte, als Menschen, konnte keine Leute aufnemen, welche sich eidlich verbinden, das menschliche Geschlecht, so viel an ihnen ist, aussterben zu lassen. Man hatte das Beispiel an England, welches um ein Drittheil volkreicher war, seitdem die Diener des Altars

die Annemlichkeiten des Ehestandes genossen, und die Hofnungen der Familien nicht mehr in der Ehlosigkeit des Klosters begraben wurden.

Amsterdam ward, ungeachtet der Unbequemlichkeiten seines Hafens, die Waarenniederlage der ganzen Welt. Ganz Holland bereicherte und verschönerte sich durch unsägliche Arbeiten. Die Gewässer des Meers wurden durch doppelte Deiche in Schranken gehalten. Durch alle Städte wurden Kanäle geführt, und mit gehaunen Steinen eingefasst. Die Strassen wurden breite, mit grossen Bäumen gezierte, Kayen. Die mit Kaufmannsgütern beladne Barken landeten vor den Thüren der Privatpersonen, und die Fremden können nicht aufhören, das seltsame Gemisch von Hausgiebeln, Baumwipfeln, und Schifswimpeln, zu bewundern, welche zu gleicher Zeit, und an dem nemlichen Ort, das Schauspiel des Meeres, der Stadt, und des Feldes gewähren.

Aber das Böse mischt sich so sehr mit dem Guten, die Menschen entfernen sich so oft von ihren Grundsäzen, daß diese Republik nahe daran war, selbst die Freiheit zu zerstören, für welche sie gefochten hatte, und daß die Intoleranz bei einem Volke Blut vergos, dessen Glük und

Geseze sich auf Toleranz gründeten. Zwei Kalvinische Theologen thaten, was so viele Theologen anderswo gethan hatten. Gomar und
1609 Armin disputirten zu Leyden, mit wütendem
und f. J. Eifer, über Dinge, die sie nicht verstanden, und brachten Zwietracht in die vereinigten Provinzen. Der Streit glich in vielen Stükken dem Streit der Thomisten und Skotisten, und der Jansenisten und Molinisten, über die Vorherbestimmung, über die Gnade, über die Freiheit, und über dunkle und unbedeutende Streitfragen, bei welchen man von den Dingen, worüber man streitet, nicht einmal einen deutlichen Begrif geben kann.

Die Musse, die man, während des Waffenstillstands hatte, gewährte einem unwissenden Pöbel die unselige Leichtigkeit, sich in diese Streitigkeiten mit Hartnäkkigkeit zu vertiefen, und kurz, aus einem Schulgezänk entstanden zwei Parteien im Staat. Der Prinz Moriz von Oranien war an der Spize der Gomaristen; der Pensionnär Barneveld begünstigte die Arminianer. Du Maurier sagt, er habe von seinem Vater, dem Gesandten, gehört, daß, als Moriz dem Pensionnär Barneveld hatte den Antrag thun lassen, er

möchte

möchte dazu behülflich sein, dem Prinzen eine unumschränkte Gewalt beizulegen, dieser eifrige Republikaner nur die Gefahr und Ungerechtigkeit dieser Forderung in's Licht sezte, und daß von Stund' an Barneveld's Fall beschlossen ward.

Ausgemacht ist es, daß der Statthalter seine Gewalt, durch die Gomaristen vermehren, und Barneveld dieselbe, durch die Arminianer, einschränken wollte; daß verschiedne Städte Soldaten errichteten, die man die Aufmerker nannte, weil sie auf die Befele des Magistrats merkten, und die Befele des Statthalters nicht annamen; daß es in einigen Städten blutige Empörungen gab, und daß der Prinz Moriz die Partei, die seiner Macht zuwider war, ohn' Unterlas verfolgte.

Er lies endlich eine Kalvinische Kirchenversammlung zu Dortrecht zusammenberufen, die 1618. aus allen Reformirten Kirchen von Europa bestand, die Französische ausgenommen, welche von ihrem Könige die Erlaubnis nicht erhielt, Deputirte dazu zu schikken. Die Väter dieser Kirchenversammlung, die so sehr gegen die Strenge der Väter vieler andrer Kirchenver-

sammlungen, und gegen das Ansehn derselben, geschrieen hatten, verurtheilten die Arminianer, so wie sie selbst von der Kirchenversammlung zu Trient waren verurtheilt worden.

Mehr als hundert Arminianische Prediger wurden aus den sieben Provinzen verbannt. Der Prinz Moriz zog aus der Ritterschaft, und den Magisträten, sechsundzwanzig Kommissare aus, um den Grospensionnär Barneveld, den berühmten Grotius, und einige andre von der Partei, zu richten. Man hatte sie, sechs Monate lang, im Gefängnis behalten, ehe man ihnen den Prozes machte.

Eine der grossen Ursachen zur Empörung der sieben Provinzen, und der Prinzen von Oranien, gegen Spanien war anfänglich diese, daß der Herzog d'Alba die Gefangnen immer so lange schmachten lies, ehe sie gerichtet wurden, und daß ihnen am Ende der Prozes durch Kommissare gemacht wurde. Eben diese Beschwerden, worüber man sich, unter der Spanischen Monarchie beklagt hatte, wachten, im Schoosse der Freiheit, wieder auf. Barneveld ward im Haag, mit noch mehrer Ungerechtigkeit, als die

Grafen von Egmont und von Hoorn in
Brüssel, enthauptet. Er war ein Greis von 1619.
siebzig Jahren, der seiner Republik, vierzig
Jahre lang, in allen Staatsgeschäften, gedient
hatte, und zwar mit eben so gutem Erfolg, als
Moriz, und seine Brüder, mit dem Degen. Die
Sentenz besagte: er hätte die Kirche Gottes aus allen Kräften betrübt.

Grotius, welcher hernach Schwedischer Gesandter in Frankreich, und durch seine Schriften berühmter ward, als durch seine Gesandschaft, wurde zu ewigem Gefängnis verurtheilt, woraus ihn seine Frau zu retten die Dreistigkeit und das Glük hatte. Diese Gewaltthätigkeit erzeugte Verschwörungen, welche neue Todesstrafen nach sich zogen.

Ein Sohn des alten Barneveld beschlos,
das Blut seines Vaters an Morizens Blut zu
rächen. Das Komplot ward entdekt. Seine
Mitschuldigen, an deren Spize sich ein Armi-
nianischer Prediger befand, starben alle von Hen- 1623.
kers Händen.

Dieser junge Barneveld hatte das Glük, zu entkommen, unterdessen daß man die Ver-

schwornen in Verhaft nam; seinem jüngern Bruder aber ward der Kopf abgeschlagen, blos weil er um die Verschwörung gewusst hatte.

De Thou in Frankreich verlor, grade aus der nemlichen Ursach, das Leben. Die Verurtheilung des jungen Holländers war aber eine weit grössre Grausamkeit; es gehörte der höchste Grad der Ungerechtigkeit dazu, ihn darum hinrichten zu lassen, weil er nicht der Angeber seines Bruders gewesen war. Hätten diese Zeiten der Grausamkeit fortgedauert, so wären die freien Holländer unglüklicher gewesen, als ihre Voraltern unter dem Sklavenjoche des Herzogs d'Alba. Diese Gomaristische Verfolgungen hatten viel Aehnliches mit den ersten Verfolgungen, welche die Protestanten den Katholiken so oft vorgeworfen, und alle Sekten, eine gegen die andere, ausgeübt hatten.

Amsterdam, ob es gleich voll von Gomaristen war, begünstigte immer die Arminianer, und neigte sich zur Toleranz. Der Ehrgeiz und die Grausamkeit des Prinzen Moriz liessen, in dem Herzen der Holländer, eine tiefe Wunde zurük, und das Andenken an Barneveld's Tod

trug, in der Folge, nicht wenig dazu bei, den jungen Prinzen Wilhelm von Oranien, nachmaligen König von England, von der Statthalterwürde ausschliessen zu lassen. Er lag noch in der Wiege, als der Pensionnär de Witt, in dem Friedenstraktat der Generalstaaten mit Cromwell'n, im Jahre 1653, festsezte, daß Holland keinen Statthalter mehr haben wollte.

Cromwell verfolgte noch in diesem Kinde dem Grosvater desselben, König Karl'n den I., und der Pensionnär de Witt rächte das Blut eines Pensionnärs. Die Streich des de Witt ward endlich die traurige Ursach seines und seines Bruders Todes; aber dies sind auch so ziemlich alle die blutigen Auftritte, welche der Streit zwischen Freiheit und Ehrgeiz in Holland verursacht hat.

Die Ostindische Kompagnie, welche sich um diese Faktionen nicht bekümmerte, baute nichts desto weniger Batavia, schon im Jahre 1618, wider den Willen der Könige des Landes, und der Engländer, welche auf diese neue Niederlassung einen Angrif thaten. Das morastige, und in mehr als Einer Provinz unfrucht-

bare, Holland verschafte sich, unter dem fünften Grad Südlicher Breite, ein Königreich in der fruchtbarsten Gegend des Erdbodens, wo die Felder mit Reis, Pfeffer und Zimmt, bedekt sind, und wo der Weinstok zweimal im Jahre Frucht bringt. Es bemächtigte sich seitdem Bantams auf derselben Insel, und vertrieb die Engländer daraus. Diese einzige Kompagnie besas acht grosse Gouvernements in Indien, wenn man das Vorgebirge der guten Hofnung mitrechnet, ob dasselbe gleich an der Spize von Afrika liegt. Diesen wichtigen Posten namen sie, im Jahre 1653, den Portugiesen weg.

Zu eben der Zeit, da die Holländer sich solchergestalt am äussersten Ende des Orient's festsezten, fingen sie an, ihre Eroberungen von der westlichen Seite in Amerika auszubreiten, nachdem der zwölfjährige Waffenstillstand mit Spanien zu Ende gegangen war. Die Westindische Kompagnie sezte sich, von 1623 bis 1636 in den Besiz von ganz Brasilien. Man sah mit Erstaunen aus den Büchern dieser Kompagnie, daß sie, in diesem kurzen Zeitraum, achthundert, sowohl Kriegs- als Kauffahrtei-Schiffe ausgerüstet, und den Spaniern fünfhundertundfünfundvier-

zig weggenommen hatte. Diese Kompagnie überwog damals die Ostindische; als aber Portugal endlich das Joch der Könige von Spanien abgeschüttelt hatte, vertheidigte es seine Besizungen besser, als sie, und verschafte sich Brasilien wieder, wo es immer neue Schäze gefunden hat.

Die nüzlichste Expedition der Holländer war die That des Admirals Peter Henn, der alle Spanische, von der Havana zurükkommende, Gallionen wegnam, und von dieser einzigen Fahrt seinem Vaterlande zwanzig Millionen Französischer Livres mitbrachte. Die Schäze der von den Spaniern eroberten neuen Welt dienten dazu, ihre ehmalige Unterthanen, die nun ihre furchtbare Feinde geworden waren, gegen sie zu verstärken.

Die Republik hielt, in einem Zeitraum von beinahe achtzig Jahren, wenn man einen zwölfjährigen Waffenstillstand davon ausnimmt, diesen Krieg in den Niederlanden, in dem grossen Indien, und in der neuen Welt, aus, und war mächtig genug, den vortheilhaften Frieden zu Münster, im Jahre 1647, zu schliessen, ohne sich an das mit ihr verbundne Frankreich, dessen

eigentlichen Schuz sie bisher genossen hatte, zu kehren, oder zu binden, ob sie gleich versprochen hatte, ohne Zuziehung desselben keinen Traktat zu schliessen.

Bald nachher, im Jahre 1652 und in den folgenden Jahren, scheut sie sich nicht, mit England, ihrem Bundesgenossen, zu brechen. Sie hatte so viel Schiffe, als England, und ihr Admiral Tromp weicht dem berühmten Admiral Black nicht eher, als bis er, in einem Seetreffen, das Leben verliert. Sie steht hernach dem Könige von Dänemark bei, der, von dem Könige Karl dem X von Schweden, in Kopenhagen belagert wird. Ihre Flotte, unter dem Admiral Obdam, schlägt die Schwedische Flotte, und entsezt Kopenhagen.

Als beständige Nebenbuhlerin der Engländer im Handel, führt sie mit denselben, unter Karl'n dem II., wie unter Cromwell'n, Krieg, und zwar mit weit grösserm Glük. Im Jahre 1668 wird sie die Schiedsrichterin der Könige. Ludwig der XIV. wird von ihr gezwungen, mit Spanien Friede zu machen. Von dieser Zeit an wird die Republik, die vorher so fest an Frank-

reich hing, die Stüze von Spanien gegen Spanien selbst. Schon lange ist sie eine der Hauptparteien in den Angelegenheiten von Europa. Sie richtet sich wieder auf, wenn sie gefallen ist, und besteht, obgleich geschwächt, blos durch den Handel, dem sie ihre Gründung zu danken hatte, ohne in Europa eine andre Eroberung gemacht zu haben, als Mastricht, und ein sehr kleines und schlechtes Ländchen, das blos dazu dient, ihre Grenzen zu vertheidigen. Man hat auch nicht gesehn, daß sie sich, seit dem Münsterschen Frieden, vergrössert hat. Sie gleicht darin mehr der alten Republik von Tyrus, die blos durch Handel mächtig war, als der Republik Karthago, welche so viele Besizungen in Afrika hatte, und der Republik Venedig, welche sich auf dem festen Lande zu weit ausgebreitet hatte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Berichtigungen.

S. 10 Z. 8 von unten statt: vortragen l. vorträgt.
S. 30 Z. 2 statt: 1656. l. 1606.
S. 65 Z. 4 statt: Reveillac l. Ravaillac.
S. 66 Z. 7 von unten statt: bitterste Satyre l. bitterste Satyren.
S. 164 Z. 10 statt: hatten l. hatte.
S. 174 Z. 10 von unten statt: seine l. sein.
S. 183 Z. 6 statt: d'Ancré l. d'Ancre.
– – Z. 14. statt: ohnmächtigen l. ohnmächtigern.
S. 192 Z. 2 statt: erkannten l. erkannte.
S. 227. Z. 16 statt: VI. l. IV.
S. 234. Z. 8 statt: Unruhen l. Unruhe.
S. 253 Z. 11 statt: Grösser l. Grössre.
S. 327 Z. 10 statt: Briele l. Briel.
S. 336 die lezte Zeile statt: schienen l. scheinen.
S. 358 Z. 6 von unten statt: fremden Ländern l. fremde Länder.
S. 366 Z. 9 statt: diesen l. diesem.
S. 378 Z. 14 statt: theuer l. theurer.

XXXXX (Bd. 4-10) 1.92

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voltaire, 1694-1778

Voltair's sämmtliche Schriften

Bd.: 9.

Berlin (1787)

Opp. 448-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603744-1
VD18 80034403-001